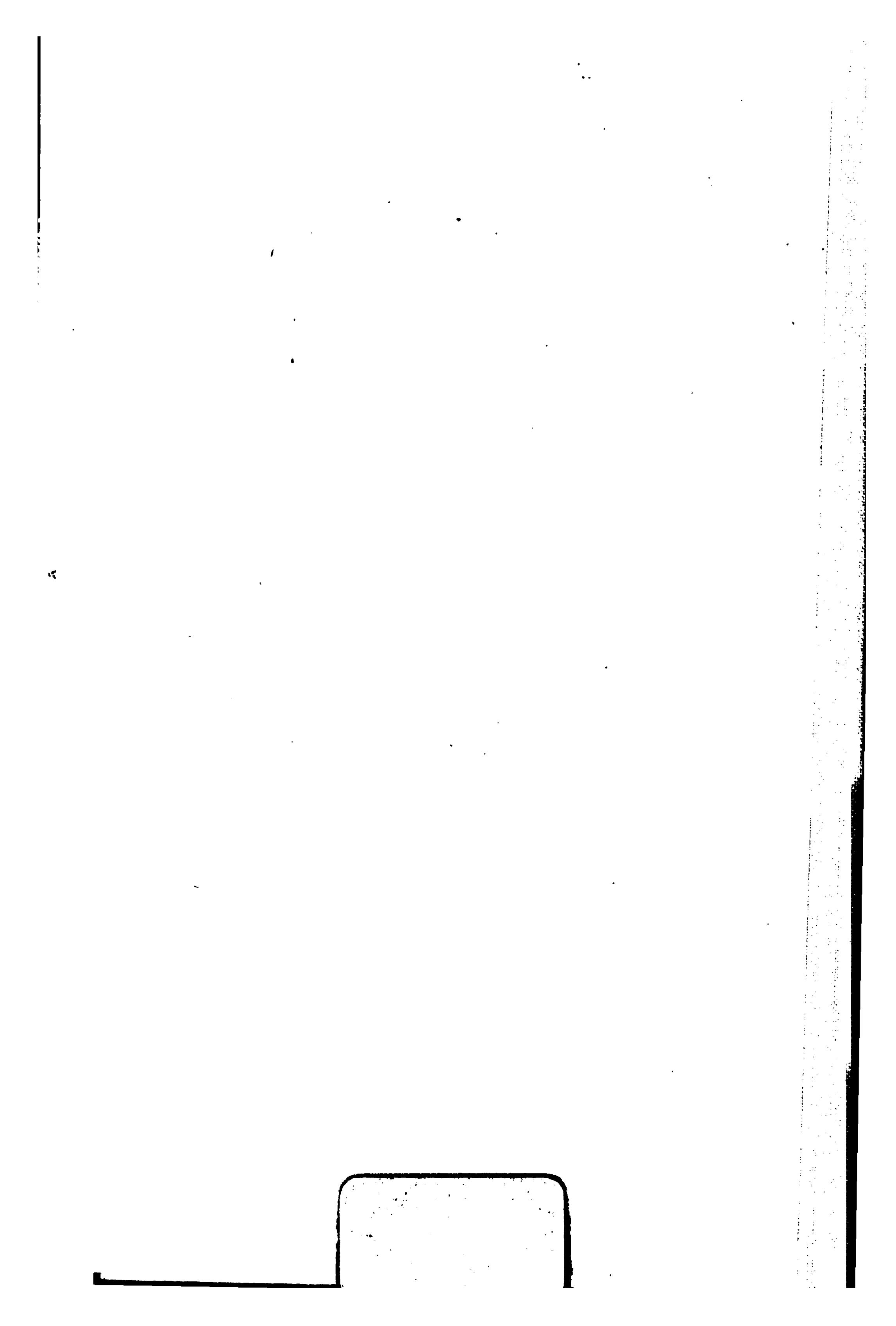
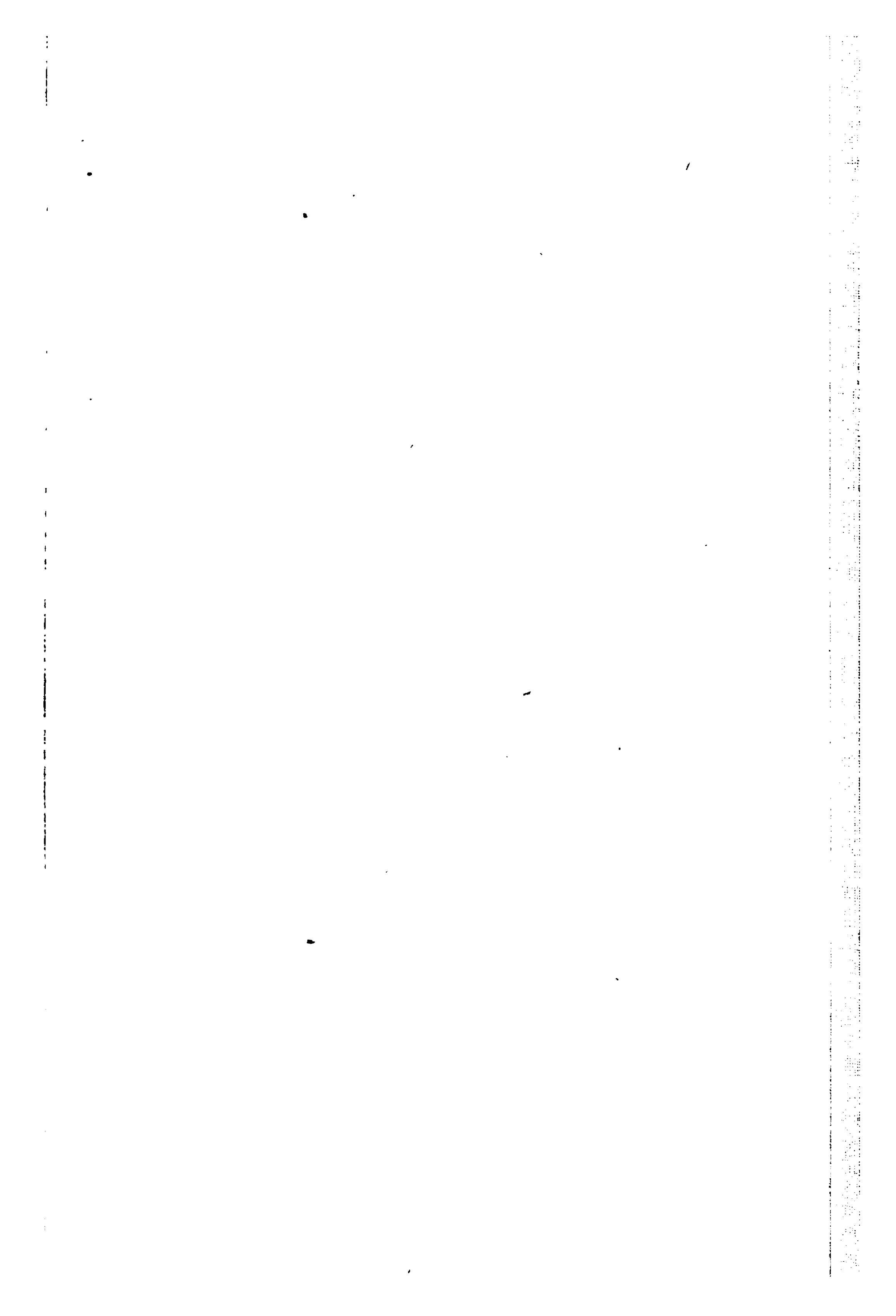
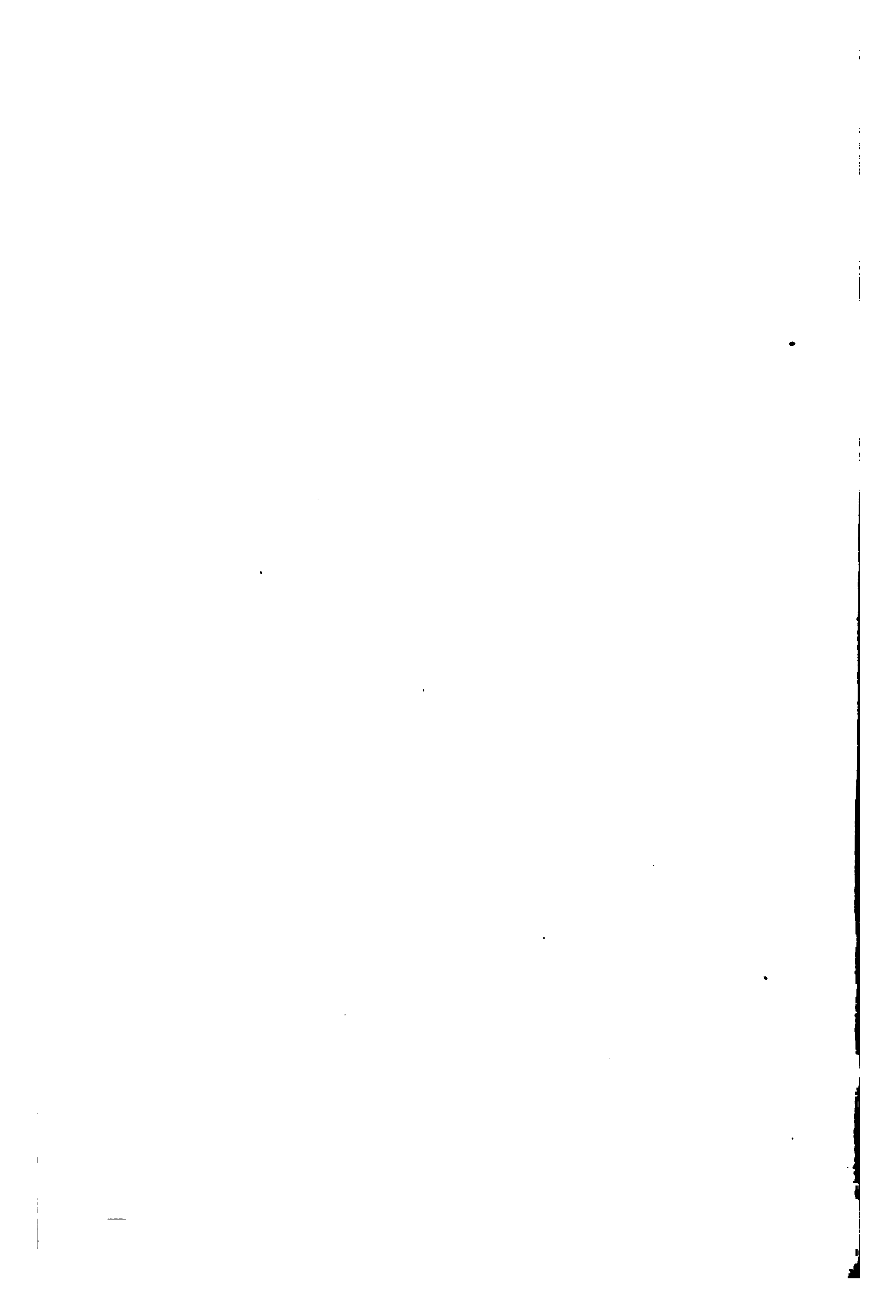








Die Türkei

in der

Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit,

oder

ausführliche geographisch-, ethnographisch-, statistisch-historische

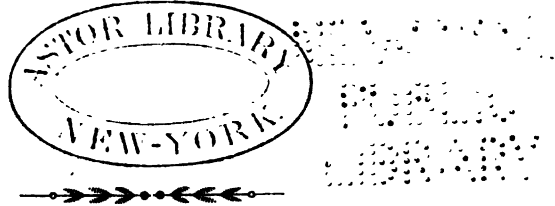
Darstellung des Türkischen Reiches,

nebst einer vollständigen und sorgfältig ausgeführten

Topographie der europäischen und asiatischen Türkei

von

Dr. F. H. Ungewitter.



Erlangen, 1854.

Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.

(Adolph Enke.)

Schnellpressendruck von Junge und Sohn in Erlangen.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erstes Kapitel.

Das Türkische Reich im weiteren Sinne.

Unter dem Türkischen Reiche überhaupt oder im weiteren Sinne versteht man sämmtliche, von dem Sultan in Constantinopel mehr oder weniger abhängige Länder in allen drei Erdtheilen der alten Welt. Diese Länder ziehen sich vom Adriatischen Meere und von der österreichischen und russisch-europäischen Grenze, nur durch das Marmora-Meer und dessen nördliche und südliche Meerenge getrennt, tief in Vorderasien und sodann in Nordafrika hinein, den östlichen Theil des Mittelländischen Meeres umgebend und, nebst dem größeren Theil der Westküste des Schwarzen Meeres, die Südküste desselben bildend.

Man spricht demnach von einer Europäischen Türkei, einer Asiatischen Türkei und Türkischen Besitzungen in Afrika (Afrikanische Türkei oder auch Türkisches Afrika pflegt man seltener zu sagen).

Die **Europäische Türkei** begreift die Provinzen Rumelien, Bulgarien, Macedonien, Thessalien, Albanien, Bosnien, die Insel Candia, nebst 4 Inseln im Aegeischen Meere, und die mittelbaren Länder Serbien, Wallachei und Moldau.

Die **Asiatische Türkei** hat zu Hauptbestandtheilen Kleinasien, Syrien, Armenien und Mesopotamien; auch werden, wenigstens nominell, die Städte Mekka und Medina, nebst anderen Theilen der arabischen Landschaft Hedschas dazu gerechnet.

Die **afrikanisch-türkischen** Besitzungen beschränken sich auf Egypten und Tripoli, obwohl dem Namen nach auch Tunis dazu gerechnet wird.

Den Gesammtflächeninhalt des Türkischen Reiches **im weiteren Sinne** nehmen Einige zu 121,000, Andere nur zu 47,000 Q. M. an, und seine Gesammtbevölkerung schätzen Einige auf mehr als 35¼ Millionen, Andere höchstens auf 24 Millionen Einwohner.

Auf die Europäische Türkei kommen aber nur 9100 Q. M. und 14,745,000 Einwohner. Die Asiatische Türkei kann schwerlich mehr als einen Flächeninhalt von 24,400 Q. M. und eine Bevölkerung von 12 Millionen Einwohner haben, selbst wenn man das Scherifat Mekka, Medina 2c. in Arabien (etwa 3700 Q. M. und 900,000 Einwohner) hinzu-

rechnet. Auf die afrikanisch-türkischen Besitzungen sind höchstens 14,000 Q. M. und $3^1/_2$ Millionen Einwohner zu rechnen, da sie, wie gesagt, auf Egypten und Tripoli sich beschränken, indem Tunis, wenigstens faktisch, ganz unabhängig von der Pforte ist und daher auch nicht einmal Tribut an dieselbe zahlt.

Hiernach also hätte das Türkische Reich überhaupt einen Flächeninhalt von 47,500 Q. M. und eine Bevölkerung von beinahe $30^1/_4$ M. E.

Das wäre allerdings ein ganz mächtiges Reich, welches, im Hinblick auf seine Quadratmeilen- und Einwohnerzahlen, es kühn mit jeder europäischen Großmacht aufnehmen oder doch wenigstens ein gewichtiges Wort in den Angelegenheiten Europa's mitsprechen könnte!

Allein es ist das alles weiter nichts als leerer Schein, wie wir weiterhin sehen werden; das Türkische Reich ist ein todter oder doch dem nahen Tode verfallener Körper ohne Saft und Kraft; die türkische Macht oder Furchtbarkeit lebt nur noch in der Tradition und kann sich nicht einmal mit derjenigen des kleinen Königreichs Portugal oder Sardiniens messen, und in die Angelegenheiten Europa's vermag und wagt die Türkei nicht ein einziges selbständiges Wort hineinzureden. Zudem übt der Sultan eine unmittelbare Herrschaft nur in den oben zuerst genannten 6 Provinzen, nebst den Inseln, der Europäischen Türkei, in Kleinasien und einzelnen Theilen Syriens, Armeniens und Mesopotamiens aus, wogegen er in allen übrigen Theilen seines Reiches entweder nur mittelbar, oder faktisch so gut wie gar nicht zu gebieten hat. Denn auch da, wo formell seine unmittelbare Herrschaft anerkannt ist, verfahren die dort eingesetzten Paschas ganz nach Belieben und kümmern sich gar wenig um seine Befehle.

Wir haben es hier übrigens hauptsächlich nur mit der Europäischen Türkei zu thun; denn eine ausführliche Beschreibung des gesammten Türkischen Reiches würde uns viel zu weit über den Zweck hinausführen, den wir bei unserer ganzen Darstellung im Auge haben, und der auf dem von uns eingeschlagenen Wege dennoch vollständig erreicht werden dürfte.

Zweites Kapitel.

Die europäische Türkei; deren geographische Lage, Grenzen, Flächeninhalt und Bevölkerung. — Geographischer Ueberblick der politischen Bestandtheile der europäischen Türkei. — Türkische Verwaltungs-Eintheilung.

Die europäische Türkei begreift den größeren und nördlichen Theil der östlichen südeuropäischen großen Halbinsel, nebst verschiedenen Inseln, liegt demnach zwischen dem Schwarzen und Adriatischen Meere und ist von

der asiatischen Türkei und von Asien überhaupt durch den Bosporus, das Marmora-Meer und den Hellespont (außerdem freilich auch durch das Aegeische Meer) getrennt. Das feste Land liegt zwischen 39° und 18° 18′ n. Br. und zwischen 13° 40′ und 26° 40′ östl. Länge von Paris. Die Landgrenzen bilden im N. Rußland und Oesterreich, und im W. ebenfalls Oesterreich mittelst Dalmatiens.

Der Flächeninhalt und die Bevölkerung der europäischen Türkei betragen, wie wir oben gesehen haben, 9100 Q. M. und 14,745,500 E. Hiervon kommen

auf Rumelien	1400	Q. M.	und	2,500,000 E.
„ Bulgarien	1600	„ „	„	3,000,000 „
„ Macedonien	1200	„ „	„	1,000,000 „
„ Thessalien	165	„ „	„	500,000 „
„ die Inseln	205	„ „	„	325,500 „
„ Albanien	750	„ „	„	1,250,000 „
„ Bosnien	1036	„ „	„	1,100,000 „
„ Serbien	700	„ „	„	1,000,000 „
„ Wallachei	1319	„ „	„	2,600,000 „
„ Moldau	725	„ „	„	1,470,000 „
Gesammtflächeninhalt	9100	Q. M.	Gesammtbevölkerung	14,745,500 E.

Rumelien (Rumili) oder Romanien (1400 Q. M. und 2,500,000 E.) liegt hauptsächlich am Bosporus, Marmora-Meer und Hellespont, ist im S. vom Aegeischen und im NO. vom Schwarzen Meere begrenzt, und ist das alte **Thrazien**, welches schon 71 vor Chr. Geb. unter die Herrschaft der Römer kam, Anfangs noch unabhängige Könige hatte, dann aber unter dem Kaiser Claudius eine römische Provinz wurde. In den ältesten Zeiten verstanden die Griechen unter Thrake alles nördlich von Thessalien gelegene Land. Bei näherer Bekanntschaft, und als Macedonien anfing mächtig zu werden, ward es auf die jetzigen Grenzen beschränkt. Thrazien gehörte schon seiner Lage nach zu den europäischen Ländern, die von Asien aus zuerst bevölkert wurden; und eine alte Sage spricht sogar von einem Festlande Lektonien, welches Kleinasien mit Europa verbunden habe, dann aber versunken sei und nur in den Inseln des Marmora-Meeres und des Archipels sein Dasein beurkunde. Unter den rohen, aber kriegerischen Völkern, welche Thrazien die größte Zeit des Alterthums hindurch bewohnten, waren die Triballer, Geten, Kikonen und Odrysen die bekanntesten; zu ihnen gesellten sich noch die Teukrer und Myser aus Kleinasien, und die Griechen fingen an, Pflanzstädte an den Küsten zu gründen, besonders auf dem Thrazischen Chersonesus, oder der langen und schmalen Halbinsel, welche die Westküste des Hellesponts bildet und auf der jetzt Gallipoli liegt. Byzanz oder das jetzige Constantinopel wurde von der griechischen (auf der Landenge

von Korinth liegenden) Stadt Megara aus gegründet. Die Perser beherrschten einen großen Theil Thraziens seit Darius Hystaspis (der bekanntlich von 521 bis 485 vor Chr. Geb. regierte); sie gaben jedoch später diese Besitzung auf; Thrazien kam dann unter die Botmäßigkeit der Macedonier und später unter die der Römer.

Bulgarien (1600 Q. M. und 3,000,000 E.), welches das Untere Mösien der Römer war (das Obere Mösien war das jetzige Serbien), liegt an Rumeliens Nordgrenze, zwischen dem Balkan und der Donau, welcher Strom es von der Wallachei scheidet. Es hat seinen Namen von den Bulgaren, einem tatarischen Volke, welches seit unbekannter Zeit an der Wolga und dem Ural wohnte, beim Beginn der Völkerwanderung in die Donaugegenden und dann an der Donau hinaufzog, und schon im 5. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung jährlich wiederholte Einfälle in das Byzantinische Reich machte. Kaiser Anastasius ließ im J. 507 eine große Mauer gegen diese Streifereien aufführen. In dem Zeitraum von 562 bis 635 lebten die Bulgaren unter der Oberherrschaft der Avaren, ihrer westlichen Grenznachbarn, bis ihr Fürst Kuvrat sein Volk befreite und ein großes Reich stiftete, welches aber schon seine Söhne unter sich theilten, von denen der dritte das hier in Rede stehende eigentliche Bulgarien erhielt. Im J. 1180 eroberte der ungarische König Bela III. einen Theil von Bulgarien, und ungeachtet er ihn an die Griechen wieder abtrat, so machten doch die Könige von Ungarn in der Folge Ansprüche auf die Oberhoheit über die bulgarischen Könige; denn die Bulgaren fielen 1185 unter Asan von den Griechen wieder ab. Im J. 1390 griffen die Osmanen oder Türken die Bulgarei an und machten, nachdem sie den letzten König Susman 1392 gefangen genommen hatten, Bulgarien zu einer türkischen Provinz. Die meisten Bulgaren sind Christen, und zwar seit 860 der griechischen Kirche zugethan und haben 3 Erzbischöfe unter einem Patriarchen.

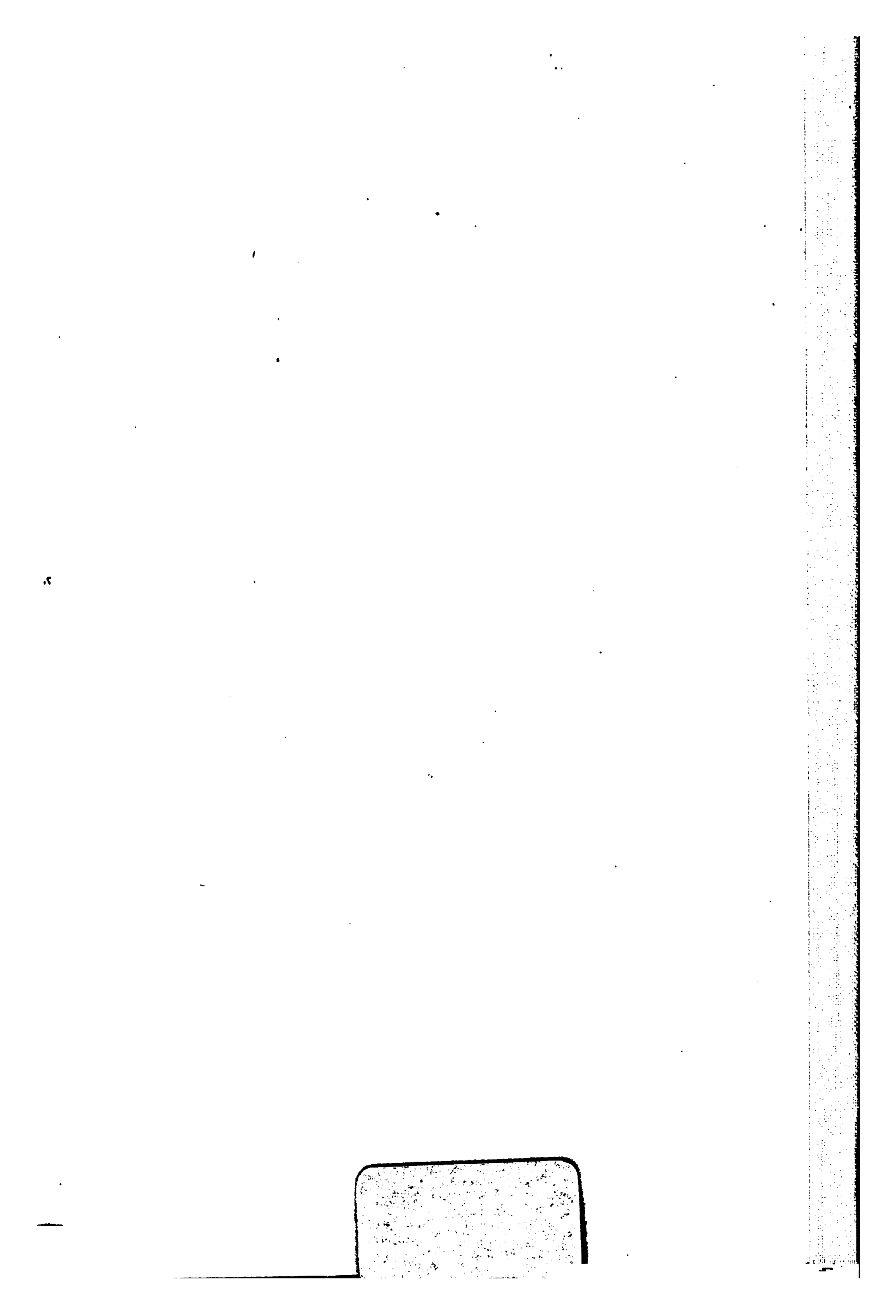
Macedonien (1200 Q. M. und 1,000,000 E.) liegt am Aegeischen Meere, zwischen Thrazien und Thessalien, und ist die schönste Provinz der europäischen Türkei, mit mildem Klima und selbst Sicilien an natürlicher Fruchtbarkeit übertreffend. Die Bevölkerung begreift viele Griechen, Bulgaren, Albanesen, Wallachen 2c. Macedonien ward lange Zeit von wilden umherstreifenden Völkern durchzogen. Mit den Griechen kam es zuerst in eine entfernte Berührung, als im J. 724 vor Chr. argivische Fürsten aus dem Geschlechte des Temenos sich hier niederließen und ein, lange unbeachtetes, kleines Königreich bildeten, aus dem in der Folge das welterschütternde Macedonien erwuchs. Indeß zur Zeit der Perserkriege waren die macedonischen Könige so schwach, daß Darius auf seinem Zuge gegen die Scythen sie zinsbar machte und sie auch bei der großen Unternehmung des Xerxes diesem als Unterthanen folgen mußten. Von der Zeit an wurden sie den Griechen be-

kannter. Die Athenienser legten mehrere Pflanzstädte an der Küste an, Macedonier nahmen schon Theil an dem peloponnesischen Kriege (431—404 vor Chr.) gegen Athen. Jedoch erst mit König Philipp ward Macedonien für die Geschichte wichtig. Dieser wußte die Kräfte des Landes und dessen kriegerische Bewohner so wohl zu benutzen, daß er am Tage von Chäronea, 338 vor Chr., das unter sich uneinige Griechenland seiner Herrschaft unterwarf. Sein noch größerer Sohn Alexander besiegte Asien und erhob Macedonien durch zehnjährige Eroberungskriege auf eine kurze Zeit zur Beherrscherin der halben Welt. Nach seinem Tode ward die ungeheuere Monarchie zerstückelt; Macedonien beschränkte sich wieder auf seine alten Grenzen und verlor sogar nach einigen Kämpfen seine Herrschaft über Griechenland. Den Anlaß dazu gab das Bündniß, das Philipp II. während des zweiten punischen Krieges mit Karthago geschlossen hatte. Die Römer verschoben damals ihre Rache; als aber Philipp Athen belagerte, und diese Stadt die Römer zu Hülfe rief, so erklärten sie an Macedonien den Krieg. Philipp wurde genöthigt, um Frieden zu bitten, mußte seine Schiffe ausliefern, seine Truppen auf eine geringe Anzahl vermindern und die Kriegskosten bezahlen. Macedonien stand jetzt schon gleichsam unter Oberherrlichkeit der Römer; als aber Philipp's Nachfolger, Perseus, gegen Rom zu den Waffen gegriffen hatte und bei Pydna von Aemilius Paulus gänzlich geschlagen worden war (168 vor Chr.), hielten die Römer das Land besetzt. Gereizt durch ihre Bedrückungen, stand der macedonische Adel und die ganze Nation unter Andriskus auf. Nach einem langen Kampfe durch Q. Cäcilius Macedonicus abermals besiegt, mußte der Adel auswandern, und das Land wurde im J. 148 vor Chr. eine römische Provinz.

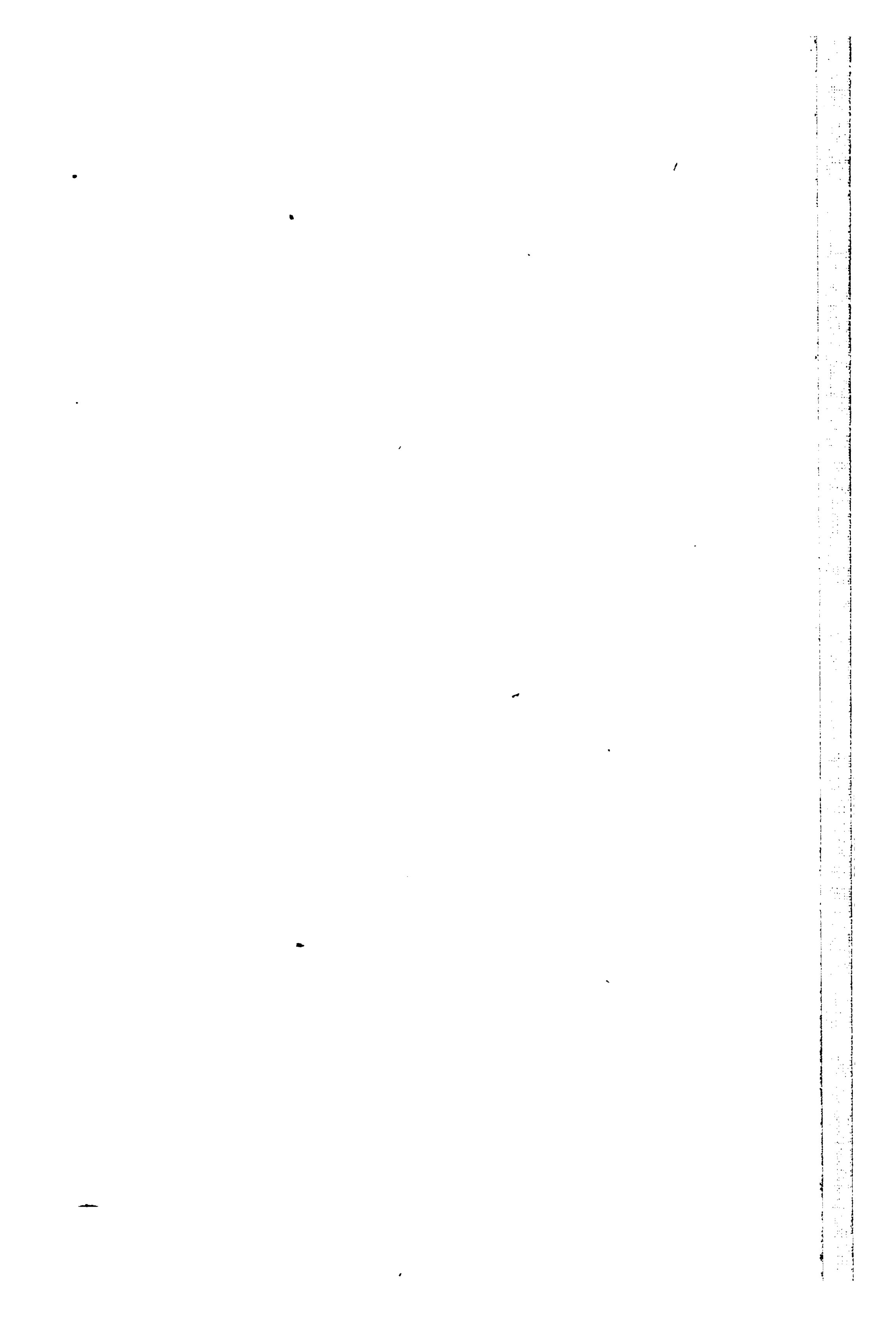
Thessalien (165 Q. M. und 500,000 E.) liegt zwischen Macedonien und dem Königreiche Griechenland am Aegeischen Meere, und hat größtentheils Griechen zu Bewohnern, welche mehr Betriebsamkeit zeigen, als die der anderen Provinzen der europäischen Türkei. Den mittleren Haupttheil des Landes bildet das, vom Peneus (Salambria) durchströmte, von der Natur mit edlen Früchten reich begabte und überaus reiche Thal Tempe, der Garten der Musen in der Götterlehre der Alten. Der Olymp, in dieser Lehre der Wohnsitz der Götter, liegt gerade auf der Grenze von Thessalien und Macedonien und ist nach neueren Messungen 6500 F. hoch. Nahe am Gipfel ist eine griechische Kapelle, wo jährlich einmal Gottesdienst gehalten wird, und auf der höchsten bewohnten Gegend steht das St. Dionysiuskloster. Die Abhänge des Berges sind mit Nadelwaldungen, und der Fuß mit Eichen, Wallnußbäumen und Platanen bedeckt. Thessalien ist gewissermaßen als die Wiege Griechenlands zu betrachten. Die ältesten Bewohner waren die Hämonen, daher auch wohl Hämonia als Name des Landes vorkommt. Dann wanderten Pelasger und Hellenen ein; letztere unter Deukalion um 1600

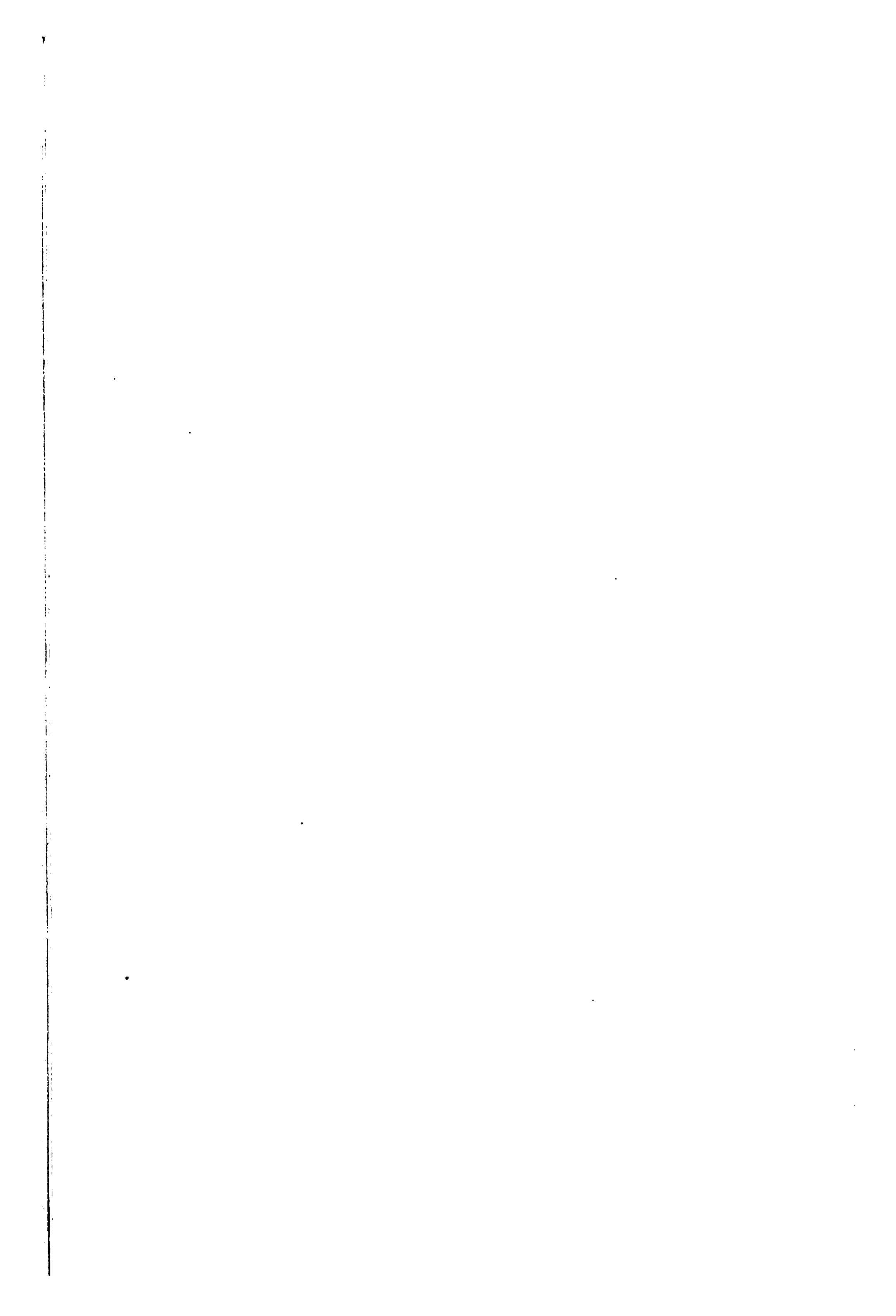
Schnellpressendruck von Junge und Sohn in Erlangen.

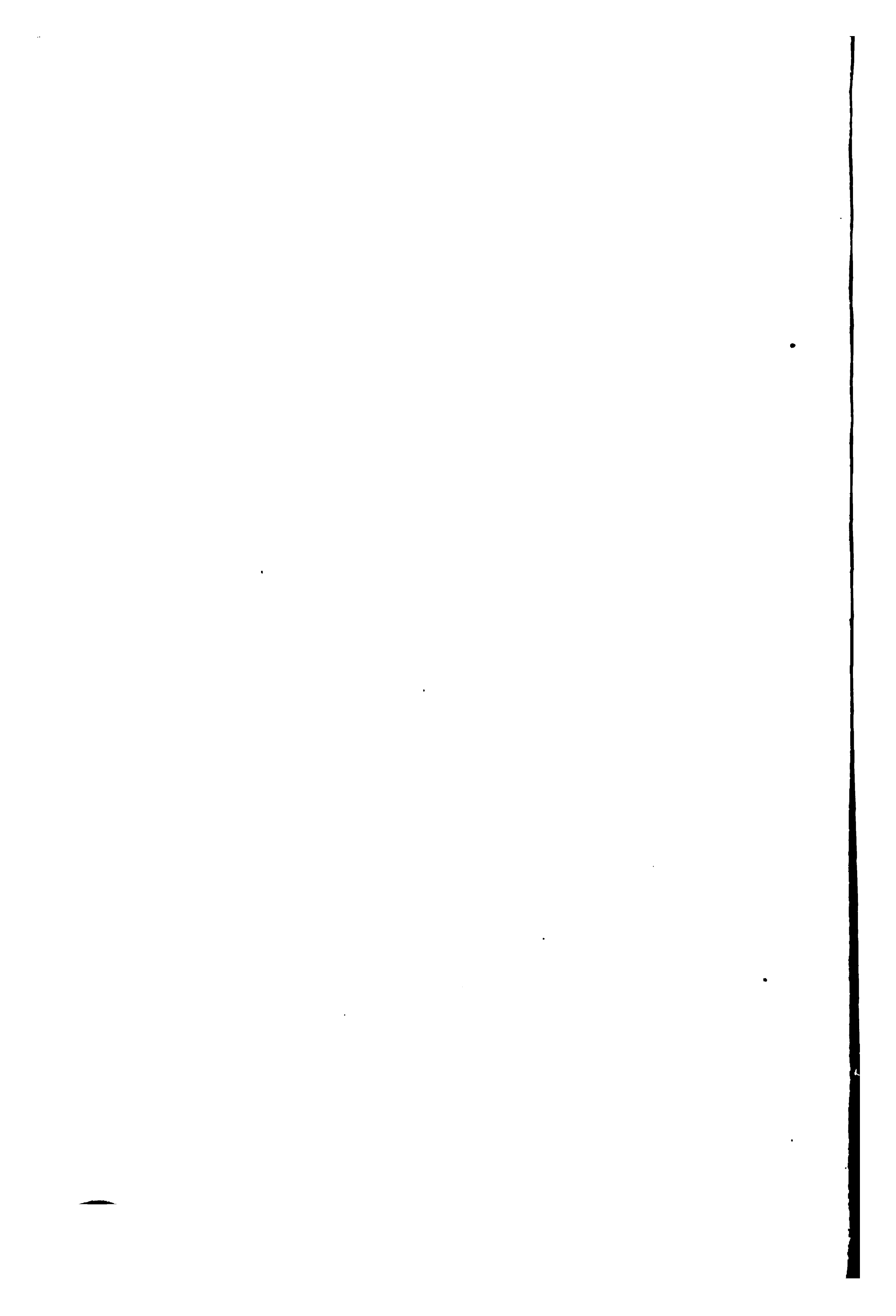
Inhaltsverzeichniß.











Die Türkei

in der

Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit,

oder

ausführliche geographisch-, ethnographisch-, statistisch-historische

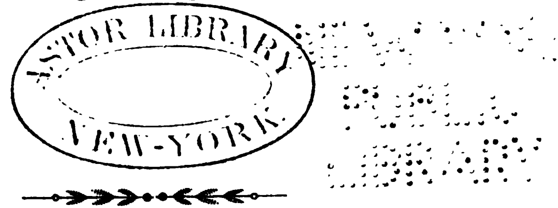
Darstellung des Türkischen Reiches,

nebst einer vollständigen und sorgfältig ausgeführten

Topographie der europäischen und asiatischen Türkei

von

Dr. F. H. Ungewitter.



Erlangen, 1854.

Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.

(Adolph Enke.)

satzungen der festen Plätze darf kein Türke im Lande sich häuslich niederlassen; der Pascha hat keinen Einfluß auf die Verwaltung. Die Serbier genießen vollkommene Religionsfreiheit, und jeder Serbe kann, blos mit einem Passe seiner Regierung versehen, durch die ganze Türkei Handel treiben. Jeder waffenfähige Mann ist militärpflichtig, und im Fall eines Krieges der Pforte mit einer auswärtigen Macht stellt Serbien ein Contingent von 12,000 Mann.

Die Wallachei (1319 Q. M. und 2,600,000 E.), welche auf dem linken Donauufer zwischen Siebenbürgen und Bulgarien liegt, und im N. von der Moldau begrenzt wird, ist im S. und zum Theil auch im O. (indem die Donau selbst einen Bogen macht) von Bulgarien, und im W. theilweise von Serbien durch die Donau getrennt. Die Hauptmasse ihrer Bevölkerung bilden die Wallachen oder Wlachen, die sich selbst Rumuyi, d. h. Römer, nennen, ein verderbtes Latein reden, und aus einer Vermischung von Daciern, Mösiern, Bulgaren und Römern entstanden sind. Sie gleichen in ihrer Sommertracht ganz ihren Vorfahren im römischen Zeitalter, wie sie auf der Trajanssäule zu Rom abgebildet sind, und machen einen verderbten Volkshaufen aus, der (wenigstens in der Wallachei selbst) sich durch angeborene Wildheit, großen Hang zur Trägheit, Wollust und durch Unempfindlichkeit auszeichnet. Ihre Religion ist die griechische; an ihren 210 Festtagen im Jahr arbeitet kein Mensch; außerdem haben die öffentlichen Behörden noch Oster- und Hundstagsferien. Sodann leben in der Wallachei noch etwa 90,000 Zigeuner, 20,000 Juden, 5000 Armenier und Serben und 3000 Griechen. Die herrschende Religion ist, wie gesagt, die griechische. Die Wallachei machte zur Zeit der Römer einen Theil von **Dacien** aus; und zu den mancherlei Völkerschaften, die seit der Völkerwanderung das Land heimsuchten, kamen im 11. Jahrhunderte auch Tataren (Petschenegen und Kumanen), deren Reste längst untergegangen sind, und Magyaren. Aber schon im 13. Jahrhunderte herrschten hier eigene, übrigens von den griechischen Kaisern abhängige Fürsten oder Woiwoden, die sich nach dem Verfall des byzantinischen Reiches bald an Ungarn, bald an Polen anschlossen. Im J. 1421 mußten sie sich den übermächtigen türkischen Waffen unterwerfen, und mehrere vergebliche Versuche, in Verbindung mit Ungarn die Unabhängigkeit wieder zu erlangen, dienten nur dazu, das Joch zu erschweren. Endlich im J. 1460 kam ein Vertrag zu Stande, durch den die Türken gegen einen geringen Tribut den Wallachen das Recht zustanden, ihre Woiwoden selbst zu wählen und ihre inneren Angelegenheiten ganz ohne Einmischung der Türken zu ordnen; auch sollte kein Türke den Boden der Wallachei betreten. Dieser Vertrag besteht zwar im Wesentlichen noch, wie wir sogleich sehen werden; allein er wurde schon früh von den Türken auf's Gröblichste verletzt. Schon im 16. Jahrhunderte rissen sie die am linken Donauufer liegenden Festungen Braila, Giurgewo und Turnul an sich, bestraften kleinere Aufstände durch Erhöhung des Tributs,

schleppten den gewählten Woiwoden, Fürsten Brankowan, nach Constantinopel, wo er mit seinen 4 Kindern hingerichtet wurde, und die Pforte ernannte fortan nach freier Willkür die Hospodare, und zwar wählte sie dieselben nicht aus den Eingeborenen, sondern aus griechischen Familien, die der Wallachei gänzlich fremd waren. Außerdem behielt sie sich das Recht vor, den Hospodar jährlich durch einen Firman in seiner Würde zu bestätigen, oder auch nach Gutbefinden abzusetzen; für den Bestätigungs-Firman mußte er jedesmal beträchtliche Geldgeschenke darbringen, und außerdem einen regelmäßigen jährlichen Tribut von 300,000 Löwenthalern zahlen. Ward er abgesetzt — und hierzu bedurfte es nur der Verleumdung eines Feindes oder Neiders, oder auch eines Gelüstes auf Seiten der Pforte nach des Hospodars Reichthümern — so wurde er in der Regel auch enthauptet, jedenfalls aber sein Vermögen confiscirt; und deshalb fiel die Wahl gewöhnlich auf das reichste Mitglied der in Constantinopel selbst wohnenden vornehmen griechischen Familien. Mit der Vermögensconfiscation ging es dann um so leichter und sicherer zu. Zum Ersatz für alle diese Demüthigungen, Plackereien und Gefahren stand es dem Hospodar frei, das Land, über das er gesetzt war, so methodisch auszuplündern als er wollte. Endlich kamen durch die Verträge von Kutschuk-Kainardschi (vom 24. Juli 1774), Jassy (vom 9. Jan. 1792) und Buchareſt (vom 28. Mai 1812) die Wallachei und Moldau unter russischen Schutz; allein die Paschas der Donaufestungen setzten ihre Plackereien fort, und türkische Aufkäufer rissen den Alleinhandel mit allen Früchten des Landes an sich. Der Vertrag, nach welchem ein Hospodar 7 Jahre im Amte bleiben und während dieser Zeit unverletzlich sein sollte, wurde Seitens der Pforte gebrochen. In dieser mißlichen Lage entzog sich der Fürst Karadza im Oct. 1818 der befürchteten Absetzung durch die Flucht, und begab sich mit seiner Familie und seinen Schätzen durch Ungarn nach Genf und Genua. An seine Stelle ernannte die Pforte im J. 1819 den Fürsten Alexander Suzzo zum Hospodar, der jedoch schon nach kaum zwei Jahren, am 20. Juni 1821, zu Bucharest starb. Der Augenblick seines Todes war gleichsam das Zeichen zu einem Aufstande, der zuerst in der Wallachei und Moldau ausbrach, bald aber im jetzigen Griechenland und auf den Inseln des Archipels um sich griff. Ein Bojar, Theodor Wladimirko, früher russischer Offizier, ein kühner Mann, aber planloser Abenteurer, der durch Kornhandel einiges Vermögen und außerdem großen Anhang unter den Bauern gewonnen hatte, erlitt einen Verlust von 70,000 türkischen Piastern. Zu diesen glaubte er am besten durch einen Aufstand wieder gelangen zu können. Er stellte sich daher 1821 in der kleinen Wallachei (wie der auf die Westseite der Aluta gelegene Theil der Wallachei genannt wird) an die Spitze von 50 Getreuen, denen bald einige tausend Bauern zuströmten. Inzwischen ernannte die Pforte einen neuen Hospodar, Kallimachi; dieser und dessen vorausgeeilter Stellvertreter suchten

mit Theodor durch Vergleich zu Ende zu kommen, weil sonst Kallimachi seine ungeheuere Summe, die ein Hospodar zur Erkaufung der Stelle in Constantinopel zu zahlen hatte, verlieren konnte. Wahrscheinlich würden Beide ihre Absicht erreicht haben. Allein schon hatte sich Alexander Ypsilanti, der Nachkömmling eines, 1806 die Wallachei beherrschenden Hospodars, an die Spitze einer verbündeten Griechenschaar in Jassy gestellt; dadurch entstand ein blutiger Kampf, in welchem die Hetairisten unterlagen und der das Land wieder in die Gewalt der Türken brachte. Nunmehr ernannte der Sultan den 16. Juli 1822 zum Hospodar, statt eines Griechen, einen Eingeborenen, Gregor Ghika, der aber, von einer türkischen Leibwache umgeben, weniger zu sagen hatte als je einer seiner Vorgänger. Nach jahrelanger Mißhandlung durch türkische Truppen räumten diese zwar das Land, und Fürst Ghika trat die Regierung an; allein seine Lage war unsicher, bis Rußland 1828 wegen Verletzung des Traktats von Akjerman und anderer Verträge der Pforte den Krieg erklärte, beide Donaufürstenthümer besetzte und in Bucharest eine besondere Verwaltung organisirte. Durch den Adrianopeler Frieden vom 14. Sept. 1829 fielen zwar die Donaufürstenthümer unter die Oberherrlichkeit der Pforte zurück, sie erhielten jedoch nunmehr ihre eigene Verfassung und Verwaltung. Seitdem darf die Pforte keinen befestigten Punkt auf dem linken Donauufer mehr haben, demnach auch keine Besatzung in den, jetzt ausschließlich der Wallachei gehörenden Festungen Braila und Giurgewo (bei dem linken Ufer gelegen). Kein Türke darf im Lande wohnen, und nur türkische Kaufleute werden zur Betreibung von Handelsgeschäften zugelassen. Die Hospodare in der Wallachei und Moldau werden auf Lebenszeit ernannt. Nur in Gemäßheit eines Uebereinkommens der Pforte mit Rußland vom 1. Mai 1849 sind sie für diesmal auf 7 Jahre ernannt worden. Die übrigen Vortheile und Bedingungen sind denen gleich, die für Serbien festgestellt worden. Der an die Pforte zu entrichtende jährliche Tribut beträgt 2 Mill. türk. Piaster oder etwa 243,100 fl. Conv. Mze. Der jetzige Hospodar der Wallachei ist Dimitri Barbo Stirbey, ernannt am 16. Juni 1849.

Die Moldau (725 Q. M. und 1,470,000 E.), welche an der Nordseite der Wallachei liegt, im O. durch den Pruth von Rußland getrennt ist, und im W. von Galizien und Siebenbürgen begrenzt wird, ist größtentheils von Moldauern oder Moldawenen bewohnt, welche Stammverwandte der Wallachen sind und auch deren Sprache reden. Außerdem befinden sich unter der Bevölkerung Zigeuner, Juden, Griechen, Armenier, Serbier, Bulgaren, Polen, Russen, Ungarn und Deutsche. Herrschende Kirche ist die griechische. Die Moldau gehörte zu **Dacien**, wie die Wallachei, und was von der älteren Geschichte der Letzteren oben bemerkt worden ist, gilt auch von der der Moldau. Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts erkannten die moldauischen Fürsten bald die Schutzhoheit der Ungarn oder Polen, bald der Pforte an, bis im

Anfange des 15. Jahrhunderts die Schutzhoheit der Pforte dauernd wurde. Bogdan III., Fürst der Moldau, machte das Land 1529 dem Sultan Soliman II. zinspflichtig. Mit seinem Sohne Stephan IV. starb der Stamm der moldauischen Erbfürsten aus, worauf die erbliche Fürstenwürde abgeschafft wurde, und die adligen Gutsbesitzer oder Bojaren den Fürstenstuhl jedesmal durch Wahl aus ihrer Mitte besetzten. Später legte sich jedoch die Pforte das Ernennungsrecht bei. Der moldauische Fürst Stephan V. oder der Große eroberte 1482 die damals zu Siebenbürgen gehörende Bukowina, welche 1774 von den Russen erobert und von diesen an Oesterreich überlassen wurde, was die Pforte durch Vertrag vom 25. Febr. 1777 genehmigte. Dem moldauischen Fürsten, Gregorius Ghika, der einen Einspruch dagegen zu erheben wagte, wurde auf Befehl der Pforte sogleich der Kopf abgeschlagen. Die jetzt russische Provinz Bessarabien gehörte bis 1812 ebenfalls zur Moldau. Die jetzigen Verhältnisse der Moldau zur Pforte u. dgl. m. sind ganz die nämlichen, wie bei der Wallachei. Gegenwärtig ist Hospadar der Moldau Gregor Ghika, ernannt am 16. Juni 1849.

Uebrigens nimmt in Betreff der inneren Verwaltung die türkische Regierung von der in den geographischen Lehrbüchern gebräuchlichen Provinzialeintheilung eben so wenig Notiz wie von der Eintheilung des Reichs in die Europäische, Asiatische und Afrikanische Türkei. Vielmehr ist das Türkische Reich überhaupt in (35) Ejalets oder Statthalterschaften getheilt, deren Vorstände, je nach der Wichtigkeit der Ejalets, den Titel Vali (Vicekönig) oder auch den Titel Mutessarif (Generalgouverneur) führen. Die Ejalets sind wieder in (142) Livas (Provinzen) getheilt, an deren Spitze die Kaimakams (Untergouverneure) oder Mohassils (Präfekten) stehen. Die Livas werden in (1320) Kazas (Distrikte), die Kazas in Nahijs (Nahien oder Gemeinden) eingetheilt.

Die **Europäische Türkei** zerfällt in 15 Ejalets, 42 Livas und 376 Kazas. Die 15 Ejalets sind die nachstehenden:

1.	Ejalet	Edirneh (Thrazien, Tschirmen),	Sitz	des	Statthalters:	Adrianopel.
2.	„	Silistria (Bulgarien)	„	„	„	Silistria.
3.	„	Boghdan (Moldau)	„	„	„	Jassy.
4.	„	Eflak (Wallachei)	„	„	„	Bucharest.
5.	„	Vidin (Bulgarien)	„	„	„	Widdin.
6.	„	Nisch (Nissa, Bulgarien)	„	„	„	Nissa.
7.	„	Uskup (Ost-Albanien)	„	„	„	Uskup.
8.	„	Syrp (Serbien)	„	„	„	Belgrad.
9.	„	Festung Belgrad	„	„	„	Belgrad.
10.	„	Bosna (Bosnien)	„	„	„	Serajevo.
11.	„	Rumili (Albanien u. Macedonien)	„	„	„	Monastir.
12.	„	Yania (Epirus)	„	„	„	Janina.

13.	Ejalet	Selanik (Macedonien),	Sitz des Statthalters:	Salonichi.
14.	„	Djizaïr (Archipel)	„ „ „	Rhodus.
15.	„	Kryt (Kandia)	„ „ „	Kandia.

Die Asiatische Türkei zerfällt in 17 Ejalets, 83 Livas und 858 Kazas. Die 17 Ejalets sind die nachstehenden:

1.	Ejalet	Qastamuni (Paphlagonien),	Sitz des Statthalters:	Kastamuni.
2.	„	Khuadavendiguiar (Bithynien)	„ „ „	Brussa.
3.	„	Aydin (Lydien)	„ „ „	Smyrna.
4.	„	Qaraman (Phrygien u. Pamphilien)	„ „ „	Konia.
5.	„	Adana (Cilicien)	„ „ „	Adana.
6.	„	Bozoq (Cappadocien)	„ „ „	Angora.
7.	„	Sivas (Cappadocien)	„ „ „	Siwas.
8.	„	Tharabezun (Pontus und Colchis)	„ „ „	Trapezunt.
9.	„	Erzerum (Armenien)	„ „ „	Erzerum.
10.	„	Mossul (Assyrien)	„ „ „	Mossul.
11.	„	Kurdistan	„ „ „	Diarbekr.
12.	„	Kharberut (Mesopotamien)	„ „ „	Kharput.
13.	„	Haleb (Syrien und Osroëne)	„ „ „	Aleppo.
14.	„	Saïda (Phönizien und Palästina)	„ „ „	Beirut.
15.	„	Cham (Syrien)	„ „ „	Damaskus.
16.	„	Baghdad (Babylonien)	„ „ „	Bagdad.
17.	„	Habesch (Arabien)	„ „ „	Dschedda.

Die Afrikanische Türkei zerfällt in 3 Ejalets, 17 Livas und 86 Kazas. Die 3 Ejalets sind die nachstehenden:

1.	Ejalet	Missr (Egypten)	Sitz des Statthalters:	Kairo.
2.	„	Tarablusi=Garbe (Tripoli)	„ „ „	Tripoli.
3.	„	Tunis	„ „ „	Tunis.

Drittes Kapitel.

Klima, Bodengestalt, Gebirgssystem, Meerbusen, Landseen, Flußsystem, Bodenbeschaffenheit.

Das Klima ist in der europäischen Türkei durchschnittlich sehr mild und zugleich fast überall gesund. Denn wenn die Pest und andere Seuchen bisher von Zeit zu Zeit am Bosporus und in den südlichen Provinzen wütheten, so waren nicht von Miasmen verpestete Luftschichten die Ursache davon, sondern die Schuld lag meist an der Unreinlichkeit, Nachlässigkeit und Sorglosigkeit der Einwohner, und seit der Einführung von Quarantainemaßregeln sind dergleichen ansteckende Seuchen immer seltener geworden. Wir haben im vor. Kapitel gesehen, daß der festländische Theil der europäischen Türkei

ungefähr zwischen dem 39. und 48. Grade der Breite liegt. Indeß ist es nur die Moldau, welche bis zum 48. Grade und etwas darüber hinaufreicht. Die Hauptmasse des Landes reicht nur bis zum 45. Grade hinauf; und da das physische Klima hier mit dem mathematischen im Ganzen so ziemlich übereinstimmt, so erfreut sich das Land mehr oder minder desjenigen glücklichen Himmelsstriches, der mit fast allen Reizen des Tropenlandes keine Beschwerde desselben empfindet, und andererseits mit aller Kraft der höheren Breiten ihren Unannehmlichkeiten fremd bleibt. Allerdings gibt es hin und wieder sumpfige Gegenden, wo die Bewohner in der heißen Jahreszeit ruhr= oder fieberartigen Krankheiten ausgesetzt sind; allein mit einiger Vorsicht können sie ihnen leicht entgehen, und Fremde bedürfen, um von ihnen befreit zu bleiben, keiner Acclimatisirung.

Der zwischen dem 42. und 43. Grade der Breite von W. nach O. streichende Balkan bildet übrigens eine Art klimatischer Grenzscheide, indem auf der Nordseite dieses Gebirges das Klima rauher ist, als auf der Südseite, wo Schnee zu den Seltenheiten gehört oder doch nie lange liegen bleibt. Auf der Nordseite fällt im Winter nicht nur häufig Schnee, sondern es stellt sich auch bisweilen Frost ein. Zur Zeit des Kaisers Arkadius (von 395 bis 408 regierend) und ebenso auch im J. 1068 soll sogar das Schwarze Meer längere Zeit, das erste Mal drei Wochen, zugefroren gewesen sein. Ja, es wird berichtet, daß zur Zeit des Constantinus Kopronymus (der von 741 bis 775 regierte) selbst auf den Bosporus eine Eisdecke sich gelegt habe.

Im April und Mai regnet es häufig; den Sommer über kühlen regelmäßige Nordostwinde die Luft, doch sind auch Stürme in den verschiedenen Meerestheilen nicht selten, und oft herrschen zu gleicher Zeit im Schwarzen und Marmora=Meere, im Aegeischen Meere und im Hellespont entgegengesetzte Winde. Südlich vom 40. Breitengrade, das heißt in Thessalien und Süd=Albanien, wird die Vegetation nur selten unterbrochen, und es herrscht hier so zu sagen ein ewiger Frühling. Nördlicher wird die im Sommer bisweilen drückende Hitze häufig durch Winde vom Schwarzen Meere gemildert.

Was die äußere Gestalt der Bodenoberfläche betrifft, so herrscht im Ganzen der Gebirgscharakter vor, und Ebenen finden sich besonders nur in der Wallachei, an der serbisch=bulgarischen Grenze und in der Gegend von Adrianopel. Vom Adriatischen bis zum Schwarzen Meere zieht sich durch die europäische Türkei ein Gebirge, dessen östlicher Flügel der Balkan oder Hämus heißt, und welches nordwärts und südwärts stufenweise abfällt, und zwar nach Norden hin zur wallachischen Tiefebene an der unteren Donau. Uebrigens sind die Südabfälle steiler, schroffer und felsiger als der Nordabhang. Ein preußischer Offizier, der im November 1835 über den Balkan reiste, bemerkt darüber: „Von Islenije (an der bulgarisch=rumelischen Grenze) gewährte das hohe zackige Gebirge einen prachtvollen Anblick. Wolken hingen

an den Gipfeln, während die Sonne die kahlen Steinwände beschien, welche die kühnsten und malerischsten Formen zeigen. Vor uns (auf dem Wege nach Adrianopel hin) lag eine weite Ebene, über welche wir mit frischen Pferden in vollem Rennen durch ellenhohes Gras und zwischen einem äußerst dornigen Strauchwerk hinjagten."

Der Hämus erhebt sich als **Balkan** südlich von Varna am Schwarzen Meere zu 3000 Fuß, und zieht sich bis zu dem 9000 F. hohen Orbelos, südwestwärts von Sophia (der Hauptstadt Bulgariens), am Isker. Von dort setzt er sich 100 Meilen weit fort als Argentaro-Gebirge, Montenegro und Dinarische Alpen bis zu dem 6500 F. hohen Kleck. (Der steile Abfall in Dalmatien zum Adriatischen Meere hat Mangel an Trinkwasser, unfruchtbaren Boden und zerschnittene Küsten.) Wenige Pässe führen durch das waldige, wilde Gebirge; die Hauptpässe sind bei Schumla und Sophia. — Der nördliche Abfall des Gebirges ist im Osten vom Orbelos eine öde, den kalten Nordwinden ausgesetzte Hochebene, mit tief eingeschnittenen, warmen, sumpfigen Thälern. Das Küstenland, die Dobrudscha, ist ebenfalls eine Hochebene zu nennen, und keineswegs so fruchtbar, oder wenigstens nicht so angebaut, wie gewöhnlich angenommen wird.

Die **Dobrudscha** bildet den nordöstlichsten Theil Bulgariens zwischen der unteren Donau und dem Schwarzen Meere. Die Donau geht nämlich unterhalb Silistria's plötzlich von ihrer östlichen Richtung ab und schlägt eine nördliche ein bis zur Südgrenze der Moldau, wo sie wieder ostwärts nach dem Schwarzen Meere fließt. Der Bogen, den sie auf solche Weise macht, begreift nun also die Dobrudscha. Wenn man auf der Karte die Donau nach so langem östlichen Laufe ganz kurz vor ihrer Ausmündung plötzlich unter einem rechten Winkel abbrechen und an 20 Meilen nördlich fließen sieht, so möchte man fast glauben, sie habe die Berge selbst angewälzt, welche sie verhindern, die nur 7 Meilen lange Strecke von Rassova bis zum Meere geradeaus zu gehen. Allein die Sache ist die, daß das Gerippe der Dobrudscha durch ein Sand- und Kalkstein-Gebirge gebildet wird, welches bis zu einer gewissen Höhe mit dem angeschwemmten Erdreiche der Donau überlagert ist. Ueberall zeigt der Boden dieselbe graue Masse von Sand und Lehm, welche schon durch ganz Ungarn die Ufer dieses Stromes bildet, und viele Meilen weit findet man auch nicht den kleinsten Stein, nur so groß wie eine Linse. Dagegen tritt in den Thälern überall Fels zu Tage, und je mehr gegen Norden, je höher und schroffer ragen Felszacken aus den Spitzen der Hügel empor. In der Nähe von Matschin (schräg gegen Braila und Galacz über) bilden diese eine Reihe Berge von wahrer Alpenformation, natürlich in verkleinertem Maßstabe. Dieses ganze, wohl 200 Quadratmeilen große Land zwischen dem Meere und einem schiffbaren Strome ist eine so trostlose Einöde, wie man sie sich nur vorstellen kann, und schwerlich

dürfte die Dobrudscha viel über 20,000 Einwohner zählen. So weit das Auge trägt, sieht man nirgends einen Baum oder Strauch; die stark gewölbten Hügelrücken sind mit einem hohen, von der Sonne gelb gebrannten Grase bedeckt, welches sich unter dem Winde wellenförmig schaukelt; und ganze Stunden reitet man über diese einförmige Wüste, bevor man ein elendes Dorf ohne Gärten, ohne Bäume in irgend einem wasserlosen Thale entdeckt. Es ist, als ob das belebende Element des Wassers in dem lockeren Boden versänke, denn in den Thälern sieht man keine Spur von dem trockenen Bette eines Baches; nur aus Brunnen wird an langen Bastseilen das Wasser aus dem Grunde der Erde gezogen. — Schon die Römer betrachteten die Dobrudscha als ein Land, welches man den nördlichen Barbaren preisgeben müsse, und schnitten sie durch eine Mauer aus der Gegend von Rassowa nach Kostendsche von Mösien ab. (Rassova liegt da, wo die Donau plötzlich die oben bezeichnete nördliche Richtung nimmt, und Kostendsche liegt östlich und 7 M. von Rassova am Schwarzen Meere.) Bei den Kriegen von 1812 und 1828 hat die Dobrudscha sehr gelitten; gewiß ein Dritttheil der Dörfer, welche die Karten angeben, existirt gar nicht mehr (übrigens gerade nicht in Folge jener Kriege, sondern aus mancherlei anderen Ursachen); Hirsova besteht aus 30 Häusern, und Isakdschi und Tultscha sind um 1000 bis 5000 Schritte aus ihrer alten Lage gewichen. Der oben erwähnte preußische Offizier, der im Nov. 1837 durch die Dobrudscha kam, bemerkt darüber unter Anderem: „Nachdem der Mensch den Menschen aus dieser Region verscheucht, scheint das Reich den Thieren anheimgefallen zu sein. Niemals habe ich so viele und mächtige Adler gesehen, wie hier; sie waren so dreist, daß wir sie beinahe mit unseren Hetzpeitschen erreichen konnten, und nur unwillig schwangen sie sich von ihrem Sitz auf alten Hünen-Hügeln einen Augenblick empor. Zahllose Völker von Rebhühnern stürzten laut schwirrend fast unter den Hufen unserer Pferde aus dem dürren Grase empor, wo gewöhnlich ein Habicht sie beobachtend umkreiste. Große Heerden von Trappen erhoben sich schwerfällig vom Boden, wenn wir uns näherten, während lange Züge von Kranichen und wilden Gänsen die Luft durchschnitten. Viele Tausende von Schaafen und Ziegen kommen jährlich von Siebenbürgen und der Militärgrenze herüber, um hier zu weiden; für die Erlaubniß wird 4 Para oder 2½ Pfennig pro Kopf gezahlt und das fünfzigste Stück Vieh. In den Pfützen an der Donau stecken die Büffel, eben nur mit der Nase hervorragend, und Wölfen ähnliche Hunde streifen herrenlos durch das Feld. Wir ritten an einer Donauinsel vorüber, auf welcher Mutterstuten weideten; als sie unseren Zug nahen sahen, fingen sie an zu wiehern, einige der Füllen stürzten sich in das Wasser, um hinüber zu schwimmen. Die Enten schreckten auf aus dem Schilf, und eine Schaar wilder Schwäne, mit schwerem Fluge sich erhebend, schlugen Reihen von Kreisen auf dem glatten Spiegel des

Wassers. Das Ganze glich einem Everding'schen oder Ruisdaël'schen Landschaftsgemälde. Unten an der Donau wird die Gegend überhaupt anziehender, die Inseln sind mit dichtem Weidengesträuche bewachsen; die Nebenarme des Stromes gleichen Seen, und endlich erweitert sich die Niederung zu einem 10 Meilen breiten Meere von Schilf, in welchem man große Seeschiffe einherziehen sieht. Kaum erblickt man noch jenseits das steile weiße Ufer von Bessarabien. In diese öde Gegenwart ragen die Trümmer einer fast zweitausendjährigen Vergangenheit hinein. Auch hier sind es die Römer, die ihren Namen mit unverlöschlichen Zügen dem Erdboden eingegraben haben. Die oben erwähnte Grenzmauer, oder der doppelte, an einigen Stellen dreifache Wall, den Kaiser Trajan querdurch von der Donau nach dem schwarzen Meere ziehen ließ, ist überall noch 8 bis 10 Fuß hoch erhalten; nach Außen ist der Graben eingeschnitten, und nach Innen liegen große behauene Steine, welche eine mächtige Mauer gebildet zu haben scheinen; der westliche Theil dieser Verschanzung hat die Seen und das sumpfige Thal von Karasu wie einen Festungsgraben dicht vor sich, von dem Dorfe Burlak östlich aber setzt der äußere Wall über die Thalsenkung hinüber, und ist überhaupt fast ohne alle Rücksicht auf das Terrain geführt; der innere, südliche Wall zieht in ungleichem Abstande von 100 bis 2000 Schritt hinter dem vorigen hin. Von Entfernung zu Entfernung rückwärts findet man die Spur der durchschnittlich 300 Schritt ins Geviert großen Castra, deren Form und Eingänge noch vollkommen deutlich erhalten sind. Eben diese Strecke von Rassova nach Kustendsche ist auch in anderer Beziehung merkwürdig. Man ist nämlich durch die lange zusammenhängende Seenreihe der Kara-suj oder schwarzen Wasser, welche sich dem Meere bis auf 4 Meilen nähert, auf den Gedanken gekommen, ob nicht vor Zeiten die Donau hier ihren Lauf gehabt habe, und erst durch irgend ein späteres Naturereigniß von dieser kürzesten Richtung abgedrängt worden sei. Wirklich bildet das Terrain von den Seen ab nur einen sanft gewölbten Rücken, und in einer der Schluchten am Meere südlich von Kustendsche ist nicht Fels, sondern nur Lehm und Kies sichtbar. Vor einigen Jahren wurde die Frage angeregt, ob nicht die Donau, oder doch ein Kanal aus derselben auf's Neue längs dem Trajanswalle hingeleitet werden könne? Es war daher sehr interessant, den Niveau-Unterschied der Donau bei Rassova und des Meeres bei Kustendsche, und ferner die absolute Erhöhung des niedrigsten Höhensattels über diese Punkte zu ermitteln. Was nun den angeblich früheren Lauf der Donau betrifft, so trägt das Terrain davon durchaus keine Spur, im Gegentheil zeigt der Höhenzug nirgend eine Unterbrechung oder beträchtliche Einsenkung, und überhaupt dreht sich die Donau schon eine deutsche Meile oberhalb Czernawada fast rechtwinklig von ihrer Normalrichtung ab. Was dagegen die Ausführung eines Kanals anbelangt, so liegt diese allerdings im Bereiche der Möglichkeit, würde aber

ein Kapital-Anlage von mehreren Millionen Thalern kosten. Hauptmann v. V. ermittelte durch Nivellirung die Höhe der niedrigsten Einsenkung des Terrains zwischen dem Meere und den nach der Donau ausmündenden Seen zu 166 preuß. Fuß. Da nun auf der Höhe durchaus kein Wasser sich befindet, aus welchem der Kanal gespeist werden könnte, so mußte er sein Wasser aus der Donau selbst hernehmen, oder wenigstens aus den nur etwa 17 Fuß höher gelegenen Seen. Es würden daher zwar nur wenig Schleusen nöthig sein; dagegen wäre es unerläßlich, den Kanal mindestens 136 Fuß tief auf einer Strecke von wenigstens 2 bis 3 Meilen einzuschneiden, wobei man höchst wahrscheinlich auch auf Felsen stoßen würde. Dazu käme noch ein kostbarer Molenbau; denn der ohnehin sehr offene Hafen von Kustendsche ist, weil die Schiffer seit Jahrhunderten ihren Ballast dort auswerfen, so verstopft, daß er fast unbrauchbar geworden ist. Der Handelszug auf der Donau müßte also erst viel lebhafter werden, und es müßten sich ihm bestimmtere Hemmnisse an der Sulina-Mündung entgegenstellen als bis jetzt, ehe man den Gedanken an einen solchen Plan verwirklichen wird."

Der westliche Theil des Balkan, der bei Orsova die Demir Capi oder das eiserne Thor bildet, ist dicht bewaldet und hat reiche, fruchtbare Thäler. — Die wallachische Tiefebene ist sehr fruchtbar, ihr Anbau jedoch sehr vernachlässigt noch aus der Zeit von 1829 her, wo türkischer Druck und türkische Willkür auf dem Lande lasteten. Nachdem der Widerstand sich oft fruchtlos gezeigt, nachdem er so oft verderblich geworden war, dachte der Wallache an keine andere Rettung mehr, als an die Flucht. Sobald eine türkische Schaar über die Donau herangezogen kam, entwich, wer etwas zu verlieren hatte, in die Wälder nach Ungarn oder nach Siebenbürgen. Die Bojaren gingen stets mit diesem Beispiele voran, und in vierzig Jahren hatte die wallachische Bevölkerung siebenmal die Flucht ergriffen. So ist denn von dem zum Ackerbau fähigen Boden kaum der fünfte Theil bestellt und das Land gleicht unter solchen Umständen einer weiten Wüstenei, eine Wüstenei freilich, die nur auf fleißige Menschenhände wartet, um jede Mühe überschwenglich zu lohnen.

Der östliche Theil des Süd-Abhanges des Balkan umschließt weite Ebenen, deren Thalsenkungen äußerst fruchtbar, doch ebenfalls schlecht angebaut sind. Ein Ausläufer des Gebirges nach der chalcidischen Halbinsel Macedoniens endigt am Aegeischen Meere mit dem über 4000 F. hohen Athos oder Monte santo.

Im Süden Serbiens und in der Nähe des Gebirges Skardus liegt die fruchtbare und 70,000 Schritt lange Hochebene von Kossowo oder das Amselfeld, in der Kriegsgeschichte bekannt, besonders durch des serbischen Königs Lazarus Niederlage und Tod 1389, wo aber auch Sultan

Amurat I. unter dem Dolche des Milosch fiel; und 1448 durch die Niederlage des tapfern Hunyad, der vor Murat II. weichen mußte.

Von dem oben erwähnten Argentaro-Gebirge zieht sich südwärts bis zum Meerbusen von Lepanto ein Gebirge, das im Mezzovo-Gebirge oder Pindus, nordöstlich von Janina, 7000 F. hoch ist, aber im Süden niedrigere Hochflächen bildet. Der Westabfall, Albanien, ist ein Alpenland mit reiner Luft. Die Berge sind zum Theil kahl, die Abhänge stark bewaldet, tragen Gebirgsseen und Bergweiden, nähren schönes Rindvieh und die besten Pferde auf der Türkischen Halbinsel; die Thäler sind fruchtbar und erweitern sich am Meerbusen von Arta zu einer grösseren Tiefebene. Der Ostabfall bildet weite, reiche Ebenen und wird von dem Voluzza-Gebirge oder den Cambunischen Bergen, die im Olymp zu 6000 F. aufsteigen, sowie von dem ebenfalls 6000 F. hohen Ossa, Pelion und vom Oeta eingeschlossen.

Die Seeküsten der europäischen Türkei sind zum Theil tief eingeschnitten, und bilden viele Buchten, Meerbusen, Vorgebirge und Halbinseln, obwohl bei weitem nicht in dem Grade, wie das im S. sich anschließende jetzige Königreich Griechenland. Am einförmigsten sind die meist flachen und sandigen europäisch-türkischen Küsten des Schwarzen Meeres; denn hier ist fast nur der Meerbusen von Burgas, am nördlichsten Theil der rumelischen Küste, obwohl die mehr nach N. zu befindliche geringe Einbucht vor Varna, an der bulgarischen Küste, mit dem Namen Meerbusen von Varna bezeichnet zu werden pflegt. Auch hat Varna den einzigen wirklichen Seehafen dieser ganzen Küstenstrecke; außerdem gibt es höchstens nur Rheden. Cap Emineh, mit dem die bulgarisch-rumelische Grenze am Meere ausläuft, ist das einzige bemerkenswerthe Vorgebirge der genannten Küste. Wenigstens haben die Vorgebirge Gulgrad, Baglar-Burnu, Inada rc. nautisch nur eine geringe Bedeutung.

Das Marmora-Meer (s. vor. Kap.) macht nur an der asiatischen Küste tiefe Einschnitte, und hier sind namentlich die Meerbusen von Ismid und Mudania und die Halbinsel Kaputachi bemerkenswerth.

Am buchtenreichsten ist die Küste am Aegeischen Meere. Hier ist zunächst die, bereits im vor. Kap. erwähnte, etwa 13 M. lange und durchschnittlich nur 1½ bis 2 M. breite rumelische Halbinsel, der Thrazische Chersonesus genannt, die Westseite des Hellesponts bildend nnd namentlich die Hafenstadt Gallipoli (unweit der Hellespont-Mündung in das Marmora-Meer) enthaltend. An ihrer Westseite hat sie den tiefen und breiten Meerbusen von Saros. Weiter westwärts ist der Meerbusen von Enos, in dem die an Adrianopel vorbeifließende Maritza mündet. Noch weiter westlich und in der Nähe der macedonischen Grenze ist der verhältniß-

mäßig kleine Meerbusen von Lagos. Aus der macedonischen Küste springt die 3 M. breite und 7 M. lange Chalcidische Halbinsel vor, die in 3 Landzungen endigt, die nördlichste mit dem oben erwähnten Athos und dem Cap Monte Santo, die mittlere mit dem Cap Drepano, und die dritte mit zwei Vorgebirgen Cap Pailluri und Cap Kassandra. Die nördlichste und die mittlere Landzunge schließen den Meerbusen Monte Santo oder Indschir Korfusi ein, die dritte und mittlere den Meerbusen von Kassandra. Auf der Nordostseite der Chalcidischen Halbinsel befindet sich der Meerbusen von Contessa (Sinus Strimonicus), und auf der entgegengesetzten Seite der tiefe und geräumige Meerbusen von Salonichi (Sinus Thermaicus).

Am **Adriatischen Meere** ist zunächst zu merken der Meerbusen des Drin, vor der albanesischen Seestadt Alessio und in der Nähe von Albaniens Hauptstadt Skutari; er wird im S. vom Cap Rodoni begrenzt, auf welches Cap Pali folgt, an dessen Südseite der Meerbusen von Durazzo (Dyrrachium) sich befindet. An der, aus dem Jonischen in das Adriatische Meer führenden Straße von Otranto ist der Meerbusen von Avlona, mit dem Vorgebirge Karaburnu oder Cap Linguetto. — Am **Jonischen Meere** ist der Meerbusen von Arta, dessen südlicher Theil jedoch zum Königreiche Griechenland gehört.

Von den **Landseen** der europäischen Türkei sind am bemerkenswerthesten, und zwar zunächst in Albanien: Der Skutari-See, etwa 4 M. lang und 1½ M. breit (an seiner Südseite liegt Albaniens Hauptstadt Skutari und an seiner Nordseite Montenegro); der Ochrida-See, unweit der macedonischen Grenze, nicht ganz 4 M. lang und 2 M. breit; der 2. M. lange Janina-See, an welchem die Stadt Janina liegt, und die im nördlichsten Theil Albaniens, nach der serbischen Grenze zu, befindlichen Seen Rikowetz und Plava. In Thessalien ist der fast 2 M. lange Karlas-See, zwischen dem Ossa und dem Pelion. In Macedonien sind der 3½ M. lange, aber nicht ganz 1 M. breite Takinos- oder Stryma-See, der verschiedene kleine Inseln enthaltende Betschik-See, der Jenidje-, der Kastoria- und der Presbau-See. In Bosnien ist der Mostarsko-See, und in Bulgarien, und zwar in der Dobrudscha, der Rassein- oder Ramsin-See, der aber eigentlich eine Lagune ist. Die Wallachei hat zwar zahlreiche Seen, aber nur längs der Donau und mehr Sümpfen als eigentlichen Landseen ähnlich. Das Nämliche gilt von dem See bei Galacz in der Moldau.

Was nun das **Flußsystem** der europäischen Türkei betrifft, so ist der Hauptstrom die **Donau**, welche auf eine Strecke von etwa 24 M. die Grenze gegen Oesterreich, und in ihrem untersten Laufe und auf eine Strecke von ungefähr 18 M. die Grenze gegen Rußland bildet. Von Belgrad bis Orsova macht sie die Nordgrenze und von Orsova bis 6 M. oberhalb Widdins

die Nordost- und Ostgrenze Serbiens aus, trennt sodann die Wallachei und einen kleinen Theil der Moldau von Bulgarien und bildet schließlich die äußerste bulgarische Nordgrenze. Die bedeutendsten Nebenflüsse, welche die Donau in der europäischen Türkei links aufnimmt, sind der Schyll, die Aluta, die Dumbrowitza, die Jalonitza (sämmtlich in der Wallachei), der Sereth (auf der wallachisch-moldauischen Grenze) und der, die Grenze der Moldau gegen Rußland bildende Pruth. Die bedeutendsten oder bemerkenswerthesten Nebenflüsse, welche die Donau in der europäischen Türkei rechts aufnimmt, sind die Sau (mit der Unna nebst Sanna, sodann mit dem Verbas, mit der Ukrina, mit der Bosna nebst Usora, Jalla und Kravaja und mit der, die Grenze zwischen Serbien und Bosnien bildenden Drina), die Morava (in Serbien), der die Grenze zwischen Serbien und Bulgarien bildende Timok, sodann der Lom, der Igustul, der Skitul, der Isker, der Wid, die Oßna, die Rusita und der Kara Lom (in Bulgarien). Durch 7 Mündungen, von denen der Hauptarm Suline genannt wird, ergießt sich die Donau an der äußersten bulgarischen Nordgrenze in's Schwarze Meer.

Die ausschließlich der europäischen Türkei angehörenden (übrigens mit Ausnahme der Moritza kaum schiffbaren Ströme) sind die folgenden:

Die Moritza (der Hebrus oder Ebrus der Alten), welche in Rumelien am großen Balkan entspringt und nach einem Laufe von 52 M. in's Aegeische Meer, zwischen Constantinopel und Macedonien, sich ergießt.

Der Karasu (Mesto), der auf dem Balkan, an der Grenze von Macedonien und Bulgarien, und der Insel Taso (s. vor. Kap.) gegenüber mündet.

Der Stromza oder Struma (der Strymon der Alten), der vom Balkan kommt, Macedonien durchfließt und in den Meerbusen von Contessa mündet.

Der Vardar (der Arius der Alten), der am Tschardagh entspringt, Macedonien durchfließt und seine Mündung im Meerbusen von Salonichi hat. Seine Stromlänge beträgt 36 M.

In das Adriatische Meer ergießen sich der Drin oder Drino (der aus dem Schwarzen Drin, Abfluß des Ochrida-See's, und dem Weißen Drin, auf den Dinarischen Alpen entspringend, entsteht und südlich von Skutari in Albanien mündet) und die Narenta, die auf den Dinarischen Alpen entspringt und in ihrem unteren Lauf dem österr. Königreiche Dalmatien angehört.

Die europäische Türkei hat, mit Ausnahme einiger Gebirgsgegenden, einen sehr fruchtbaren Boden, oder besser gesagt, das Land ist von der Natur überschwenglich ausgestattet. Das Pflanzenreich liefert Getraide, Obst, Wein, Oliven, Baumwolle, Tabak, Krapp, außerordentlich viel Nutz-

holz u. s. w.; das Mineralreich liefert edle wie unedle Metalle, Salz, Steinkohlen und andere Mineralien, und aus dem Thierreiche thun sich hervor Pferde, Rinder, Schaafe, Ziegen, Schweine, Geflügel aller Art, Hochwild und Wildpret der niederen Jagd, Seidenraupen, Bienen ꝛc. ꝛc. Allein so reich die Natur das Land begabt hat, so rücksichtslos hat hier der Mensch ihre Gaben in Fluch verkehrt; zahllose Felder liegen brach, die Wälder sind auf das Heilloseste verwüstet, und die fruchtbarsten, schönsten Landstriche, in öde Steppen verwandelt, vermögen heute nicht mehr ein Volk von Bettlern zu ernähren. Die Türken-Herrschaft hat kein Dorf angelegt, keinen Acker urbar gemacht — ja, kaum einen Baum gepflanzt, und die geträumte südliche Vegetation hat sich in einige Winkel des Bosporus versteckt! — Wir werden das Nähere über dieses Alles im nächsten Kapital kennen lernen.

Viertes Kapitel.

Die Naturprodukte der Türkei und ihre Benutzung. Die Kunstprodukte.

Die Bewohner der europäischen Türkei gehören allerdings zu den cultivirten Völkern; denn sie treiben nicht lediglich Viehzucht, wie die bloßen Hirtenvölker oder Nomaden, sondern treiben neben der Viehzucht auch Ackerbau, Handel und Gewerbe. Wenn sie nun gleich hierin meist tief unter den Chinesen und Japanern stehen, und vollends nicht den civilisirten Völkern beigezählt werden können (worunter wir diejenigen Nationen verstehen, welche nicht nur die Mittel zur Befriedigung aller erdenklichen menschlichen Bedürfnisse besitzen, sondern bei denen auch die Wissenschaften und schönen Künste nach ihrem wahren Werthe geschätzt werden und zugleich die menschlichen Geistes- und Seelenkräfte die höchste Stufe der Entwickelung erreicht haben oder doch erreichen können), so bewirken doch einerseits die mancherlei Anregungen von außen und andererseits das bereitwillige Entgegenkommen der Natur und deren reiche Spenden, daß sie nicht blos die Mittel zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse leiblicher Nahrung gewinnen, sondern auch in einigen Provinzen noch so viel darüber hinaus und zugleich von Mitteln zur Befriedigung anderer Bedürfnisse erübrigen, um — kurz gesagt — Handel mit dem Auslande treiben zu können.

Im nächsten Kapitel werden wir uns mit dem Handel der europäischen Türkei speziell beschäftigen und bei dieser Gelegenheit sehen, daß neben Wolle, Talg, Schaf- und Ziegenfellen, Rindvieh, gesalzenen Fischen, Knoppern, Sumach, Tabak ꝛc. auch sogar Getreide ausgeführt wird. Hieraus möchte man vielleicht schließen, daß es mit dem Ackerbau oder der Bodencultur überhaupt nicht so schlimm im Lande stehe, wie gewöhnlich angenommen

wird, und daß vollends die Türkei keiner Getreidezufuhren aus dem Auslande bedürfe. Allein wir werden zugleich sehen, daß erstens jene Getreideausfuhr verhältnißmäßig nur unbedeutend ist, zweitens dieselbe sich auf die türkischen Donauprovinzen (Serbien und theilweise Bulgarien mitgerechnet) sich beschränkt, und drittens erst seit dem Adrianopeler Frieden und der Errichtung einer ununterbrochenen Dampfschiffahrtslinie von Wien nach Constantinopel stattgefunden hat.

Sonst aber sieht es im Ganzen mit dem Ackerbau kläglich aus, nicht nur auf Candia, in Albanien und Bosnien, sondern selbst in Rumelien, also in der nämlichen Provinz, worin die türkische Hauptstadt Constantinopel liegt. In Constantinopel klagten mehrere Jahre nach der Ausrottung der Janitscharen, deren geheime Anhänger unter den Alttürken häufig, daß dort seit dieser Ausrottung die Preise der Lebensbedürfnisse um das Vierfache gestiegen seien, und das sei offenbar eine vom Himmel über die Vertilger der Streiter des Islam verhängte Strafe! Nun war freilich jene Preiserhöhung oder Theuerung eine Thatsache, die Ursache davon war aber ganz einfach die, daß seit 1829 die Moldau, die Wallachei und Egypten, diese ehemaligen großen Kornkammern der türkischen Hauptstadt, für diese geschlossen waren, während sie früher die Hälfte ihrer Erndten nach Constantinopel hatten schaffen müssen, und zwar zu willkürlich bestimmten Preisen, theilweise wohl gar ohne alle Bezahlung. In dem von der Regierung unmittelbar beherrschten Theil der Türkei will andererseits Niemand im Großen mit dem Getreidebau sich beschäftigen, weil die Regierung ihre Ankäufe zu Preisen macht, die sie selbst festsetzt. Das Nämliche geschieht mit anderen Artikeln, z. B. Talg. Diese Zwangkäufe der Regierung sind ein größeres Uebel für das Land, als Feuersbrünste und Pest zusammen. Sie untergraben nicht allein den Wohlstand, sondern machen auch die Quellen versiegen, aus denen sie fließt. Und so geschicht es denn, daß die Regierung ihr Korn aus Odessa kaufen muß, während endlose Strecken fruchtbaren Bodens unter dem gesegnetsten Himmel eine halbe Meile vor den Thoren einer Stadt von 800,000 E. unbebaut liegen.

Wir wollen nun die im vor. Kap. kurz angedeuteten Naturprodukte hier näher betrachten.

Von Getreide wird Weizen, Gerste, Roggen rc. hauptsächlich in der Wallachei, der Moldau, Serbien und einigen Gegenden Bulgariens gebaut, Reis vornehmlich in den Uferstrecken längs der Maritza, Mais, auch Hirse, vielerwärts, besonders in Macedonien und Thessalien.

Der Getreide- oder Ackerbau steht aber, wie schon angedeutet, auf einer sehr niederen Stufe. Man bebaut in der Türkei meist, oder doch mit wenigen Ausnahmen, nur so viel Land als nöthig ist, den jährlichen Bedarf zu befriedigen, läßt wenigstens ein Zehntel des urbaren Landes unbenutzt als

Brache liegen, düngt die Felder nicht und kennt die regelmäßige Fruchtfolge nicht; Constantinopel müßte aber, wie gesagt, ohne Einfuhr ausländischen, namentlich russischen Getreides verhungern. Klee-, Esparsett-, Luzernebau sind unbekannt. Man reißt den Boden mit einem sehr schlechten Pfluge mehr auf, als daß man eigentlich pflügt, räumt die Steine und das Unkraut, besonders die Disteln, nicht weg, säet nachlässig, schneidet das Getreide sehr sorglos und unverständig ab und vernachlässigt die Strohnutzung. Das Getreide wird meist gleich auf dem Felde ausgedroschen oder durch Vieh ausgegetreten, sonst bewahrt man es im Freien, seltener in kleinen Scheunen auf.

Der Gemüsebau zieht Zwiebeln, Knoblauch, Bohnen, Pferdebohnen, Kohl, Salat, Gurken, Kürbisse rc. Seltener werden, und zwar nur für die Tafeln der Reichen, Artischocken, Rettige und Radieschen, Linsen, Portulak, Spinat, Schnittlauch, Petersilie u. dgl. m. angebaut. Dagegen gibt es Erbsen, Spargel, rothe Rüben, Garten- und Brunnenkresse, Blumenkohl und Kohlrabi gar nicht, und Kartoffeln werden sogar verachtet, oder sind höchstens in den Seestädten zu haben.

Flachs und Hanf wird in den nördlichen Provinzen, Saffran, Süßholz, spanischer Pfeffer rc. in den südlichen Provinzen gebaut.

Südfrüchte gedeihen am besten in Thessalien, Südalbanien, auf den Inseln und theilweise auch in Macedonien und Rumelien. Sonst gewinnt der Obst- und Gartenbau, außer mittelmäßigen Birnen, Aepfeln und Pflaumen, Johannis-, Stachel- und Erdbeeren, noch Mandeln, Granatäpfel, Pfirsiche, Kirschen, Feigen, Maulbeeren, Nüsse, Melonen.

Von Wein wird in der Moldau allein jährlich über 1 Mill. Eimer gekeltert, außerdem auch viel in der Wallachei, und überhaupt in den meisten Provinzen. Auf einigen Inseln gedeihen köstliche Sorten, namentlich auf Candia. Die Milde des Klima's und die Geeignetheit des Bodens ersetzen, was dem Weinbau in der Türkei (wo er natürlich nur von Christen betrieben wird) an geregelter Cultur abgeht. Gut behandelt, würde der türkische (meist rothe) Wein sogar den ungarischen noch übertreffen. Nur in der südlichen Türkei trocknet man die Trauben zu Rosinen, auch siedet man den Most zu Peckmes, einem braunen Syrup, ein.

Oliven werden besonders in Thessalien, Südalbanien, auf den Inseln und zum Theil auch in Macedonien gewonnen. Mohn wird, weniger um Oel, als um Opium daraus zu bereiten, gebaut.

Baumwolle wird in Macedonien und Thessalien, sowie auf Candia gebaut, und zwar so viel, daß davon jährlich eine nicht unbedeutende Quantität zur Ausfuhr kommt. — Der in der Türkei gebaute Tabak wird von manchen Liebhabern für den besten in Europa gehalten, obwohl er ungemein stark und scharf ist. Die ausgezeichnetste Sorte ist der macedonische aus der Umgegend von Thessalonich. — Krapp oder Färberröthe wird häufig ange-

baut und zu Türkisch-Roth verwendet. — Blumen, besonders Rosen, werden mit vieler Sorgfalt nnd reichlich gezogen.

Viel Nutzholz liefern die immer noch ansehnlichen Waldungen in den nördlichen und westlichen Provinzen, unter denen sich besonders der 25 Meilen lange Belgrader Wald auszeichnet, der nach dem Dorfe Belgrad, in der Nähe von Constantinopel, den Namen führt. An Forstcultur ist jedoch weder dort noch in den übrigen Waldungen zu denken, von denen man sogar kaum begreift, wie sie noch vorhanden sein können, nachdem unter dem Türkenregiment auf das Empörendste darin gehaus't worden ist.

Von anderen Erzeugnissen aus dem Pflanzenreiche sind besonders noch zu nennen: Pistazien, Sumach, Knoppern, Galläpfel, Gummi Ladanum (auf Candia), Soda, Mastix ꝛc.

Die Viehzucht, durch treffliche Weiden befördert, wird mit mehr Eifer und besserem Erfolg betrieben als der Ackerbau. Pferde (theils tatarischer Abkunft und sehr geschätzt, theils von polnischer Rasse in der Wallachei und Moldau), Rindvieh (in großen Heerden und allenthalben verbreitet), Büffel (als Zugthier), Schaafe (in außerordentlicher Anzahl; in der Wallachei und Moldau allein über 6 Mill. Stück, in einigen Gegenden mit Fettschwänzen; viel Wolle zur Ausfuhr, Hauptwollmarkt in Thessalonich; Hammelfleisch sehr beliebt bei den Osmanen), Ziegen (allenthalben und viel zur Milchwirthschaft, namentlich Käsebereitung benutzt), Schweine (hauptsächlich nur in Serbien, welches 1843 beinahe $1^1/_4$ Mill. Stück ausführte, und Bosnien, in welchen beiden Provinzen sie mit Kastanien, Mais und Pflaumen gefüttert werden; desgleichen aber auch in Bulgarien, der Wallachei und Moldau; der Osmane ißt bekanntlich kein Schweinefleisch, so wenig wie der Jude) und Federvieh geben nicht nur den Bedarf, sondern auch zur Ausfuhr; Fleisch, Milch, Butter, Käse (meist Quarkkäse), Häute, Wolle u. s. w. werden reichlich gewonnen. In bergigen Gegenden steigt der Hirt mit seinem Vieh den Sommer bei zunehmender Wärme immer höher und kehrt ebenso im Herbst wieder zurück, bis er im November im Thal anlangt und dort den Winter zubringt. Stallfütterung kennt man nicht. Aus Siebenbürgen und dem Banate werden im Sommer große Heerden Schaafe, auch Ziegen, nach der Wallachei und Bulgarien getrieben, um dort zu weiden, wofür ein verhältnißmäßig geringes Weidegeld bezahlt wird. — Maulesel und gewöhnliche Esel sind nicht zahlreich, Kameele nur in der Gegend von Constantinopel und an der unteren Donau hie und da anzutreffen. — Von Wild gibt es vielerlei Arten, wovon jedoch nur die Hasen durch ihre Bälge einen Ausfuhrgegenstand ausmachen. Aus der Moldau und Wallachei kommen außerdem noch viele Marderbälge. Unendlich zahlreich ist das wilde Geflügel (vergl. Dobrudscha im vor. Kap.) — Die Bienenzucht wird in der Moldau, Wallachei und in Macedonien sehr eifrig betrieben (Honig und Wachs sind

ausgezeichnet), die Seidenzucht hauptsächlich in Thessalien, Macedonien und auf Candia, — Blutegel sind in großer Menge da und werden stark ausgeführt, vornehmlich aus Bosnien und Albanien. — Fische sind zahlreich in der Donau und an den Küsten; und obwohl die Fischerei von den Osmanen sehr vernachlässigt und von den Griechen häufig nur zu ihrem Bedarf in der Fastenzeit betrieben wird, so sind doch in neuerer Zeit nicht unbeträchtliche Versendungen von gesalzenen Fischen ins Ausland gemacht worden. Ebenso wird Kaviar, aus dem Rogen der Donau-Störe bereitet, zur Ausfuhr gebracht. Teichfischerei kennt man nicht.

Was die Erzeugnisse aus dem **Mineralreiche** anbelangt, so ist es höchst wahrscheinlich, daß z. B. die Wallachei große Schätze an edlen, wie an anderen Metallen besitzt. Die Flüsse führen so bedeutend viel Goldkörner, daß die Zigeuner damit ihre Steuern an die Regierung bezahlen; das Quecksilber perlt an einigen Stellen aus dem Erdboden hervor, und das Salz, welches hier zu Tage liegt, bildet eine Haupteinnahme der Regierung. Nirgends ist aber etwas geschehen, was dem Anfange eines metallischen Bergbaues ähnlich sähe. Man hat diesen Mangel an Unternehmungsgeist aus geheimen Traktaten erklären wollen, aber der wahre Grund ist, daß der Bergbau überhaupt sehr große Kapitalien erfordert, die erst mit der Zeit rentiren. Ein Erbfürst würde Auslagen nicht scheuen, aber ein Wahlfürst kann, zumal wenn er nicht einmal des lebenslänglichen Besitzes seiner Würde gewiß ist, keine Neigung spüren, sich in kostspielige Unternehmungen einzulassen, deren späterer Gewinn vielleicht nur einem, ihm ganz fremd stehenden Nachfolger zu Gute kommen würde.

Ueberhaupt bedürfte es, da der Mineralreichthum des osmanischen Reiches als unerschöpflich zu betrachten ist, nur der Kapitalien und der Unterstützung von Seiten der Regierung, um den größten Gewinn daraus zu ziehen; freilich müßten dann aber auch die auswärtigen Intriguen aufhören. Die einzigen Minen, welche gegenwärtig gut bearbeitet werden, sind die des Distrikts von Tokat in Kleinasien, wo in Folge eines Vertrages mit dem Wiener Cabinette österreichische Bergleute verwendet werden. Kupfer, Eisen, Galmei u. s. w. kommen hier und anderswo in Menge und von der besten Güte vor. Kupfererz-Gänge finden sich an mehreren Punkten bei der türkischen Hauptstadt, z. B. an den Nordabhängen des Rosenthales. Man begnügt sich indeß mit dem, was sich an der Oberfläche befindet und macht keinen Versuch, tiefer einzudringen.

So hat denn die Natur auch mit Metallschätzen und anderen Mineralien die Türkei gesegnet, ohne daß diese bei der Indolenz der Regierung und bei der allen Unternehmungsgeist lähmenden Beamten-Habgier wesentlichen Nutzen davon hat. Am besten noch sind in der europäischen Türkei die Kupfer- und silberhaltigen Blei-Eisengruben bei Karatova und Laragori (in

Macedonien), bei Egri Palanka, Küſſura, Samakow und einige andere in Bosnien. Sonſt iſt das Hüttenweſen höchſt unvollkommen beſtellt. Es fehlt an Bergleuten und Bergverſtändigen, welchem Mangel man wenigſtens in Serbien jetzt abzuhelfen bemüht iſt. Edle Metalle ſind nicht blos in der Wallachei, ſondern auch in Bosnien, Rumelien u. ſ. w. reichlich angedeutet, werden aber, wie ſchon geſagt, zur Zeit nur in äußerſt geringen Quantitäten gewonnen. Außer in der Wallachei finden ſich auch bei Foinicza, Sutiška und Kreſſewo in Bosnien Queckſilberlager, jedoch ohne benutzt zu werden. Uebrigens wird Eiſen ziemlich viel in Bosnien und Serbien gewonnen.

Von anderen Mineralien wird am meiſten Steinſalz und auch Quellſalz gewonnen, vornehmlich in der Wallachei (bei Rimnik jährlich 650,000 Centner) und in der Moldau (bei Okna jährlich 1 1/2 Centner Steinſalz). Außerdem wird Seeſalz an mehreren Küſtenpunkten gewonnen. (Mineralquellen aller Art, ſowohl kalte als warme, finden ſich in großer Menge.) — Ferner ſind zu erwähnen: Farben- und Kalkerde, lemniſche Erde, Meerſchaum, Salpeter und Steinkohlen. Die türkiſchen Steinkohlen ſind freilich ſchlechter als die engliſchen (welche letztere daher in großen Maſſen aus England, die Tonne durchſchnittlich zu 8 Thalern, eingeführt werden), und die von der Donau werden faſt nur von den dieſen Strom befahrenden Dampfbooten benutzt. Die Türkei beſitzt aber große Steinkohlenlager, und die werthvollſten ſind die bei Heraklea in der Nähe von Trapezunt, welche, wenn ſie gehörig bearbeitet würden, eine Quelle großen Gewinnes werden könnten. Im J. 1841 wollte eine engliſche Geſellſchaft die Bearbeitung dieſer Gruben übernehmen und ließ dieſelben von Sachverſtändigen unterſuchen. Es ergab ſich daraus, daß die Kohlenlager ſehr ausgedehnt und von verſchiedener Güte ſeien; daß der Ertrag der bereits bearbeiteten ſich auf das Vierfache erhöhen laſſe und daß, wenn man der Geſellſchaft die Benutzung der Minen auf dreißig Jahre überlaſſen wolle, der Türkei dadurch eine ſtets fließende Einnahme-Quelle entſtehen werde. Durch allmälige Heranbildung tüchtiger Bergleute könne dann die Türkei mit der Zeit von anderen Ländern ganz unabhängig werden. So unzweifelhaft indeß auch die Vortheile ſchienen, ſo ging doch die türkiſche Regierung bei ihrer bekannten Indolenz nicht auf die Sache ein. Die ſchönen Kohlenlager werden daher immer noch auf die nachläſſigſte Weiſe bearbeitet und geben einen verhältnißmäßig geringen Ertrag. Andere Steinkohlenlager von geringerer Güte und ebenſo ſchlecht bearbeitet, finden ſich bei Rodoſto (am Marmora-Meere und demnach in der Nähe von Conſtantinopel). Es kommen dergleichen ohne Zweifel noch an anderen Punkten vor; aber unter den jetzigen Umſtänden iſt keine Ausſicht vorhanden, daß dieſelben aufgefunden oder mit Vortheil bearbeitet werden dürften.

Was die Kunſtprodukte betrifft, ſo iſt die Induſtrie, wie im ganzen

türkischen Reiche, so auch in der europäischen Türkei, wenig verbreitet und beschränkt sich nur auf die größeren und einige andere Städte: Constantinopel, Adrianopel, Salonik (Thessalonich), Rustschuk, Seres, Schumla u. s. w. Daß die türkische Regierung für die Hebung der Industrie etwas thun sollte, daran ist nicht im Entferntesten zu denken: so etwas fällt ihr nicht einmal ein.

Die feineren Industrie-Gewerbe, wie Uhrmacherei und Bijouteriefabrikation, betreiben nur Griechen und Franken, und beziehen, was sie dazu bedürfen, fast nur aus dem Auslande.

Bei den Türken selbst sind Wassermühlen, meist mit Horizontalrädern, bekannt; doch zerkleinert man Mais, Sämereien, Salz mit Handmühlen. Auch Säge-, Walk-, Tabaks- und Pulvermühlen sind bekannt.

Viele Handwerker in der Türkei, als Zimmerleute oder Bauhandwerker (denn eigentliche Maurer gibt es nicht, wie wir sogleich sehen werden), Tischler, Sattler, Töpfer, Buchbinder u. dgl. m. stehen noch auf einer sehr niederen Stufe, da sie nur nach türkischer Weise arbeiten. Selbst die Schneider und die Schuhmacher arbeiten schlecht; die feineren Kleider liefern europäische Arbeiter. Türkische Architekten gibt es nicht; meist baut sich der Bauherr sein Haus selbst oder nimmt Griechen, Armenier und Franken dazu. Maurer gibt es eben so wenig; man nimmt Handlanger und der gemeine Türke greift bei den Lehmarbeiten selbst mit zu.

Weit besser als die eben genannten Handwerker verstehen ihr Gewerbe die türkischen Brod- und Pastetenbäcker, die Fleischer und Metallarbeiter, namentlich die Kessel-, Blech-, Messer- und Klingenschmiede. Die Letzteren lieferten sonst vortreffliche Klingen, die den Damascenerklingen nichts nachgaben. Mahomed II. (der Eroberer Constantinopels im J. 1453) gründete eine Fabrik für Säbelklingen und andere Seitengewehre und stellte dabei die unter seinen Janitscharen befindlichen syrischen Waffenschmiede an, denen er verschiedene Vorrechte verlieh. Dies gab den Fabriken in Damaskus den Todesstoß. Die in Galata neben dem Kreidethore (Kiredsch Kapussi) befindliche Fabrik lieferte schöne Klingen, welche von den Waffenhändlern Eski Stambul (Alt-Stambul oder Alt-Constantinopel) genannt werden. Bajazeth II., Soliman und ihre Nachfolger begünstigten diese Fabrik sehr, und Murad IV., der sie 1631 in ein Gebäude an der Ostseite des Besestan verlegte, trug beständig einen Säbel aus derselben und befahl allen Offizieren und Beamten, dasselbe zu thun. Nach seinem Tode fing man wieder an, Korasan-Klingen zu tragen und die Fabrik wurde vernachlässigt. In einem Zimmer des Palastes von Top Kapussi neben Abdul Hamid's Bad befindet sich eine Sammlung von Säbeln und Dolchen, die größtentheils den Sultanen Mahomed I. und Selim III. gehört haben; sie sind mit Edelsteinen verziert und meist in Persien angefertigt. Heutzutage liefern die kaiserlichen

sowohl wie die Privat-Waffenschmiede der Türkei nur Klingen, die denen des westlichen Europa's nachstehen.

Besonders geschickt sind die türkischen Gerber, namentlich in Saffian und Corduan. Auch Weberei von grobem Tuch und Seide, sowie Stickerei (von Frauen gefertigt) verstehen die Türken gut, können aber mit fremden Fabriken nicht Preis halten. Shawls fertigt man in der Türkei nicht, sondern erhält die sogenannten türkischen Shawls von Persien und Kaschmir, die ordinären von England und Frankreich. Die türkischen Teppiche sind berühmt, ebenso die Aechtheit ihrer Farben. Die Türkischrothfärberei ist bekannt. Posamentirarbeiten liefern besonders die Griechen und Juden. Die Luladgiler oder Leute, welche Pfeifenköpfe aus Siegelerde oder Meerschaum schneiden, sind sehr zahlreich.

Branntwein destilliren die Griechen aus Zwetschen, der Liqueur aber kommt aus Europa. Rosenwasser wird viel in der Türkei bereitet.

Was andere Gewerbe anbelangt, so ist die Bereitung von Seife sehr beträchtlich. Potasche und Salpeter wird besonders im nördlichen Theil der europäischen Türkei gewonnen. Holzkohlen werden vornehmlich in Macedonien und Bosnien gebrannt. Die Holzkohlen, die in Constantinopel verbraucht werden, kommen meist aus den Wäldern an den Küsten des Schwarzen und des Marmora-Meeres (bei Silivri oder Silivria) und werden theils in kleinen Fahrzeugen, theils auf Kameelen, deren jedes vier Centner trägt, nach der Hauptstadt gebracht. Der Centner kostet etwa 8 Silbergroschen. Die Mangals oder Kohlenbecken vertreten in Constantinopel und anderwärts in der Türkei die Stelle der Kamine und Stubenöfen. Sie sind von Kupfer oder Messing, glänzend polirt und im Allgemeinen von vasenförmiger Gestalt; doch hat man auch länglich viereckige mit vier Füßen. Ein irdener oder metallener Einsatz nimmt die Holzkohlen (Kümer bei den Türken genannt) auf, denen durch Glühen in der freien Luft das Gas entzogen worden, so daß keine schädlichen Dünste im Zimmer entstehen können. In vornehmen Häusern wird in einem eigends dazu bestimmten Ofen beständig eine Quantität Holzkohlen in brennendem Zustande erhalten und einige Diener (Aiwaß) sind mit diesem Geschäfte beauftragt. Die türkischen Kohlenbrenner geben zwar zu, daß Adam der Erste gewesen, der Feuer angemacht, und sie achten ihn deßhalb sehr hoch; allein als Patron verehren sie einen Araber aus Schähhr (in Hadramaut), Namens Harun, welcher dem Propheten Mahomed Holzkohlen geliefert haben soll. Ueber die ursprüngliche Erfindung der Mangals oder Kohlenbecken herrschen unter den Türken verschiedene Meinungen. Einige glauben, Nimrod sei der Erfinder, denn er habe beim Thurmbau von Babel ein großes Gefäß von Kupfer anfertigen und dann mit Holzkohlen füllen lassen, um sich daran zu wärmen. Andere behaupten dagegen, daß eine alte Frau in Kufa, aus deren Ofen die Sündfluth her-

vorgegangen sei, sich zuerst der Mangals bedient habe; noch Andere nennen Noah als den Erfinder.

Papierfabriken gibt es, oder gab es, wenigstens bis zur neuesten Zeit, nur zwei in der ganzen europäischen Türkei, eine in Constantinopel und eine in Serbien. Daher wird das Allermeiste dessen, was vom Papier in der Türkei gebraucht wird, vom Auslande bezogen. Von **Buchdruckereien** besaß die europäische Türkei bis noch vor wenigen Jahren nicht mehr als 5, in Constantinopel, Belgrad, Bucharest, Jassy und Atigne (in Montenegro); in den drei erstgenannten Städten auch Schriftgießereien. Die kaiserliche Buchdruckerei in Constantinopel besteht erst seit 1726. Die Vorurtheile, welche in allen mahomedanischen Ländern gegen die mechanische Vervielfältigung des Koran und anderer ähnlicher Schriften bestehen, dehnten sich auch auf wissenschaftliche oder gemeinnützige Werke aus und verhinderten die Einführung der Buchdruckerkunst beinahe dreihundert Jahre nach ihrer Erfindung. Der Widerstand der Ulemas, Kalifen und Sultane gründete sich freilich wohl weniger auf religiöse Skrupel, als vielmehr darauf, daß sie die zahlreichen und einflußreichen Abschreiber nicht eines Monopols berauben wollten, woraus sie großen Gewinn zogen. Erst im J. 1726 erließ Sultan Achmet III., ein eifriger Freund der Literatur, ein kaiserliches Edikt, worin er die Errichtung einer Druckerei in der türkischen Hauptstadt befahl. (Die Juden und Armenier hatten zwar schon seit dem Ende des 16. Jahrh. Druckereien in den Häusern ihrer Vorsteher, doch dienten dieselben nur zum Drucken religiöser Werke). Dies Edikt gründete sich auf ein Fetwa des Scheikh-ul-Islam (Groß-Mufti) Abdullah Efendi, der, ebenso wie der Großvezier Ibrahim Pascha, ein sehr eifriger Beförderer dieser Neuerung war, die auch durch die schriftliche Zustimmung der vornehmsten Ulemas und Richter unterstützt wurden. Nachdem in dem Edikte die Verwüstungen erwähnt worden, welche theils das Feuer, theils die verschiedenen Eroberer in Syrien, Bagdad und Spanien angerichtet, wodurch viele werthvolle Sammlungen seltener Werke, von denen keine Abschriften vorhanden, vernichtet, also auf immer für die Religion und die Wissenschaften verloren gegangen seien, heißt es weiter, daß nur wenige Abschriften guter Werke übrig geblieben, daß die Preise übermäßig hoch seien, daß man sich viele Bücher gar nicht verschaffen könne, und daß es sowohl für die Wissenschaft, als für die Interessen der Gesellschaft überhaupt vom größten Nutzen sein würde, eine Druckerei zu errichten, worin Schnelligkeit der Reproduktion mit Sparsamkeit vereinigt werde. — Um indeß die Ulemas zu gewinnen, wurde das Drucken des Korans, der mündlichen Ueberlieferungen, der kanonischen und juristischen Werke, sowie der Commentare dazu, verboten. Als Grund davon wird angegeben, daß es zu befürchten sei, diese Werke, und namentlich die heiligen Bücher möchten verfälscht werden. — Durch das Edikt wurden

zwei Direktore des neuen Instituts, für welches die Regierung die ersten Fonds hergab, ernannt. Der eine war ein ungarischer Renegat, Dolmetsch und Adjutant (Muteferika) bei der Pforte, der den Namen Ibrahim Efendi angenommen hatte und später noch den Beinamen Basmadschi (der Drucker) erhielt; der andere war Mahmud Said Efendi, Sekretär in dem Correspondenz- (Mektubdschi) Departement im Bureau des Großveziers und nicht weniger eifrig den Wissenschaften ergeben. Beide erhielten ein festes Gehalt und der Mufti und der Großvezier unterstützten sie auf alle Weise. Vier der angesehensten Richter wurden zu Censoren ernannt, und Sultan Achmet, der seine Stiftung nur drei Jahre überlebte, besuchte sehr häufig die Druckerei und ermunterte die Direktoren und deren deutsche Gehülfen. Mahmud I. folgte seinem Beispiele. Indeß ungeachtet des Eifers der beiden Inspektoren und der Unterstützung der Regierung ging das Drucken nur langsam von statten. Die Schwierigkeit, tüchtige Setzer zu finden, und der Mangel an Typen, die sämmtlich in Venedig gegossen wurden, waren so groß, daß bis 1743, also in siebzehn Jahren, nur 17 Werke gedruckt werden konnten. Im J. 1747 wurde, nach dem Tode des Inspektors Kadi Ibrahim, die Druckerei ganz geschlossen und erst 1755 wieder eröffnet. Dann aber wurde eine geraume Zeit wieder nichts gedruckt bis 1784, wo Sultan Abdul Hamid die Druckerei zu erneuern befahl. Das hierauf sich beziehende Aktenstück, welches sich in den Archiven befindet, lautet folgendermaßen: „Da die unermeßlichen Vortheile des Druckens allgemein anerkannt und die Ungenauigkeit und Fehler der Abschreiber so schwer zu tragen sind, wie die schwersten Steine, so hat Sr. kaiserl. Maj. beschlossen, ein Projekt auszuführen, welches durch die große Verlegenheit, in der das Reich bisher sich befand, verhindert worden ist. Mahomed Raschid Efendi, Beiliksschi (Kanzler) und Achmet Wassif Efendi, Historiograph des Reiches, sind angewiesen worden, von der Wittwe Kadi Ibrahim's den Druck-Apparat, der verrostet und vergessen daliegt, einzulösen. Sie sind durch zwei Kaiserliche Diplome vom 18. Rebi ül Ewwel ermächtigt, unter der Oberaufsicht des Ministers der Wakufs und unter der Leitung des gelehrten Rechtskundigen Mustapha Efendi und des frommen Adam Efendi neue Pressen zu errichten. Dies ist geschehen, wie befohlen."

Eigentliche Buchhändler gibt es nur in Bucharest und Jassy, dagegen in anderen Städten, selbst in Constantinopel, höchstens eine Art Antiquare. Zeitungen erscheinen namentlich in Constantinopel, Bucharest, Belgrad und Smyrna.

Die verschiedenen Handwerker (Sahanat) bilden eigene Zünfte (Esnat), von denen jede unter ihrem Usta Baschi steht, der die Gerichtsbarkeit übt, sie bei den Behörden vertritt, das Mittelglied zwischen

beiden ist und zu den Ortsbehörden selbst gehört. Doch sind die Zünfte nicht so scharf geschieden wie in Europa. Alle Handwerker arbeiten im Freien oder unter Schoppen.

Fünftes Kapitel.

Der Handel der Türkei. — Geschichtlicher Rückblick auf die mittelalterlichen europäischen Handelsverbindungen mit den Ländern, welche gegenwärtig Bestandtheile des Türkischen Reiches bilden. — Die Handelsverhältnisse der Gegenwart.

Nachdem die Handelsverbindungen, welche im Mittelalter die deutschen Städte Augsburg, Ulm und Regensburg mit den Ländern der unteren Donau unterhielten, durch das Hereinbringen der Türken vernichtet worden waren, blieben diese von der Natur so sehr begünstigten weiten Landstriche Jahrhunderte hindurch in Barbarei versunken, und waren selbst noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts der europäischen Handelswelt kaum anders bekannt, als durch armenische, griechische und jüdische Einkäufer aus Jassy und Bucharest, die auf den Leipziger Messen erschienen, und durch die schwunghaften Detailgeschäfte, welche gewerbsthätige Bürger des siebenbürgischen Handelsplatzes Kronstadt schon seit unvordenklichen Zeiten von Siebenbürgen bis an den Balkan betrieben. Für den Zug des Welthandels war jedoch das türkische Donaugebiet eine terra incognita, der mächtige Donaustrom war für die Schifffahrt an der Grenze des Banats durch die Schrecken des eisernen Thores, noch mehr aber durch den Quarantäne-Zwang gesperrt, das Meer hingegen war durch die erbärmliche türkische Verwaltungspolitik geschlossen, die den Naturprodukten der Donauländer über Constantinopel hinaus keine Ausfuhr gestattet; der Grundbesitz hatte wenig Werth, nur ein kleiner Theil des culturfähigen Bodens war bebaut, der Rechtszustand im allerhöchsten Grade unsicher, und die ohnehin spärliche Bevölkerung durch den fortwährenden Druck, durch innere Unruhen, Seuchen und die Verheerungen der fortwährenden Kriege decimirt und verarmt.

Eben so nachtheilig wirkte die türkische Herrschaft auf den pontischen Handelsweg und auf die Verhältnisse des europäisch-persisch-indischen Verkehrs ein. Nämlich unter den von Europa nach Asien führenden Handelswegen ist der pontische, d. h. derjenige, der die Nordostküste Kleinasiens berührt und sich da weiter verzweigt, einer der ältesten und bedeutendsten. Schon frühzeitig von den griechischen Colonisten ausgebeutet, kam er durch die Vermittelung der Genueser und Venetianer in immer höheren Schwung. Noch zeugen die Reste der befestigten Faktoreien, welche jene betriebsamen Handelsvölker an den wichtigsten Küstenpunkten errichteten, von der Aus-

dehnung ihres Verkehres; noch sind zum Theil die Hafendämme vorhanden, die zur Aufnahme ihrer Galeerenflotten dienten und die Sorgfalt beurkunden, welche sie an der unwirthbaren, von natürlichen Häfen entblößten Küste der Schifffahrt widmeten. Zugleich ist die Kunde nicht erloschen, wie reiche Karavanenzüge die Faktoreien besuchten, um ihre Waaren gegen fränkische Artikel auszutauschen und diese wiederum bis in das Herz von Asien zu schaffen. Die blühenden Zustände jener Zeit erreichten mit dem Vordringen der Türken ihr Ende. Die fränkischen Niederlassungen wurden theils zerstört, theils freiwillig aufgegeben. Mit ihnen hörte die fremde Schifffahrt, hörte der Karavanenhandel auf, und der alte pontische Handelsweg kam in Vergessenheit. Kaum daß seitdem ein unbedeutender Zwischenhandel unter den einzelnen Seeplätzen bestand, welche, durch einheimische Küstenfahrer ermittelt, sich mit lokalen, zum täglichen Lebensbedarfe gehörigen Artikeln befaßte. Im Innern des Landes herrschten die Dere-Bey, eine den Feudalherren des Mittelalters vergleichbare Klasse türkischer Chefs, deren Fehden und Plünderungssucht das Aufkommen neuer Handelsverbindungen verhinderten.

Wie, wann und durch welche Umstände sich diese Handelszustände an der unteren Donau und in dem nordöstlichen Küstenlande Kleinasiens geändert haben, werden wir weiterhin sehen und bei dieser Gelegenheit auch die dortigen Handelsverhältnisse der Gegenwart genau kennen lernen.

Zunächst aber wollen wir einen geschichtlichen Rückblick auf die mittelalterlichen europäischen Handelsverbindungen mit den Ländern, welche gegenwärtig Bestandtheile des Türkischen Reiches bilden, werfen, damit wir auf solche Weise die commerciellen Verhältnisse der Vorzeit mit denen der Jetztzeit zusammenhalten und einen Begriff erlangen können von Dem, was diese Länder bei nur einigermaßen geordneten inneren Zuständen und unter einer, auf das wahre Wohl ihrer Unterthanen ernstlich Bedacht nehmenden christlichen Regierung in dem Welthandel zu leisten im Stande sein würden.

Nach dem Untergange des weströmischen Reiches, im J. 476, erhielt sich bekanntlich noch beinahe ein ganzes Jahrtausend hindurch das oströmische, obwohl im Laufe der Zeit immer mehr verkleinert, und zuletzt gar nur auf seine Hauptstadt Constantinopel beschränkt.

Wann nun auch einerseits die große Völkerwanderung, die den Untergang des weströmischen Reiches herbeiführte, im Abendlande manche Störungen im Handel verursachte, und andererseits der morgenländische Handel schon damals wieder einen nicht unbedeutenden Markt im Morgenlande selbst

hatte, so liefen doch die meisten Endfäden im Abendlande zusammen, und es war unter solchen Umständen ganz natürlich, daß Constantinopel schon durch seine vortreffliche Lage an sich, besonders aber durch seine Lage auf der Grenze des Morgen- und Abendlandes, der Hauptmarkt für die morgen- und abendländischen Waaren wurde. Hier ward auch zugleich die Industrie durch den Luxus des prachtliebenden griechischen oder oströmischen Hofes gefördert und erhielt einen bedeutenden Aufschwung, als unter Justinian's Regierung (527—565 nach Chr.) Missionäre aus China Eier von Seidenwürmern in hohlen Stäben nach Constantinopel brachten und so die Seidenzucht in das Reich verpflanzten. Von Justinian an hatte der Aktivhandel im Mittelländischen Meere auch eine geraume Zeit nach den durch diesen Kaiser wieder eroberten nordafrikanischen Küsten sich erstreckt. Der Handel nach Indien wurde dagegen mittelbar durch die Perser, später durch die Araber betrieben.

Gegenstände des morgenländischen Handels, die theils unmittelbar aus Syrien, Egypten und der Freien Tatarei, theils mittelbar durch diese Länder aus Indien und China in Constantinopel eingeführt wurden, so lange diese Stadt der Stapelplatz derselben für die Osthälfte Europa's war (was auch von dem Zeitraume des ersten Auftretens der Araber auf dem politischen Schauplatze bis zu Ende der Kreuzzüge gilt) waren namentlich folgende: Egyptische Stoffe, halbseidene Zeuge und Leinwand; egyptische süße Getränke (wahrscheinlich Fruchtweine, aus Datteln und Feigen abgezogen, womit sich die Bewohner Egyptens für den dort nicht heimischen Rebensaft schadlos hielten); Zucker, Datteln, Röhren-Cassia aus Egypten; rohe Seide ebendaher und aus anderen Ländern des Orients; Flachs aus Egypten; Medikamente, indische Gewürze, als Kubeben, Spieke, Gewürznelken, Muskatnüsse, Muskatblüthen, Galgantwurzel, Ingwer, Zimmet, Räucherwerk, am häufigsten aber Pfeffer, der im Mittelalter ungemein stark verbraucht wurde; indische Edelsteine und Perlen; Silber, von den Genuesern eingeführt, vermuthlich aus Spanien; Pisanische Zeuge, namentlich Scharlach und Barchent. Wenn auch von einigen dieser Handelsartikel nicht ausdrücklich bemerkt wird, daß sie nach Constantinopel gegangen sind, so ist diese Stadt doch unstreitig in den allgemeinen Angaben mit enthalten, da die Provinz Romanien (jetzt Rumelien, das alte Thrazien, die Provinz, worin Constantinopel liegt) der Markt derselben war.

Abendländische Waaren, sowohl griechische als Transito-Güter des europäischen Nordens und Nordwestens, von Constantinopel ausgeführt in das Morgenland, bis nach Indien, und gelegentlich nach Italien, waren insbesondere: Griechische Purpurstoffe, worunter im Mittelalter vorzugsweise der Sammt verstanden wurde; andere griechische Seidenzeuge; Nüsse, Safran, Oel, Eisen, Bauholz, Pech, Honig (aus dem Norden); Gold, Silber,

Kupfer, Zinn, Blei, Quecksilber, rohe Wolle, wollene Tücher, Leinwand, Waffen (aus Nordwesten); Sklaven und Sklavinnen (aus dem Norden und Nordwesten). Auch hier weist die Angabe, daß diese Waaren aus oder über Romanien gekommen sind, unfehlbar auf Constantinopel.

Bemerkt zu werden verdient, daß die Ausfuhr der Zeuge zu den purpurnen Prachtmänteln, die besonders in Constantinopel verfertigt wurden, verboten war, um die Preise für die inländischen Luxusartikel niedrig zu halten. Kein Stück zu einem Mantelkleide, am Werthe über 50 Goldstücke, durfte im Handel ausgeführt werden; blos in einzelnen Fällen ward die Erlaubniß ertheilt. Der Hof behielt sich vor, diese Stoffe an auswärtige Regenten als Geschenke zu senden. Die ähnlichen, weniger kostbaren, mußten besichtigt und mit einem gestempelten Blei versehen werden, um über die Grenze zu dürfen. Der Bischof Luitprand von Cremona, der von dem deutschen Kaiser Otto I. (936—973) als Abgeordneter in einer besonderen Angelegenheit nach Constantinopel geschickt wurde, wollte fünf Prachtmäntel mitnehmen. Aber es ward verrathen und die Mäntel wurden ohne Rücksicht auf das Völkerrecht confiscirt. Uebrigens wußten die schlauen Venetianer und die Kaufleute Amalfi's dies köstliche Fabrikat im Schleichhandel herauszubringen, und es erhellt aus diesem Umstande allein schon, daß es ein griechisches Fabrikat sein mußte.

Was zunächst den abendländischen Handel anbelangt, so waren die Avaren, Bulgaren und Ungarn vom 6. bis 12. Jahrhunderte nach einander im Besitze des Handels mit Constantinopel und den nordwestlichen Ländern Europa's.

Bis zum Anfange des 9. Jahrhunderts hatte das erstgenannte mächtige Volk, die Avaren, die Donauprovinzen zwischen dem deutschen und oströmischen Reiche inne (Letzteres wurde übrigens damals nicht mehr das oströmische, sondern gewöhnlich das griechische oder byzantinische Kaiserthum oder Reich genannt), und vermittelte daher auch den Handel zwischen Constantinopel und Lorch in Oberösterreich, unweit der Mündung der Enns in die Donau. Der bischöfliche Sitz, im J. 737 nach Passau verlegt, hatte auf diesem Grenzplatze den Stapel der im griechisch-deutschen Handel umgesetzten Waaren veranlaßt. Unter einiger Theilnahme der benachbarten Wenden führten die Avaren die morgenländischen und griechischen, über Constantinopel gekommenen Waaren nach Lorch, zum weiteren Vertreiben durch Deutschland bis in die Niederlande und nach Skandinavien, und nahmen die deutschen Ausfuhren in Empfang. Es ist unbekannt, ob sich ihr Aktivhandel bis nach Constantinopel erstreckt habe oder ob ihm der griechische Kaufmann entgegengekommen sei. Wie der Handel unter den Völkern Licht und Leben verbreitet, aber häufig ein Licht, das zuletzt die Nationen blendet, ein Leben voll Genüsse, deren Uebertreibung ins Verderben stürzt: dazu liefert auch die Ge-

schichte der Avaren einen Beitrag. Durch lebhaften Verkehr gelangte dieses Volk zu manchen bürgerlichen Kenntnissen und zu einer gewissen Geistesgewandtheit; daher galt es bei den Griechen für das aufgeklärteste unter den Barbaren. Im Vergleich mit dem rohen Zustande der andringenden Bulgaren war die gesellschaftliche Ausbildung der Avaren schon Verzärtelung. Sie wurden von den überlegenen Stammverwandten völlig unterjocht. Gefangene, die vor Krem oder Krum, den Fürsten der siegenden Feinde, geführt wurden, nannten auf die Frage, was die Ursache der Schwäche und des Verfalls ihrer Nation sei, Entartung des Handelsgeistes als die hauptsächlichste Quelle des Unglücks.

An ihre Stelle traten die Bulgaren in merkantilischer, wie in politischer und sittlicher Hinsicht, und behaupteten dieselbe vom 9. bis zum 11. Jahrhundert. Von den Bulgaren ist es bekannt, daß sie aktiv bis nach Constantinopel handelten und Reichthümer erwarben, die den Neid der griechischen Kaufleute daselbst erregten. Zwei constantinopolitanische Handelshäuser, Staurak und Kosmas, die am eifersüchtigsten auf sie waren, entwarfen den Plan, den Bulgaren den Handel nach Pannonien (s. oben Kap. 2) aus den Händen zu spielen und denselben, da dieses Volk die Territorialherrschaft an der Donau besaß, auf einem Umwege über Thessalonich zu führen. Abgesehen von der Beschaffenheit des gewählten Mittels ergibt sich hieraus wenigstens, daß noch einige griechische Kaufleute Einsicht genug hatten, den Vorzug anzuerkennen, den der Aktivhandel damals durchaus vor dem Passivhandel hatte. Der Vater des damaligen griechischen Kaisers Leo des Weisen, Zautzas, hatte einen Verschnittenen, der über seinen schwachen Gebieter Alles vermochte. Diesen Menschen gewannen jene beiden Häuser. Sein Einfluß auf Zautzas bewirkte, daß derselbe den Urhebern der Handelskabale die Zolleinnehmerstellen an der Straße nach Pannonien von dem Sohne verschaffte. Uebermäßig drückten und plagten nun die neuen Einnehmer die bulgarischen Kaufleute, um dieselben von Constantinopel zu verdrängen. Die Bulgaren führten Beschwerde bei ihrem Fürsten Simeon. Leo, gefesselt von der väterlichen Autorität, vernachlässigte die Vorstellungen des bulgarischen Regenten. Simeon griff endlich zu den Waffen, und so führten Handelsirrungen oder vielmehr der Neid einiger griechischer Handelshäuser einen langwierigen und für die Griechen verderblichen Krieg herbei.

Nach dem Verluste ihrer Selbständigkeit im J. 1019 wurden die Bulgaren muthlos und ihre Handelsthätigkeit verschwand immer mehr. Jetzt bewarben sich ihre Nachbarn, die Ungarn, um die erledigte Stelle, ergriffen den aktiven ungarischen und den Zwischenhandel nach Deutschland und behaupteten ihn bis in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts. Sie bezogen den Markt in Constantinopel und vermittelten den Verkehr zwischen diesem und den deutschen Donauländern. Die ungarischen Kaufleute müssen entwe-

der jedesmal ziemlich lange in Constantinopel verweilt, oder gar Faktoreien daselbst unterhalten, mithin ausgebreitete Geschäfte auf diesem Platze gemacht haben, da ihr König Stephanus I. oder der Heilige, der 1038 starb, ihnen eine prächtige Kirche daselbst erbauen ließ. Daß die griechischen Goldmünzen in Ungarn kursirten und daß der Nationalwohlstand bis zur zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts sehr zunahm, scheint ein Beweis zu sein, daß Ungarn in dem Handel mit Constantinopel gewonnen habe. Semlin oder Zeugme war damals ein reicher Handelsort und gehörte wahrscheinlich zu den Hauptplätzen, über die der Transithandel geführt wurde.

Was den morgenländischen Handel betrifft, so war der Waarendurchzug durch Mesopotamien und Syrien schon in der altrömischen Periode im Gange und ward von dem Kalifen Omar (634—643), der die Vortheile des Handels zu würdigen verstand, durch Anlegung oder vielmehr Erneuerung von Bassora sehr befördert. Wenn die italienischen Seestädte, namentlich Venedig, seitdem noch häufiger indische Waaren über Syrien bezogen, so vernachlässigten sie gleichwohl die Fahrt nach Alexandrien nicht; sondern nach wie vor wurden ansehnliche Kauffahrteiflotten dahin ausgerüstet. Außer Venedig benutzten Genua, Pisa und Amalfi am thätigsten ihre Lage zum orientalischen Handel. Am frühesten muß von diesen Plätzen Amalfi nach Egypten und Syrien gehandelt haben, denn von dort sollen europäische Fabrikate zuerst in diese Länder gebracht worden sein. Mehrere Umstände kamen den Italienern vortrefflich zu statten, daß sie in Ansehung des morgenländischen Verkehrs das mächtige Constantinopel in Vormundschaft nehmen konnten. Zunächst wurden die öfteren Kriege zwischen den Griechen und Arabern günstige Epochen für die Genueser und Venetianer. Die Regierung Venedigs war schon zu Ende des 10. Jahrhunderts aufgeklärt und thätig genug, durch Verträge mit dem griechischen Hofe und den sarazenischen Fürsten sich den Besitz des Zwischenhandels zu erwerben. Ein anderer Gegenstand steigerte eben so sehr den Muth der unverdrossenen Italiener. Factionen, innere Unruhen und Schwäche der Regierung führten den allmäligen Verfall der griechischen Marine herbei. Der griechische Kaufmann konnte immer seltener auf bewaffnete Geleitung seiner Schiffe rechnen, um die Waaren des Orients vermittelst aktiven Handels aus neutralen Häfen abzuholen; und wenn auch die Marine seines Vaterlandes bis in das 12. Jahrhundert nicht unbedeutend war, so war doch die Staatspolitik des griechischen Reiches nicht merkantilisch, nicht sonderlich auf Beschützung des Seehandels gerichtet, wie solches in den italienischen Handelsstaaten der Fall war. Unverkennbar mußte ferner der Unternehmungsgeist des griechischen Kaufmannes dadurch gelähmt werden, daß um 1085 den anspruchsvollen Venetianern die Zollfreiheit im ganzen Reiche von allen aus- und eingehenden Waaren bewilligt wurde, eine Begünstigung, die eben so ermunternd für sie, als nieder-

schlagend für die Griechen war. Nicht wenig wirkte endlich das noch von Justinian I. (527—565) herrührende Monopol-Uebel zur merkantilischen Erschlaffung der Griechen und zur Belebung des Unternehmungsgeistes der Italiener mit. Denn Justinian hatte nicht nur den Seidenhandel, sondern auch den Verkauf der nöthigsten Lebensmittel, besonders des Getreides, den Privatpersonen entzogen, so daß der Unterthan von keinem Landwirthe Getreide kaufen durfte, sondern seinen Bedarf von den, bei der Verwaltung dieses Regals angestellten Finanzbeamten nehmen mußte, die dabei noch sogar durch Wuchergeschäfte sich zu bereichern suchten. Dieser Finanzdruck dauerte seitdem noch über ein halbes Jahrtausend fort, daher auch in der Geschichte des ersten Kreuzzuges die Versorgung der Franken mit Lebensmitteln gewöhnlich als Sache des griechischen Kaisers, d. h. als Sache der Finanzbehörden, dargestellt wird. Blos auf ausdrückliche Erlaubniß des Kaisers bestellten sie einige Male ihre Bedürfnisse bei griechischen Privatpersonen, die unter anderen einst eine große Lieferung an die Belagerungs-Armee von Antiochien übernahmen.

In dem Maße wie die byzantinischen Schiffe von dem Aegeischen und Mittelländischen Meere sich zurückzogen, nahmen die rastlosen Italiener ihre Stelle ein. Die constantinopolitanischen Handelshäuser beschränkten ihre Aktivunternehmungen immer mehr auf das Schwarze und Azow'sche Meer und überließen größtentheils den Italienern die Fahrt durch den Hellespont. Am kühnsten drängten sich die Venetianer vor. Seit dem Anfange des 9. Jahrhunderts finden sich Spuren nicht nur von Handelsverhältnissen zwischen Venedig und Constantinopel, sondern auch bestimmt von Beziehungen dieser Verhältnisse auf den Handel nach Syrien und Egypten.

Mittlerweile hatten sich die Eroberungen der Araber im Morgenlande immer weiter ausgedehnt, und manche Besitzer des griechischen Thrones fühlten tiefer als andere politisch den Verlust der schönen Provinzen Vorderasiens, und in religiöser Hinsicht eben so tief die Beherrschung des gelobten Landes durch Nichtchristen. Sie ließen ihren Unmuth aus durch das Verbot, den Feinden des Staates und der Religion Waffen, Eisen, Nutzholz und andere im Kriege unentbehrliche Dinge im Handel zuzuführen; ein Verbot, das schon in früheren Zeiten für ein Mittel war gehalten worden, den Barbaren an der Nordküste des Schwarzen Meeres Abbruch zu thun. Als die griechischen Kaiser, Leo V. und Johannes I. (jener regierte von 813 bis 820, dieser von 969 bis 976) dasselbe gegen die Araber in Syrien und Egypten erneuerten, verhandelten sie deßhalb mit dem Senat von Venedig und bewirkten auch hier die öffentliche Untersagung dieses Handels, das zweite Mal unter Androhung einer Strafe von hundert Pfund Goldes; kurzsichtig genug, den unausbleiblichen Schleichhandel nicht zu ahnen. Häufiger aber sind die entgegengesetzten Fälle, daß die griechische Regierung den Insinuationen der venetianischen nachgab und dafür nur Undank und Trotz erntete. Zu Ende des 10. Jahr-

hunderts erwarb sich Venedig für seine Bürger, die nach Constantinopel handelten, bedeutende Freiheiten und Rechte, was für sie ein Anreiz zur Erweiterung des Spezereihandels war. Alexius I. Comnenus, der Zeuge des ersten Kreuzzuges, ertheilte in Aufwallungen der Dankbarkeit für gewisse militärische Unterstützungen den zudringlichen Republikanern außer der Zollfreiheit wichtige Besitzungen in der byzantinischen Hauptstadt. Viele Venetianer ließen sich nun daselbst nieder und verheiratheten sich mit Töchtern aus angesehenen Häusern.

Einst ward die Handelsverbindung zwischen Venedig und Constantinopel auf Veranlassung politischer Feindseligkeiten gewaltsam unterbrochen. Es geschah im J. 1172, nachdem in einem Kriege gegen Wilhelm II., König von Sicilien, der Kaiser Manuel I. Comnenus das Bündniß der Republik vergebens nachgesucht hatte. Um die Unterthanen der Letzteren den Ausbrüchen der Rache zu entziehen, entbot der Senat alle venetianischen Seefahrer und Kaufleute in die Heimath und untersagte jede Fahrt nach griechischen Plätzen, besonders nach Romanien. Zur freudigen Verwunderung des Handelsstandes erschien nach einigen feindseligen Schritten des Kaisers ein griechisches Handelsschiff in den Lagunen Venedigs. Manuel versprach, die weggenommenen dalmatischen Plätze zurückzugeben und lud die Republik ein, den Verkehr mit seinen Staaten wieder anzuknüpfen. Der Senat ward bewogen, das Handelsverbot zurückzunehmen. Man kann sich die erhöhte Geschäftigkeit der Venetianer vorstellen, in deren Waarenlagern die aus Egypten und Syrien eingezogenen Güter sich angehäuft und unverzinst gelegen hatten! Reiche Ladungen gingen ab nach Constantinopel und in andere griechische Häfen. Plötzlich am 12. März 1172 wurden alle Venetianer verhaftet und ihre Schiffe mit den Ladungen confiscirt. Zehn Jahre mußten die Unglücklichen in der Gefangenschaft schmachten. Andronicus Comnenus, durch eine Mordthat zum Throne gelangt, ließ sie endlich aus eigennützigen Absichten frei. Aber in Betreff des Schadenersatzes, von dessen Forderung die Venetianer nicht abließen, hielt er, wie seine Nachfolger, den Senat mit Versprechungen hin. Der Usurpator Isaak II. Angelus, der den usurpatorischen Vorgänger der Wuth seiner Feinde preisgab, erneuerte die Privilegien der Venetianer und machte zum Schadenersatze Hoffnung. Auch der Bruder desselben, Alexius III. Comnenus, ein neues Ungeheuer, das den Bruder vom Throne stieß und ihm die Augen ausstach, wich einige Zeit durch Versprechungen aus, befriedigte jedoch um das Jahr 1200 die beharrliche Forderung, aus Besorgniß des Zutritts der mächtigen Venetianer zur Partei seiner Gegner. Die Gräuel, die Zerrüttungen, das Schwanken des Thrones, die Schwäche der Regierung, der Verfall der Nation erzeugten in den weitstrebenden Republikanern den Plan und erleichterten die Ausführung, sich eines Platzes zu bemächtigen, an dem der Hauptzwischenhandel mit orientalischen Waaren haftete. (Das Weitere darüber wird sogleich mitgetheilt werden.)

Neben dem überlegenen Venedig machten auch Genua, Pisa und Amalfi Geschäfte zwischen dem Morgenlande und Constantinopel. Handelsneid ist im Großen wie Brodneid im Kleinen die Quelle vieler Anfeindungen. Um die Veranlassungen dazu unter den Bürgern der italienischen Handelsrepubliken zu verhüten, wies die Polizei in Constantinopel bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts jeder Nation abgesonderte Niederlagen an; auch war der griechische Hof tolerant genug, allen Handelsnationen, die den Platz besuchten und daselbst Factoreien hielten, eigene Kirchen ihrer Confession zu erlauben. Daß die Venetianer von Alexius I. Comnenus Grundbesitz, oder vielmehr ein eigenes Quartier, erhielten, ist bereits oben erwähnt. Auch die Genueser und Pisaner hatten ihre besonderen Niederlassungen in der byzantinischen Hauptstadt; und von den Kaufleuten Amalfi's ist wenigstens so viel bekannt, daß sie schon früh Handel nach Constantinopel trieben. Außer den genannten Vergünstigungen versprach der griechische Hof um das Jahr 1155 den Genuesern ein jährliches Gehalt von 500 Goldstücken für die Regierung und 60 für den Erzbischof, überdies einige goldgestickte Teppiche jährlich; den Pisanern jährlich 500 Goldstücke nebst zwei Prachtmänteln für die Regierung und 40 Goldstücke nebst einem Prachtmantel für den Bischof. Aber der griechische Hof leistete nichts von dem Versprochenen. Die Pisaner vertrieb er sogar aus der Stadt und allen ihren Handelsverhältnissen. Die Genueser aber behaupteten sich und waren so dreist, nach 15 Jahren eine Rechnung für die Regierung zum Belaufe von 56,000 Goldstücken einzureichen. Als um dieselbe Zeit in Constantinopel die Venetianer verrätherisch verhaftet wurden, kamen die Pisaner wieder in Ansehen und erhielten ihre Quartiere zurück; ja, der Hof entschloß sich, die versprochenen Summen, seit 15 Jahren rückständig, zu geben. Sogar eine beträchtliche Zahl von Sarazenen war bis 1204 in dieser großen Hauptstadt ansäßig, mit dem Rechte des Besitzes einer Moschee, die nach der Eroberung der Stadt (im ebengenannten J. 1204) von den Lateinern geplündert wurde.

Bei aller Absonderung der eifersüchtigen Handelsnationen waren jedoch die Berührungen nicht ganz zu vermeiden. Im J. 1162 brachen blutige Händel aus zwischen den Pisanern und Genuesern, wobei jene gegen tausend an der Zahl, diese nur dreihundert stark auf dem Kampfplatze erschienen. Wenn die Zahl der Pisaner von den genuesischen Schriftstellern nicht zu hoch angeschlagen ist, um das Unterliegen der Genueser mit der Ueberlegenheit der Feinde in der Zahl zu entschuldigen, so ist zu vermuthen, daß der ansehnliche Haufen nicht aus lauter Handels- und Seeleuten, sondern zum Theil aus Fabrikanten bestanden habe. Denn die belebten, allseitig spekulirenden Italiener damaliger Zeit, nicht zufrieden, den Handel zwischen Constantinopel und den sarazenischen Ländern am Mittelländischen Meere sich nach und nach zuzueignen, gönnten den Griechen auch den Gewinn an den

Fabrikaten nicht, die sie in Constantinopel eintauschten und mit denen sie den Sarazenen die indischen und levantischen Produkte zum Theil bezahlten. Auch hier drängten sie sich zu, legten Fabriken an in Constantinopel und hinderten durch ihre Concurrenz die griechischen Fabrikanten an willkürlich überspannten Preisen. Schon gegen das Ende des 11. Jahrhunderts befanden sich in der griechischen Hauptstadt Fabrikgebäude für Rechnung venetianischer Häuser; um eben diese Zeit geschieht der Fabrikgebäude der Bürger aus Melfi Erwähnung; weiterhin kommen pisanische und nachmals venetianische Fabrikanten vor.

Mittlerweile war zunächst durch gothische und slavische Völkerstämme und seit dem 7. Jahrhundert durch die Araber, nachmals auch durch andere asiatische Völker, das oströmische oder griechische Reich sehr beschnitten und seine Macht auf die ihm in Europa und theilweise noch in Kleinasien gebliebenen Provinzen beschränkt worden. Indeß war dieses Reich auch in seinem Verfall unter den christlichen doch noch immer das blühendste und volkreichste, hatte die beträchtlichsten Einkünfte, die größte Stadt und die geschicktesten und fleißigsten Einwohner, die bis zum Untergange des Reiches sich fortwährend Römer nannten und die ihnen von den Franken beigelegte Benennung Griechen als verächtlich verwarfen. Pracht, Verschwendung und strenges Ceremoniell hatten am Hofe nicht abgenommen. Andererseits bietet die byzantinische Regentengeschichte eine Reihe von Grausamkeiten und Schandthaten dar, wovon die Geschichte überhaupt wenige Beispiele aufzuweisen hat. Bei den fast immerwährenden Thronstreitigkeiten oder vielmehr Thronrevolutionen begnügte man sich selten mit gewöhnlichen Hinrichtungen, sondern in der Regel oder doch sehr häufig wurden den Unglücklichen, die unterlagen, die Augen ausgestochen.

Wir haben bereits oben erwähnt, daß der Kaiser Isaak Angelus von seinem Bruder Alexius III. geblendet wurde. Dies geschah im J. 1195. Alexius regierte darauf acht Jahre, erregte aber mit jedem Jahre größeres Mißvergnügen. Da machte sich der junge Alexius, Sohn des geblendeten Isaak, auf, entwischte über das Adriatische Meer und suchte Hülfe für seinen Vater in Italien, Deutschland und Frankreich.

Damals sammelte sich eben durch des Pabstes Innocenz III. häufige Ermahnungen und thätige Einwirkung ein neues Kreuzheer unter dem tapferen Markgrafen von Montferrat, dem Grafen Balduin von Flandern und mehreren französischen Fürsten, die sich mit der Republik Venedig verbündet und mit derselben einen Vertrag geschlossen hatten, vermöge dessen die Venetianer gegen Zahlung von 85,000 Mark Silbers die Ueberfahrt eines Heeres von 30- bis 40,000 Mann übernahmen und für Lebensmittel sorgten. Der 94jährige, erblindete und doch noch von jugendlicher Kühnheit beseelte Doge Dandolo stellte sich selbst an die Spitze der theilnehmenden Venetianer. Man ver-

ließ Venedig und richtete die Waffen zuerst gegen Zara (in Dalmatien), welches eingenommen ward. Hier erschien der hülfesuchende Prinz Alexius vor den Kreuzfahrern und gewann sie durch die größten Versprechungen; er wollte 200,000 Mark Silbers geben, die griechische Kirche mit der römischen vereinigen und an dem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen Theil nehmen. Dafür versprachen sie ihm, seinen Vater wieder in die Regierung einzusetzen und ihm seine Feinde überwinden zu helfen. Auf der schönsten venetianischen Flotte näherten sich die Ritter im J. 1203 dem Hafen von Constantinopel und warfen ihm gegenüber auf der asiatischen Seite die Anker aus. Als eine vorläufige Unterhandlung mit dem Kaiser Alexius III. fruchtlos ablief, rückten sie keck mit ihren Schiffen über den Bosporus, drängten den Kaiser mit seinen 70,000 Mann in die Stadt zurück, verbrannten oder eroberten die griechische Flotte, sprengten die Kette und nahmen den Hafen in Besitz. Da entfloh der Kaiser, und die furchtsamen Einwohner holten den augenlosen Isaak wieder aus dem Gefängnisse hervor und setzten ihn nebst seinem Sohne Alexius auf den Thron. Des treuen Sohnes Zweck war jetzt erreicht, aber nun sollte er auch den Kreuzfahrern die eingegangenen Bedingungen erfüllen. Aber woher so viel Geld nehmen, und wie das Volk zur Unterwürfigkeit gegen den römischen Pabst bewegen? Er durfte diese Seite kaum berühren, als auch schon Alles Empörung schnaubte. Als er aber, um die versprochene Summe zusammenzubringen, neue Auflagen machte und sogar das Kirchensilber angriff; als ferner die durch ihn ins Land gezogenen Gäste sich ungebührend betrugen, wobei die oben erwähnte Moschee in Brand gerieth, und das um sich greifende Feuer ein ganzes Stadtviertel in ihrem Untergange mit verschlang, — da brach der Aufruhr unaufhaltsam aus und das Volk verlangte schlechterdings einen anderen Kaiser. Von den Besseren im Senate wagte unter diesen Umständen Niemand, diese schwere Rolle zu übernehmen; ein Sprößling aus dem ehemaligen Kaiserhause der Dukas, Alexius, der von seinen starken Augenbraunen den Beinamen Murzuphlus hatte, ließ sich endlich willig finden. Der junge Alexius, Isaak's Sohn, ward erdrosselt; der Vater starb vor Schrecken. Nach einer solchen Gewaltthätigkeit glaubten sich die Kreuzfahrer oder Lateiner (wie sie hier genannt wurden) zu Allem berechtigt, und sie beschlossen, die Stadt mit Gewalt zu erstürmen, was ihnen auch am 12. April 1204 gelang. Die Sieger erlaubten sich die größten Zügellosigkeiten, so daß die Häuser geplündert, griechische Kirchen durch Saufgelage entweiht und zu Pferdeställen gemacht, Kunstwerke mit Gewalt verstümmelt und zerhauen wurden u. dgl. m. Endlich verordneten die Häupter, daß alle gemachte Beute in drei Kirchen niedergelegt, und, einem früher geschlossenen Vertrage gemäß, zwischen Franzosen und Venetianern gleichgetheilt werde. Hier kam, trotzdem daß Vieles unterschlagen wurde, eine so ungeheure Menge von reichen Zeugen, Kostbarkeiten und Geld zusammen, daß

ein Augenzeuge schrieb, im ganzen übrigen Europa seien nicht so viele Reichthümer vorhanden, ein Anderer, seit Erschaffung der Welt sei nicht so viel erbeutet worden. Und allerdings war Constantinopel eine der größten, schönsten und reichsten Städte der Welt. Als es nun zur Theilung kam, behielten die Franzosen, nur an Gelde, 400,000 Mark Silbers. Nachdem dieses Geschäft vollendet war, schritt man zur Theilung des Reiches, das man vorläufig in vier Stücke zerfällte, deren eines der zum Kaiser einstimmig erwählte Balduin, Graf von Flandern und Hennegau, erhielt und das den wesentlichen Bestandtheil des s. g. lateinischen Kaiserthums, welches von 1204 bis 1261 bestand, bildete. Es umfaßte nur das alte Thrazien, jedoch war daran die Oberherrschaft über das Ganze geknüpft. Die übrigen drei Theile nahmen theils die Venetianer (vorzüglich die Seeküsten des Adriatischen, Aegeischen, Marmora- und Schwarzen Meeres und die meisten griechischen Inseln), theils der französische und lombardische Adel (der Markgraf von Montferrat erhielt Macedonien und einen Theil von Alt-Griechenland als Königreich Thessalonich) in Besitz.

Indeß gründete bald nachher der Comnene Theodor Laskaris ein griechisches Kaiserthum in Nicäa und ein anderer byzantinischer Prinz herrschte mit dem Kaisertitel unabhängig in Trapezunt. Nachdem nun das s. g. lateinische Kaiserthum etwas über ein halbes Jahrhundert bestanden hatte, machte der Kaiser von Nicäa, Michael Paläologus, durch die Eroberung Constantinopels im J. 1261 ihm ein Ende, mit Hülfe der gegen Venedig eifersüchtigen Genueser.

Natürlich nahmen nunmehr die Genueser in Constantinopel die Stelle der Venetianer ein, welche alsbald von dort vertrieben wurden. Da die Venetianer seitdem auch aus dem Schwarzen Meere eine geraume Zeit verdrängt blieben, so benutzte namentlich Wien den günstigen Umstand. Schon lange hatte Wien einen lebhaften Verkehr mit Constantinopel unterhalten, aber nicht minder auch Regensburg, Ulm, Augsburg, Nürnberg und einige andere Städte Oberdeutschlands, die dadurch schnell aufblühten. Schon um 1140 war die Zahl der in Constantinopel ansässigen Deutschen so ansehnlich, daß eine eigene Kirche für sie hier gebaut werden mußte. Damals war übrigens Regensburg Wien überlegen und die reichste und bevölkertste Stadt Deutschlands. Die Flußschifffahrt von hier aus, die Donau hinab bis in die heutige Türkei, war bereits im 12. Jahrhundert im Gange; und als Friedrich I. im J. 1189 seinen Zug nach Palästina unternahm, ließ er sich von Regensburg aus die Lebensmittel zu Schiffe nachführen bis an die Morawa in Serbien. Auch die übrigen deutschen Provinzen ernteten von den Früchten des oberdeutschen Welthandels nach Constantinopel, der durch die Kreuzzüge zwar nicht ursprünglich veranlaßt, aber sehr erweitert ward. Jedenfalls brachten die Kreuzzüge für Deutschland und die Niederlande eine

Reihe von Ursachen und Wirkungen hervor, in der Constantinopel das mittlere und Hauptglied ausmachte; und sie waren es zunächst, die den Weg nach dieser Hauptstadt den Deutschen und Niederländern sehr geläufig machten. Dadurch ward die Kenntniß der gegenseitigen Handelswaaren verbreitet; die Nachfrage nach deutschen und niederländischen Fabrikaten stieg in Constantinopel, und die nach morgenländischen und griechischen, über Constantinopel beförderten Natur- und Kunstprodukten mehrte sich auf deutschen und niederländischen Märkten. Die Kochkunst und die Kleidungsart der Deutschen erlitten große Veränderungen durch die Bekanntschaft mit dem Morgenlande und dem üppigen griechischen Hofe; der Gebrauch der Gewürze und Seidenstoffe nahm zu, was für den Handelsstand sehr anlockend war, sich dieser Importen zu befleißigen.

Es ist bereits oben erwähnt worden, daß der griechische Hof das Verbot erließ, Eisen, Nutzholz, Waffen und andere Kriegsbedürfnisse an die Araber zu verkaufen. Im J. 1179 wurde auf der dritten Lateranischen Kirchenversammlung ein ähnliches Verbot für die ganze katholische Christenheit erlassen. Gegen Venedig war wenige Jahre zuvor die oben erzählte völkerrechtswidrige Maßregel der Verhaftung aller im griechischen Reiche befindlichen Venetianer und der Confiscation ihrer Schiffsladungen getroffen worden, und jetzt traf die Republik dieser neue Schlag, der ihren Handel auf eine Zeit lang völlig ins Stocken brachte. Die Bedrängniß war um so größer, da Venedig von so vielen spekulirenden arbeitsamen Geschäftsmännern bewohnt war, deren Thätigkeit nun gehemmt wurde; von so vielen unruhigen Seeleuten, denen es auf den Inseln bald zu eng ward; um so drückender, als Venedig im Besitz eines so großen Kapitals war, dessen wuchernder Umtrieb plötzlich erstarrte, und einer so bedeutenden Flotte, die nun müßig im Hafen lag. So groß indeß auch die Bestürzung über die zusammentreffenden, allen Zwischenhandel vernichtenden Schläge sein mochte, so wenig erlosch doch der Muth der Venetianer und ihr Glaube an eine günstige Zukunft. Dreist und beharrlich forderten sie Schadenersatz von dem griechischen Hofe, als die Handelsverbindungen wieder angeknüpft wurden. So erfahrene Geschäftsmänner schlossen nicht sogleich ihre Comptoire, um so weniger, da ihnen die Hierarchie auch das gemächliche Leben von Zinsen nicht gestattete. Die größte Sensation mußten daher die Anschläge auf Constantinopel zu Anfang des vierten Kreuzzuges unter dem Handelsstande erregen. Nach mehrjähriger Stockung des Verkehrs eröffneten sich Aussichten zur Erweiterung des griechischen, ja zur Wiederherstellung des morgenländischen Handels der Venetianer. Ihre thätige Mitwirkung zur Besetzung des griechischen Thrones mit einem Kaiser germanischer Abkunft im J. 1204 ward mit ansehnlichen Küstenbesitzungen und Inseln und mit wichtigen Rechten in der Hauptstadt vergolten, wie dies bereits oben erzählt ist. Seitdem die Venetianer mehr als jemals in Constantinopel herrschten,

war auch der Drang nach morgenländischem Handel stärker als je. Abschreckend waren jedoch die Strafen der Uebertretung des Kirchenverbotes. Mit den Arabern mußte der Handel aufgegeben werden. Denn wenn auch jener Conciliensbeschluß keineswegs die Einfuhr morgenländischer Waaren untersagte, so waren es doch vorzüglich die verbotenen Exporten, die über Egypten nach Syrien und Indien gingen und mit denen die Natur- und Kunsterzeugnisse dieses Landes am meisten bezahlt wurden.

Die kaufmännische Scharfsicht weiß jedoch einen Ausweg zu ermitteln. Die indischen Produkte waren einmal Bedürfniß der Europäer geworden: über Egypten und Syrien, von Mahomedanern beherrscht, sollte sie kein Handelshaus der katholischen Christenheit mehr beziehen, und Griechenland war in der größeren Hälfte des 13. Jahrhunderts unter der Herrschaft katholischer Christen. Schon früher waren die Venetianer über Constantinopel hinausgegangen und hatten unmittelbaren Verkehr mit den Bewohnern am unteren Don angeknüpft. So scharfen und geübten Augen konnte die günstige Lage des alten Tanais, an der Mündung dieses Flusses (nämlich des Don), nicht entgehen; sie hatten daselbst eine Handelsniederlage versucht, woraus in der Folge Tana, das heutige Azow, entstand. Ein venetianischer Consul ward gegen Ende des 12. Jahrhunderts daselbst angestellt. Die Unternehmungen dahin lenkten die Aufmerksamkeit Venedigs nunmehr auf die uralte Handelsstraße durch die Freie Tatarei. Die Freie Tatarei (auch Turkestan, Große Bucharei, Dschagatai u. s. w. genannt) liegt zwischen dem asiatischen Rußland und Ostpersien (oder Afghanistan und Beludschistan), und zwischen dem Kaspischen Meere und China, ist vom Arabisch-Indischen Meere 160 und von dem Mittelländischen Meere 300 Meilen entfernt, und enthält namentlich die Städte Bokhara (oder Buchara), Samarkand und Balkh.

Aus diesen Städten nun bezog jetzt Venedig die in Europa immer stärker gesuchten indischen Waaren, und führte dahin die europäischen, besonders deutschen Fabrikate, nach denen am Indus und Ganges die Nachfrage stieg. Aus der Freien Tatarei gingen die nach Europa bestimmten Exporten Indiens herüber auf das Kaspische Meer, wie in der Vorzeit. Vom Kaspischen Meere aber wurden sie nicht, wie vormals, westlich auf die Flüsse des Kaukasus geschafft, sondern sie nahmen die nordwestliche Richtung auf Tana zu, gingen also die Wolga aufwärts bis nach Astrachan (Astrachan liegt nämlich nicht unmittelbar an der Wolgamündung, sondern 12 M. oberhalb derselben), hierauf zu Lande durch einen Theil des südlichen Rußlands hinüber auf den Don und so nach Tana oder dem jetzigen Azow, wo solchergestalt große Waarenlager entstanden.

Kaum hatten die Venetianer die Bahn gebrochen, so machten auf dem nämlichen Wege auch die nacheifernden genuesischen und pisanischen Häuser

zu Constantinopel Geschäfte in die Freie Tatarei. Sie, sowie ihre Vorgänger und Meister, führten die indischen Waaren nach Constantinopel. Der bezeichnete Waarenzug aus Indien durch die Freie Tatarei über Astrachan, Tana, und in der Folge Kaffa (an der Südostküste der Halbinsel Krimm) nach Constantinopel hat überhaupt bis zum Ende des 14. Jahrhunderts fortgedauert; wiewohl je länger, desto schwächer, da bei verringertem Eindrucke des Kirchenverbotes weniger kostspielige Wege aufgesucht wurden.

Genua griff als rastlose Nebenbuhlerin Venedigs gegen diesen Freistaat im J. 1261 zu dem ihm abgelernten Mittel, die merkantilische Oberhand in Constantinopel zu erlangen, und trat an die Spitze einer Gegenrevolution. Durch nachdrückliche Unterstützung verhalf es dem griechischen Prätendenten in Nicäa, Michael Paläologus, zum byzantinischen Kaiserthrone, wie wir bereits oben erzählt haben. Die in Constantinopel ansässigen venetianischen und pisanischen Fabrikanten und Kaufleute ließ der neue Kaiser in der Stadt; doch begaben sich viele Venetianer in die Heimath zurück; den Genuesern aber wurden aus Dankbarkeit die beiden constantinopolitanischen Vorstädte Galata und Pera eingeräumt, welche die um sich greifenden Republikaner mit Mauern und Gräben umgaben und zu einer befestigten Colonie ausbildeten. Beide Benennungen, Galata und Pera, waren nun identisch; die Italiener bedienten sich zur Bezeichnung der Colonie der ersteren, die Griechen der letzteren. Mit jedem Jahre ward diese Niederlassung der Genueser gefährlicher für den Handel der Stadt.

Jetzt im Besitze des Vorranges arbeitete das aufstrebende Genua am meisten dahin, dem beneideten Venedig die ergiebigste Reichthumsquelle, den mittelländischen Handel, zu entziehen. Sobald man die stolze Nebenbuhlerin durch die Gegenrevolution gedemüthigt glaubte, dachte man auf die Einrichtung eines vorläufigen Stapels für die durch die Freie Tatarei kommenden indischen Waaren, der zugleich über die Fahrt vom Don her gebieten und Tana herabbringen sollte. Die Lage des alten Theodosia (an der Südostküste der Halbinsel Krimm) ward gewählt und die Niederlassung gegründet, aus welcher Kaffa entstanden ist. Die venetianische Flagge war nun beinahe ganz vom Schwarzen Meere ausgeschlossen; Genua behauptete hier und in Constantinopel den Markt.

Um das Jahr 1380 verschaffte den Genuesern eine Ohrfeige Handelsvorrechte auch in Trapezunt, wo, wie wir oben gesehen haben, seit der Einnahme Constantinopels durch die Lateiner in J. 1204, ein byzantinischer Prinz mit dem Kaisertitel herrschte. Diese Ohrfeige ertheilte eine Maitresse des Kaisers Alexius von Trapezunt einem genuesischen Nobile, Megollo Lescari, der im kaiserlichen Palaste Schach spielte, und machte ihn dadurch zu einem unversöhnlichen Feinde des trapezuntischen Kaiserreiches. Denn da er von dem Kaiser keine Genugthuung wegen der Beleidigung hatte erhalten

können, kehrte er schleunigst in sein Vaterland (Genua) zurück, rüstete dort zwei Galeeren aus, bemannte sie mit jungen Freiwilligen, segelte nach dem Schwarzen Meere, verheerte die trapezuntischen Küsten, äscherte die Dörfer ein, plünderte die Einwohner, schnitt ihnen Nasen und Ohren ab und sandte diese schrecklichen Trophäen dem Kaiser zu. Er flößte dem Hofe zu Trapezunt einen solchen Schrecken ein, daß Alexius seine Favoritin aufopfern zu müssen glaubte. Mit Verachtung schickte Lescari sie zurück und erklärte, an einem Weibe sich nicht rächen zu wollen. Er verlangte, daß der Kaiser ihm durch einen förmlichen Vertrag das Versprechen zusichere, den genuesischen Kaufleuten in seiner Hauptstadt Privilegien und ein Gebäude zum Wohnsitz einzuräumen. Der Kaiser willigte in Alles, und so bekamen die Genueser auch in Trapezunt festen Fuß, wo hauptsächlich sie es waren, die den im Eingange dieses Kapitels erwähnten s. g. pontischen Handelsweg anbahnten oder eigentlich wieder in Schwung brachten.

Früher jedoch hatten sie andere und kürzere Wege für den Bezug der indischen Waaren aufgesucht. Denn mit Vortheil konnten diese Waaren, sei es durch die Freie Tatarei, sei es durch Persien, eigentlich nur insofern bezogen wurden, als sie für Constantinopel bestimmt waren und der weitere Zug von hier aus die nördliche und nordwestliche Richtung beibehielt. Zu ihrem Absatze in den europäischen Häfen des Mittelländischen Meeres war dagegen der Umweg zu groß und zu kostspielig. Um also diesem Uebelstande wo möglich abzuhelfen, ward ein anderer Handelsweg eingeschlagen, bei dem man, aus Achtung für das Kirchenverbot, das Gebiet der zeitigen Beherrscher Egyptens und Palästina's unberührt ließ. Syrien ward seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Beute zweier erobernden Horden: der Mameluken, die von Egypten her, und der Mongolen, die von Nordosten her vorgedrungen waren. Auf die Mongolei nun hatten die Genueser kurz vor dem Ausbruche der Gegenrevolution in Constantinopel (1261) ihr Augenmerk gerichtet, um den damals noch überlegenen Venetianern auszuweichen. Wahrscheinlich wegen des einzurichtenden Zuges der morgenländischen Waaren durch das Gebiet der Mongolen Vorderasiens, deren Chan zu T a u r i s oder Tebris (in der persischen Provinz Aserbeidschan, südöstlich und 64 M. von Erzerum, und nicht sehr weit vom Kaspischen Meere) residirte, waren sie in Unterhandlungen mit diesen Barbaren getreten. Ihre merkantilischen Pläne müssen sich an die politischen der Mongolen angeschlossen haben; denn eine Gesandtschaft der Letzteren befand sich in Genua gerade um die Zeit, als dieser Feindin Venedigs die erwähnte Gegenrevolution gelang, durch welche begünstigt die obsiegende Nebenbuhlerin mit Eifer die indischen Waaren durch die Freie Tatarei nach Constantinopel bezog.

Indeß konnten die Genueser nicht verhindern, daß auch die Venetianer diese Waaren über Tauris, wenn gleich auf einem anderen Wege, bezogen.

Es hatte sich Tauris, das Hoflager des Herrschers über das mongolische Vorderasien, zu einem wichtigen Handelsplatze gehoben; indische Waaren, zur See bis in die Straße von Ormuz oder in den Persischen Meerbusen gebracht, wurden von da entweder zu Lande nach Persien, oder den Tigris hinauf bis nach Bagdad geschafft und dann weiter durch Karavanen auf jenen im 13. und 14. Jahrhundert sehr berühmten Markt (Tauris) geführt. Dieser Umstand nun war es, den die Venetianer begierig auffaßten in dem Gedränge, worin sie sich zwischen dem Kirchenverbote Roms und dem Umschlage der Dinge in Constantinopel befanden. Sie machten Unternehmungen nach Tauris und sogar weiter bis nach Bagdad (Bagdad liegt ungefähr 100 M. in südwestlicher Richtung von Tauris entfernt). Auf einem nordwestwärts gekrümmten Umwege wurden die indischen Waaren durch Kleinarmenien oder den westlichen Theil des alten Armeniens bis an das Mittelländische Meer gebracht, wo Ajazzo (vor Alters Issus), ein stark besuchter Hafen in dem Winkel, den Kleinasien mit Syrien macht, die Hauptniederlage war. Bald freilich bezogen, neben den Venetianern, auch die Genueser, den spekulirenden Gegnern überall eifersüchtig zur Seite, auf diesem Wege indische Waaren für die Plätze des südlichen Europas.

Je mehr übrigens die Nachfragen nach morgenländischen Waaren in Europa zunahmen und je mehr Plätze zweiten Ranges zu diesem einträglichen Handel sich drängten, um so größere Anstrengungen machten die Venetianer und Genueser, um bei der steigenden Concurrenz die lange gewohnte Herrschaft zu behaupten. Die Kosten der Landfracht auf dem beschriebenen Umwege waren so groß, daß diese Straße nur aus Noth eine Zeit lang gewählt wurde. Blos die feineren Spezereien, von geringerem Gewichte und Umfange, bezog man über Bagdad und Tauris, als Kubeben, Spieke, Gewürznelken, Muskatnüsse und Muskatblüthen. Um die gröberen und schwereren, als Pfeffer, Ingwer, Zimmt, Räucherwerk, vermittelst des viel wohlfeileren Wassertransportes einführen zu können, versuchte man häufig Schleichhandel auf den bequemsten und vortheilhaftesten von allen damals bekannten Wegen nach Indien, auf dem über Egypten.

Fortwährend waren nach Kairo, Damiette und Alexandrien indische Produkte gebracht worden. Auf dreifache Weise bezogen in der Periode des Kirchenverbotes verschiedene venetianische und genuesische Häuser indische Waaren sowohl aus Egypten, wie aus den in der Gewalt der Sarazenen befindlichen syrischen Häfen. Seitdem Antiochia (im nördlichen Theil der syrischen Küste) nicht mehr von Christen besetzt war, bildete sich ein Waarenzug von Bagdad nach diesem Platze und von da weiter in die von den Seldschuken und Türken besetzten Küstenstädte des ehemahligen Lyciens (an der Südküste Kleinasiens). Bald waren an der ganzen kleinasiatischen Süd- und Südwestküste mehrere Plätze mit dem Vertriebe indischer Waaren be-

schäftigt, von Saleph oder Seleſke (dem alten Seleucia Trachea) in Cilicien, bis an das westliche Ende und weiter nordwärts bis nach Aja Jani, bei dem alten Ephesus. Am stärksten betrieben die in Pamphylien (an der Kleinasiatischen Südküste) gelegenen Städte Attalea oder Satalia und Candelorum (das alte Side) diesen passiven Zwischenhandel, und hier tauschten die italienischen Schleichhändler die morgenländischen Waaren gegen die heimlich ausgeführten europäischen ein. Kaum waren diese Plätze als besuchte Niederlagen morgenländischer Waaren bekannt, so fanden sich auch Verkäufer aus Egypten ein, die den Markt benutzten. Ja, auch Venetianer luden Waaren in Alexandrien ein und führten sie nach Satalia. Die Genueser, obgleich Besitzer des bucharisch-byzantinischen Handels, waren ebenfalls hier geschäftig; um so mehr, da sie im benachbarten Kleinarmenien oder im östlichen Cilicien seit geraumer Zeit vortheilhafte Niederlassungen besaßen, nämlich in Tarsus, Marlinistra und Sis oder Sisia (diese drei Oerter liegen in der Nähe des oben erwähnten Winkels, den Kleinasien mit Syrien bildet), wo ihnen die Landesregierung eigene Quartiere, eigene Kirchen und zuletzt auch eigene Gerichtsbarkeit bewilligt hatte. Diese Niederlassungen benutzten genuesische Häuser zum Handel in jene türkischen Küstenstädte; und um sich den Augen der kirchlichen Aufseher und deren Kundschafter zu entziehen, führten sie die europäischen Ausfuhrartikel und die indischen Rückfrachten durch das christliche, aber nicht katholische, Kleinarmenien zu Lande nach und von den seldschukisch-türkischen Küstenplätzen. Von den armenischen Fürsten erlangten sie sogar eine Herabsetzung der Zölle bei diesem Transitohandel.

Während der Kreuzzüge gingen folgende griechische Natur- und Kunstprodukte und indische Spezereien aus Constantinopel über Ungarn nach Deutschland: Lorbeerblätter, Safran, Haselnüsse, Olivenöl, Lakritzen, rohe Seide, Zindel, seidene und halbseidene Priesterornate, Purpurmäntel, Goldstoffe, Degenkoppeln mit Messing oder Kupfer beschlagen; — Pfeffer, Ingwer, Gewürznelken, Muskatnüsse, Galgantwurzel &c.

Dagegen wurden aus Deutschland nach Constantinopel ausgeführt: Leibeigene; Waffen, Sattlerarbeit, Wollzeuge, Leinwand, Holzwaaren; Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Quecksilber. Leibeigene kommen übrigens im Donauhandel nur bis ins 10. Jahrhundert vor. Es waren fast lauter wendische Sklaven, aus Böhmen und Mähren herab nach Oesterreich verkauft und von da nach Griechenland, besonders nach Constantinopel, wo sie zu schweren Arbeiten, namentlich auch zum Treten der Blasebälge an den Orgeln, gebraucht wurden. Waffen, eines der ältesten deutschen Fabrikate, wurden bis gegen das Ende der Kreuzzüge am meisten in Norddeutschland und den Niederlanden verfertigt. Diese Gegenden, unter anderen Lüttich, wo schon im 10. Jahrhunderte Eisen und andere Metalle zu den gangbaren Handelswaaren gehörten, waren der Sitz des Kunstfleißes in Metallsachen,

der den Deutschen in der Periode der Kreuzzüge nachgerühmt wird. Waffenfabriken waren schon im 12. und 13. Jahrhunderte, namentlich zu Magdeburg und Hagen oder Hayn, einem vormals fürstbischöflich Fuldaischen (jetzt Weimar'schen) Orte in der Nähe von Eisenach; Waffen waren auch unter den Geschenken, die Heinrich der Löwe auf der Reise durch Constantinopel für den griechischen Hof mitnahm — ein Beweis, daß die deutschen Waffen in Griechenland gesucht waren. Sattlerarbeit, vorzüglich ein Industriezweig der Niederländer, gehörten ebenfalls zu den von Heinrich dem Löwen nach Constantinopel überbrachten Geschenken, wie auch Wollzeuge und Leinwand, die nebst den Metallwaaren die ältesten und bekanntesten Kunstprodukte der Deutschen sind. Tuchfabriken waren zuerst in Friesland und den Niederlanden. Von Oberdeutschland her dehnte sich dieser ergiebige Industriezweig längs der großen Handelsstraße hin aus, die zwischen Lorch und Passau und Niederdeutschland lief. In Passau, in Regensburg, berühmt durch seinen Scharlach, dann in Franken und Thüringen und weiter im alten Sachsenlande, namentlich zu Quedlinburg, Magdeburg, Stendal und Salzwedel wurden viele Tuchfabriken angelegt. Holzwaaren kommen ebenfalls schon früh als ein deutsches Fabrikat vor, die Metalle kamen aus Siebenbürgen, Ungarn und Deutschland.

Zum Handel mit den das Schwarze Meer umgebenden Völkern, unter andern mit den nördlichen, hatte Constantinopel die trefflichste Lage und benutzte dieselbe auch schon sehr früh dazu. Mit den griechischen Colonien an der taurischen Küste (Küste der Halbinsel Krimm) bestand ein lebhafter Umsatz. Aus Bosporus (Wospor, ursprünglich Pantikapäum genannt, jetzt Kortsch), einer griechischen Pflanzstadt an der Ostküste der Halbinsel Krimm, und am Bosporus Cimmerius (nämlich an der, aus dem Schwarzen Meer in das Azow'sche führenden Meerenge von Jenikale), ward schon seit dem 6. Jahrhundert viel Schlachtvieh eingeführt, wovon dieser Ort der Stapel für die Hirtenvölker in Taurien (Halbinsel Krimm) und auf dem benachbarten Continente war. Mit den Nationen vom Turkstamme (zu dem auch die Türken gehören und der seine Wurzeln an der Nordostgrenze der Freien Tatarei hatte), die vom Ende des 7. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts nach einander die eben genannten Gegenden beherrschten, den Chazaren, Patzinaken (Petschenegen) und Kumanen (Uzen, Polovzern) stand Constantinopel beständig in Handelsverbindung; wiewohl im 12. Jahrhundert die Venetianer einen großen Theil der Geschäfte an sich zogen, ohne diesen Platz zu berühren. Anfangs machte derselbe blos mittelbare Geschäfte dahin, namentlich mit den Patzinaken über Cherson, an der Westküste der Halbinsel Krimm. In der Folge reisten die Handelsleute dieser Nationen selbst nach Constantinopel, um die Importen aus der ersten Hand, oder wenigstens mit Uebergehung einer Instanz, abzuholen. Sie müssen unter den Tauro-Scythen

verstanden werden, mit denen die griechischen Kaufleute Constantinopels im J. 1043 in blutige Händel verwickelt wurden, woraus sich ein verderblicher Krieg entspann, in den auch die Russen als Feinde der Griechen verwickelt wurden.

Mit den Russen war übrigens der Verkehr besonders lebhaft, und den „slavischen Gästen", d. h. den russischen Kaufleuten, bewiesen die Griechen, aus Ueberzeugung von der großen Wichtigkeit des russischen Handels, vorzügliche Achtung und Zuvorkommenheit, wozu das Vertrauen beitrug, das diese Kaufleute bei den russischen Magnaten genossen. Denn die nach Constantinopel reisenden russischen Kaufleute waren zugleich die Geschäftsführer der Großen ihres Vaterlandes, und wurden sogar, da sie der griechischen Sprache und Gebräuche kundig und in Verhandlungen geübt waren, den diplomatischen Personen beigesellt. Sie hatten in Constantinopel ihr besonderes Absteigequartier in der St. Mamants-Vorstadt. Wie sehr sie in Constantinopel willkommen waren, erhellt vorzüglich aus dem im 10. Jahrhunderte vorkommenden Gebrauche, daß sie daselbst auf öffentliche Kosten verpflegt wurden und ein in Brod, Fischen, Fleisch, Wein und Obst bestehendes Deputat monatlich erhielten. Die einheimischen Kaufleute Constantinopels, zu verzagt und gemächlich, um für eigene Rechnung Versendungen und Reisen in das ferne Rußland zu unternehmen, verließen sich auf den Ruf ihres Platzes und auf den unbeschränkten Waarenzug, der in allen Richtungen nach diesem Mittelpunkte stattfand und sie in den Stand setzte, große Geschäfte zu machen, ohne viel zu wagen und ohne ihren Heerd zu verlassen. Höchstens bezogen sie den stark besuchten Markt von Marcianopel, der alten Hauptstadt Nieder-Mösiens, östlich von Schumla. Meistens aber reisten die russischen Kaufleute nach Constantinopel. Von Nowgorod im baltischen Rußland und am Ilmensee (südlich und 22 M. von St. Petersburg), von Czernikow am mittlern Dnieper, und von Mielniza in Volhynien und einigen andern Oertern kamen in Kiew (am Dnieper, südlich und 20 M. von Smolensk) zusammen und fuhren von da gemeinschaftlich den Dnieper hinab, um den möglichen Anfällen der Patzinaken gewachsen zu sein. Constantinopel war das Ziel dieser Karavanen. Die Nationen, welche Constantinopel besuchten, wurden bald durch die Umstände auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, den griechischen Bewohnern im Handel überlegen zu werden, ohne Zwischenkunft derselben unmittelbar unter sich in Handelsverhältnisse zu treten und die Stadt blos als Tauschplatz zu benutzen. Die Venetianer, Genueser und Deutschen benutzten am eifrigsten diese Wahrnehmung. Um den Anmaßungen derselben in Beziehung auf den nordischen Handel zu verhindern und des Zwischenhandels nicht verlustig zu gehen, hätten die Griechen in Constantinopel durch doppelte Thätigkeit den Umgriffen entgegen arbeiten sollen. Sie begnügten sich aber mit kleinlichen Staatsverboten, den Russen

ward die Erlaubniß entzogen, in Constantinopel zu überwintern, und sie mußten im Herbst nach ihrer Heimath zurückkehren. Durch diese Maßregel glaubten die eben so kurzsichtigen als gemächlichen Griechen alle Verbindung der russischen Kaufleute mit den italienischen und deutschen zu verhindern, und sich ein Niederlagsrecht zu erzwingen. Allein sie untergruben dadurch nur ihren bereichernden Zwischenhandel. Denn, kühner und thätiger als sie, drangen die Venetianer an die Nordküsten des Schwarzen Meeres vor und kamen den Russen an der Mündung des Dnieper entgegen, und eben so den successiven Beherrschern von Taurien und dem unteren Don vom Turkstamme. Im 12. Jahrhunderte waren die Unternehmungen Venedigs nach der Mündung des Don und dem ostwärts von derselben gelegenen Zichien oder Zichia (jetzt Zickevi und im russischen Kaukasien am Schwarzen Meere gelegen) im vollen Gange. Mit den unverdrossenen Venetianern hielten die spekulirenden Regensburger und Oesterreicher Schritt. Sie hatten den Handel nach Rußland in Constantinopel kennen gelernt und fingen an, die Quelle der als erste Bedürfnisse unentbehrlichen russischen Waaren aufzusuchen und die ihrigen, nebst den niederländischen, auf geradem Wege dahin zu führen. Kiew, bisher der Sammelplatz der nach Constantinopel reisenden russischen Kaufleute, ward jetzt ein großer Handelsort, über den viele Russen nicht mehr hinausgingen, seitdem ihnen die Deutschen bis dahin entgegen kamen und Faktoreien daselbst unterhielten. So erfuhr Constantinopel, zum Theil aus eigener Schuld, das Schicksal vieler Plätze; ein beträchtlicher Theil seines bisherigen Zwischenhandels zog sich zusammen in unmittelbaren Verkehr der Nationen, zwischen denen es die vermittelnde Stelle eingenommen hatte, und dieser neue Handel ward, mit Uebergehung Constantinopels, von den Russen und taurisch-donischen Völkern auf nordischem Boden selbst, wenn auch passiv, getrieben.

Die Waaren, die in dem nordisch-constantinopolitanischen Handel umgesetzt wurden, lassen sich mit Sicherheit zum Theil aus den gegenseitigen Geschenken der Regenten und Großen bestimmen; denn es wurden zu solchen immer Natur- und Kunstprodukte gewählt, die in der Heimath der Großen, denen sie überreicht wurden, gesucht waren, also gewiß in den Handel kamen. Doch sind die Nachrichten von diesen Geschenken nicht die einzige Quelle der historischen Kenntniß der Waaren des nordischen Handels.

Die Ausfuhr, sowohl nach Taurien und Zichien (s. oben), als nach Rußland, begriff folgende morgenländische und griechische Natur- und Kunsterzeugnisse: Gold und Silber, griechische und egyptische Seidenzeuge, Tressen, gestickte Gürtel, griechischen Saffian, griechische Früchte und Weine, morgenländische Gewürze, vorzüglich Pfeffer.

Die Einfuhr (nämlich nach Constantinopel) bestand in Eisen, Bauholz, Pech, Honig, Wachs, Häuten, getrockneten und gesalzenen Fischen, Getreide, Pelzwerk und Sklaven beiderlei Geschlechts.

Auf die Fisch- und Getreide-Einfuhr beschränkte sich in späteren Zeiten der aktive Eigenhandel der Constantinopolitaner nach dem Norden, wiewohl der Getreidehandel, ein sehr einträglicher Zweig, zuletzt meistens auch in die Hände der Genueser kam. Vorzüglich hatte die Schifffahrt der Griechen an den nördlichen Küsten des Schwarzen Meeres den Fang oder bloßen Einkauf von Fischen zum Gegenstande. Thunfische, Barben und Störe waren die gewöhnlichsten Arten, die an der Mündung des Don am häufigsten eingekauft wurden. Das zum Einsalzen erforderliche Seesalz wurde an der taurischen Küste schon früh bereitet. Wie beträchtlich die Einfuhr von Fischen gewesen sei, ist theils aus der hohen Summe abzunehmen, die der Zoll davon eintrug, theils aus der großen Zahl von Fischerei-Fahrzeugen, die zu Anfang des 13. Jahrhunderts auf 1600 angegeben wird.

Die Einführung russischer Pelze in Constantinopel ist um so weniger zu bezweifeln, da dieselben als Geschenke mehrmals erwähnt werden. Igor, Rurik's Sohn, der zu Ende des 9. und zu Anfang des 10. Jahrhunderts lebte, beschenkte nach Abschließung eines Friedensvertrages die griechischen Gesandten unter anderen mit Pelzen; und Olga, seine Gemahlin, versprach bei ihrer Abreise aus Constantinopel (wohin sie 955 gereist war, um sich taufen zu lassen), die erhaltenen Geschenke namentlich mit Pelzen zu erwidern. Vorzüglich wird diese Waare als Einfuhrartikel Constantinopels durch die Nachricht bestätigt, daß Heinrich der Löwe (der bekanntlich in der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebte) auf der Reise durch diese Hauptstadt nach Palästina für alle seine ihn begleitenden Ministerialen Grauwerk und Zobelpelze erhielt. Auch wurden bei der Eroberung Constantinopels Pelzwerke von mancherlei Werth erbeutet.

Der Menschenhandel, ein früher Schandfleck der Venetianer und anderer Italiener, wurde über Constantinopel nicht stark getrieben, sondern wahrscheinlich geschah hier nur der Verkauf derjenigen Sklaven, welche aus christlichen Ländern hierher auf den Markt geführt wurden. Die meisten Sklaven wurden aber doch an den nordöstlichen Küsten des Schwarzen Meeres, in der Heimath der Mamelucken und der unglücklichen Mädchen in den Harems der morgenländischen Lüstlinge, eingekauft. Noch um die Mitte des 14. Jahrhunderts kauften hier die Venetianer und Genueser Leibeigene, die sie nach Egypten führten.

Was die extensive Wirksamkeit des Handelsstandes zu Constantinopel betrifft, so geht aus der Darstellung des morgen- und abendländischen, wie des nordischen Handels hervor, daß mit der geringen Ausnahme des Produkten-Importenhandels von den Nordküsten des Schwarzen Meeres die griechischen Kaufleute jener Hauptstadt auf den Passivhandel sich beschränkten. Aktivhandel war unter den Umständen der ersten Handelsperiode bei weitem schwieriger und gewagter. Es fehlten alle die Vortheile, die denselben in

neueren Zeiten erleichtern und weniger riskant machen. Freilich war er im Verhältnisse zum Risiko auch weit einträglicher als jetzt; denn die Aktivhändler konnten die Preise der Ein- und Ausfuhr, sowie der Münzen willkürlich bestimmen, und waren höchstens durch ihre eigene Concurrenz in Schranken gehalten. Nationale Furchtsamkeit, Gemächlichkeit und Erschlaffung, die Folgen einer despotischen Regierung und des verführerischen Luxus eines schwelgerischen Hofes, verminderten den Aktivhandel der griechischen Häuser zu Constantinopel, die denselben größtentheils den muthigeren und thätigeren Ausländern überließen. Zu bequem und zaghaft, um die Beschwerden und Gefahren weiter Reisen und großer Waarentransporte zu übernehmen und fremde, barbarische Sprachen zu lernen, verließen sich die Griechen auf die Lage ihres Platzes und bedachten in träger Ruhe nicht, daß auch die Richtungen des Großhandels den ewigen Gesetzen des Wechsels unterworfen seien.

Sie hatten bald Ursache, ihre Verdrossenheit zu bereuen. Ihr Hauptverkehr hatte in dem sehr einträglichen eigenen, wenn gleich passiven, Zwischenhandel bestanden, vermöge dessen sie die morgen- und abendländischen, die morgenländischen und nordischen, und die abendländischen und die nordischen Waaren für eigene Rechnung ausgewechselt hatten. Nun aber mußten sie sehen, wie dieses bereichernde Geschäft immer mehr abnahm: wie sich zunächst die Russen dadurch vom Markte verloren, daß die Italiener über Constantinopel hinaus, und auch die Deutschen diesen Platz vorbeigingen, und beide Nationen ihren Aktivhandel bis nach dem Norden erweiterten, und wie dann gegen das Ende der Kreuzzüge diese beiden rüstigen Handelsnationen auch unter sich in Handelsverbindungen traten, und zwar nicht mehr am dritten Orte oder durch die Vermittelung griechischer Häuser im entlegenen Constantinopel, sondern unmittelbar über die Alpen, und durch die Meerenge von Gibraltar ihre Waaren umsetzten. Nach dem Verluste fast alles (zwar passiven, aber doch eigenen) Zwischenhandels blieb den Griechen der Hauptstadt blos die passive Ausfuhr der einheimischen Natur- und Kunstprodukte, und die ebenfalls passive Einfuhr der, zum inländischen Gebrauche bestimmten Waaren, mit der angegebenen Ausnahme des Getreides und der Fische aus dem Norden. Seit dieser Abnahme des Großhandels mußte die Bilanz nachtheilig für Constantinopel sein, da die Einfuhr der edlen Metalle und der morgenländischen Spezereien überwiegend war. Doch ward das jährliche Deficit durch die großen Summen gedeckt, die ein g l ä n z e n d e r, l u x u r i ö s e r H o f in Umlauf brachte. Dadurch, wie auch durch den ä u ß e r s t l e b h a f t e n C o n s u m t i o n s h a n d e l und kleinen Verkehr, und durch die W i c h t i g k e i t s e i n e r **Fabriken**, war C o n s t a n t i n o p e l d i e r e i c h s t e u n d ü p p i g s t e S t a d t d e s M i t t e l a l t e r s.

Die Eroberung Constantinopels durch die Türken (1453) zog sowohl den Verfall des auswärtigen Handels als den der Industrie dieser einst so blühenden Stadt nach sich. Die Verheerungen dieser Barbaren ließen kaum Spuren des constantinopolitanischen Gewerbfleißes übrig; der Verkehr mit Asien und auch der mit dem westlichen Europa sank zum Unbedeutenden herab.

Aus der engen politischen Verbinduug, welche Frankreichs Könige im 16. Jahrhunderte, zuerst unter Franz I., mit der ottomanischen Pforte anknüpften, (in der jämmerlichen Absicht, Oesterreich zu schaden), ging zwar bald auch ein erweiterter Handelsverkehr zwischen beiden Ländern hervor, doch blieb der Umsatz eine geraume Zeit noch unerheblich. Andererseits hätte auch das Aufhören oder die große Verminderung des Handelszuges von Indien nach Egypten und Constantinopel dem Verkehr dieser Gegend des Orients seine Wichtigkeit genommen; zugleich war der Verbrauch europäischer Erzeugnisse in der Türkei sehr beschränkt, und so blieb denn die Importation aus Frankreich von geringem Belange, selbst nachdem im 17. Jahrhunderte Richelieu sich sehr bemüht hatte, den levantischen Handel zu heben. Größeren Erfolg zeigte das Bestreben Colbert's in dieser Hinsicht. Er förderte, mit anderen Zweigen des Verkehrs, den levantischen Handel nicht nur unmittelbar, sondern auch mittelbar dadurch, daß er die Fabrikation einer für die türkischen Märkte besonders passenden Art von Wollzeug, der s. g. Londomes, sehr begünstigte. Dieser Artikel ward im 18. Jahrhundert ein höchst wichtiger Gegenstand der Ausfuhr; auch mehrere andere Fabrikate und außerdem namentlich Kaffee, Zucker und andere Colonialwaaren wurden nach der Türkei ausgeführt. Außer den Franzosen nahmen besonders die Venetianer, Genueser und vornehmlich die Engländer Theil an dem Handel mit der Levante. Die Engländer sendeten besonders wollene Zeuge dahin, und zu Anfang des 18. Jahrhunderts war ihr Verkehr mit diesen Gegenden bedeutender als der der Franzosen, die dagegen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hier das Uebergewicht hatten, indem sie kurz vor dem Jahr 1789 für beinahe 38 Millionen, die Engländer aber nur für $33^1/_2$ Mill. Waare dahin ausführten. Der durch die französische Revolution herbeigeführte Krieg gestaltete jedoch das Verhältniß gänzlich um; denn der Handel der Franzosen mit dem türkischen Reiche ging nun meist auf die Britten über, die seitdem fast mit jedem Jahre ihre Exportation dahin erweiterten, wozu allerdings auch der Umstand einwirkte, daß die englischen Baumwollwaaren, von denen früher nichts oder sehr wenig in die Türkei eingeführt worden war, jetzt hier Eingang fanden. Auch der Verkehr der Holländer und Italiener ward durch jenen Krieg fast vernichtet. Die Engländer beherrschten beinahe den ganzen Handel der europäischen und asiatischen Türkei, wozu wesentlich auch der Umstand

mitwirkte, daß die türkischen Hauptausfuhrartikel: getrocknete Früchte (z. B. Smyrnaer Feigen), rohe Seide und Drogueriewaaren nirgends einen so ausgedehnten Markt wie im brittischen Reiche fanden. Die Russen verkehrten, so lange die Krimm und andere Küstenländer des Schwarzen Meeres noch der Pforte unterworfen waren, überhaupt nicht mit Constantinopel. Erst nachdem sie 1774 den Türken die Krimm entrissen hatten, fingen sie an, mit der Türkei direkt zu verkehren.

Nach dem Frieden von 1815 knüpften die Franzosen und andere Nationen ihre, durch den Krieg unterbrochenen früheren Handelsverhältnisse mit der Türkei wieder an; indeß behielten hier auch jetzt die Engländer das Uebergewicht, besonders weil sie die Baumwollwaaren am wohlfeilsten zu liefern im Stande waren. Nur der Handel Oesterreichs machte in der Türkei erhebliche Fortschritte; Triest führte dahin bedeutende Massen von Fabrikaten und anderen Waaren aus.

Der auswärtige Verkehr der Türken, wenigstens der europäischen, war meist Seehandel. Es bestand zwar auf der Donau, wie in früheren Zeiten, ein Waarentransport, der aber keineswegs von großer Erheblichkeit war, theils weil der Seeweg über Triest wohlfeiler war, theils weil die Donauschifffahrt damals noch mit großen Hindernissen zu kämpfen hatte, wie bereits im Eingange dieses Kapitels erwähnt worden ist.

Die Türkenherrschaft und der Verfall des indisch-egyptischen Handels wirkten namentlich auf Syrien und Mesopotamien, sowie auf das angrenzende Arabien sehr nachtheilig ein. Diese Länder verschwanden fast aus der Handelsgeschichte, und ihre Gewerbe litten um so mehr, da sie unter dem Drucke einer höchst despotischen Regierung schmachteten (übrigens auch noch schmachten). Die einst so üppigen Fluren in der Umgegend von Babylon wurden zu einer wüsten Steppe, da man die aus dem Alterthume herrührenden trefflichen Wasserwerke hier verfallen ließ. Nur von den Webereien in Mesopotamien und Syrien erhielt sich Einiges.

Während der Herrschaft Mehemet Ali's in Syrien (von 1832 bis 1840) kamen in Europa nicht geringe Erwartungen für dieses Land auf. Der direkte Verkehr, der damals weniger beschränkt war, als zuvor, machte allerdings wohl einige Fortschritte, doch meist nur insoferne, als mehr europäische Waaren eingeführt wurden; wogegen in der Ausfuhr der Landesprodukte keine große Vermehrung eintreten konnte, da die Produktion an sich fast nur auf dem bisherigen Standpunkte blieb. Die bürgerliche Ordnung wurde freilich besser aufrecht erhalten als je zuvor; andererseits waren aber die öffentlichen Lasten meist sehr drückend.

Am Schluß des 2. Kap. haben wir gesehen, daß unter den Bestandtheilen der Asiatischen Türkei auch ein arabisches Ejalet aufgeführt wird, und daß der dortige türkische Statthalter seinen Sitz in Dschedda hat. Wenn

nun auch der türkische Sultan über das Hedschas hinaus in Arabien nichts zu befehlen hat, und auch sein Pascha in Dschedda, zumal bei der großen Entfernung von Constantinopel, sich im Ganzen wenig um seine Befehle kümmert; so steht doch nun einmal, wenigstens nominell, das Hedschas unter seiner Botmäßigkeit und er wird dort zugleich gewissermaßen als Kalif anerkannt. Jedenfalls ist hier der geeignetste Ort, um über die neueren Handelsverhältnisse Arabiens, besonders seiner Küstenplätze am Rothen Meere, einige Mittheilungen zu machen.

Seitdem sich einerseits durch Mehemet Ali's Unternehmungsgeist die Rebenreiche Egypten's den Europäern erschlossen, andererseits in dem indo-brittischen Transit der erste Schritt geschah, den Welthandel in seine alte Bahn über die Landenge Suez zurückzuführen, wurden auch die Länder am Rothen Meere (außer Arabien auch Nubien und Abyssinien) aus der Nacht jahrhundertlanger Vergessenheit gezogen.

Diese weiten Länder, obgleich vom Mittelländischen Meere, der Wiege des Handels, nur durch einen 15 Meilen breiten Landrücken getrennt, liegen gleichwohl dem europäischen Handelssysteme ferner als die entlegensten Gegenden des Stillen Oceans.

Die Gründe dieser auffallenden Thatsache sind bereits vielfach erörtert worden; sie beruhen zum Theil auf der starren Abgeschlossenheit des arabischen Prinzipes in Nationalität und Religion, das sich dort in der Nähe der dem Islam heiligen Kaaba, wie in seinem letzten Bollwerke gegen das Eindringen der europäischen Cultur verpflanzt, theils in der natürlichen Beschaffenheit des Rothen Meeres, welches durch 17 Breitengrade, zwischen riffigen, unwirthbaren Küsten schmal hingestreckt, ohne irgend eine Flußmündung, mit schlechten Häfen und den 9 Monaten im Jahre vorherrschenden Nordwinden der Schifffahrt, wenigstens der Segelschifffahrt großer Fahrzeuge, die größten Hindernisse entgegenstellt.

Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren daher die Gegenden, wo einst das reiche Berenice blühte, für Europa eine wahre terra incognita; im J. 1779 wurde sogar ein Firman erlassen, durch den allen Nichtmahomedanern die Beschiffung des Rothen Meeres untersagt ward. Erst durch Mehemet Ali's Toleranz gegen die Europäer kam dieses Verbot allmälig außer Uebung, und in neuester Zeit ward die Aufmerksamkeit des nach Absatzwegen ringenden Handelsgeistes hierher gelenkt.

Das Handelsgebiet des Rothen Meeres zerfällt naturgemäß in zwei Hauptheile: Die westliche, egyptisch-äthiopische, und die östliche, arabische Küste. Jedes dieser Gebiete theilt sich wieder in zwei scharf geschiedene Gruppen. Die Ostküste begreift, außer Yemen im Süden, das Hedschas mit den Häfen Jambo und Dschedda.

Suez, der Ausgangspunkt des Arabischen Meerbusens, vermittelt die

Verbindung mit Egypten und Europa, ist jedoch hauptsächlich für den indischen Transit wichtig, und nimmt am Binnenhandel des Rothen Meeres nur indirekt Antheil durch Dschedda. Das Nämliche gilt von allen übrigen Häfen, die unter einander gar keinen Zwischenhandel und fast gar keine Küstenfahrt unterhalten, sondern nur durch Dschedda mit einander in Verbindung stehen. Auf letzteren Ort concentrirt sich daher die ganze Handelsthätigkeit des Arabischen Meerbusens oder Rothen Meeres.

Dschedda, welches als der Hafen von dem nur 15 Meilen landeinwärts gelegenen Mekka betrachtet werden kann, ist das Emporium des Hedschas und die erste Handelsstadt Arabiens. Hierher nehmen jedes Jahr über hunderttausend Pilger aus Centralafrika, aus Marokko, den Barbaresken und Egypten über Suez ihren Weg nach der Grabstätte des Propheten; Karavanen aus dem Innern Arabiens, aus Bassora, Persien und Chorasan, Kauffahrer aus Maskat, Brittisch-Indien und Zanzibar strömen hier zusammen und tauschen die Erzeugnisse ihrer Länder gegen die Produkte Arabiens aus.

Dschedda ist der einzige Ort in den weiten Ländern des Islam, wo kein Ungläubiger unmittelbar am Handel Antheil nimmt, — der letzte Ueberrest des einst so blühenden und kerngesunden Verkehrs der arabischen Mahomedaner, wie ihn die Portugiesen vor vierthalbhundert Jahren in den indischen und arabischen Gewässern fanden. Aber auch hier im Hedschas, wenige Meilen von der heiligen Stadt, der sich bei Todesstrafe kein Giaur nähern darf, macht sich der unaufhaltbare, Alles durchdringende Einfluß der europäischen Prinzipien täglich mehr geltend, und untergräbt trotz aller Hindernisse die Gewohnheiten und Sitten eines Volkes, die sich von den Zeiten der Patriarchen her fast unverändert erhalten haben.

Der indische Musselin ist dem englischen Gewebe schon gänzlich gewichen; alle ächt orientalische Kunsterzeugnisse werden von Jahr zu Jahr weniger gangbar, und europäisches Fabrikat tritt an ihre Stelle.

Der Handel mit Indien nimmt immer mehr ab, und die Einfuhr von dort beschränkt sich beinahe auf Reis und Früchte; dagegen ist der europäische Import in steigender Zunahme.

Das Hauptdepot für europäische Manufaktur- und Fabrikwaaren nach dem Hedschas ist Kairo, von wo die Colli mit den großen Pilger-Karavanen nach Suez, und dann zu Wasser nach Dschedda gebracht werden. Es besteht in Kairo ein eigener Bazar (Dschemelia) für Waaren von und nach dem Hedschas, und man nimmt an, daß zwei Fünftel der sämmtlichen in Kairo lagernden Fabrikate nach Dschedda gehen.

Die hauptsächlichsten Artikel sind:

Von englischen Waaren die unter der Benennung Longcloth, Schirting und Tanjibs im Handel vorkommenden weißen und ungebleichten

Baumwollzeuge, in Stücken von 36—40 Yards und einer Breite von 32—42 Zoll, in großen Quantitäten, aber meist von geringer Qualität; bedruckte Merinos, meist sehr buntfarbig und zu Kopfbinden und Gürteln verwendet; kleine baumwollene Tücher, schottische Shawls, weißer und rother Nähzwirn, Eisenblech, verzinntes Blech, Messing- und Eisendraht, Metallwaaren aus Sheffield und Birmingham, Eisen in Stangen und Blei in Blöcken.

Aus Toskana kommen leichte Atlas (Raso) und schwere Florence in bedeutenden Quantitäten.

Aus der Schweiz hauptsächlich Printanniers von jeder Qualität, Musseline und kleine Tücher.

Aus Triest Arsenik, Quecksilber, Zinnober, Mennig, Spieköl, Eisen- und Messingdraht, Stahl in Stangen, Nägel, Feilen u. dgl., Glaswaaren, aus Böhmen (und in ordinären Sorten aus Steyermark), venetianische Conterien, böhmische und facettirte und glatte Glasperlen, Granaten und Kurzwaaren aller Art, besonders Nürnberger Waaren. — Man schlägt den Werth der jährlichen Triester Einfuhr nach Dschedda auf 150,000 Thlr. an; die Geschäfte werden durch griechische Häuser in Kairo gemacht, welche ihre arabischen Commissionäre an Ort und Stelle haben.

Von egyptischen Manufakturen werden jährlich 3—400,000 Stück ordinäre ungebleichte, oder blaugefärbte Baumwollzeuge, zu 35—36 Ellen das Stück, nach dem Hedschas gebracht, wo sie ausschließlich zur Bekleidung der ärmsten Volksklasse dienen. Die Erzeugung dieser ordinären Stoffe, welche so billig zu stehen kommen, daß selbst die Engländer nicht concurriren können, hat Egypten dem verstorbenen Mehemet Ali zu verdanken. Von allen seinen Versuchen, europäische Fabriken in Egypten einzuführen, ist dieser am besten geglückt.

Die Hauptausfuhrartikel aus Dschedda sind Weihrauch, Droguen aller Art, Gummi (wovon 8 verschiedene Gattungen im Bazar von Kairo zum Verkauf vorkommen), Kaffee aus Yemen, Moschus, Sennesblätter, Perlmutter, Schildpatt, Elfenbein, Wachs, Rindshäute u. s. w. Der Gesammtverkehr von Dschedda wird auf 8—10 Millionen Gulden Conv.-Münze jährlich berechnet, wovon wenigstens ein Drittheil auf den Handel mit Kairo kommt.

Seit dem Tode Ibrahim Pascha's (Ende 1848) hat sich der egyptische Verkehr mit dem Hedschas sehr gehoben. Die Ursache liegt theils in der Aufhebung der Monopole mit Sennaar-Produkten (wegen deren den gleichartigen arabischen Produkten, und besonders Gummi, zur Verhinderung der Concurrenz der Eintritt nach Egypten so viel als möglich erschwert worden war), theils in der, auf Englands Andringen bei der Pforte endlich erfolgten Abschaffung der Binnenzölle. Demzufolge wird jetzt von keiner europäischen Waare, die in Alexandrien vorschriftsmäßig mit 5 Prozent verzollt ward, in Dschedda

irgend eine Abgabe mehr erhoben, und umgekehrt wird die Zollbescheinigung über die in Dschedda bezahlten 12 Prozent Ausfuhrgebühr von allen egyptischen Zollstätten respektirt. Plackereien kommen freilich dessenungeachtet immer noch zu Zeiten vor.

Gleichwohl ist nicht zu übersehen, daß der ganze europäische Verkehr mit Dschedda, sowie mit der ganzen Ostküste des Rothen Meeres, lediglich ein indirekter ist.

Selbst die Verbindung Dschedda's mit Brittisch-Indien wird durch persische und mahomedanische Kaufleute unterhalten, und bis jetzt haben weder Engländer noch Franzosen, welche beide von der Pforte anerkannte Consulate in Dschedda haben, festen Fuß dort fassen können. Der Fanatismus der dortigen Einwohner, täglich erregt durch den Anblick der oft bis zur heiligen Verzuckung sich aufreizenden Pilger, ist so groß, daß die persönliche Existenz der Christen, die sich dort ansiedeln wollten, ernstlich gefährdet wäre, und selbst der Consular-Schutz nichts dagegen vermöchte. Dieser Fanatismus mußte selbst von dem toleranten Mehemet Ali geschont werden, als er die heiligen Städte beherrschte, und ist nun, wo das Hedschas unter unmittelbare türkische Herrschaft zurückgekehrt ist, noch stärker geworden, wie folgendes Beispiel zeigt.

Im J. 1849 ward nach dem französischen Consul in Dschedda, Hrn. Fresnel, einem Manne von friedfertigem Charakter, welcher nach einem achtjährigen Aufenthalte in Arabien die Sitten und Gebräuche des Landes vollkommen kannte, von einem Fanatiker auf offener Straße geschossen. Der Consul führte gegen den Thäter Klage bei dem türkischen Pascha, wurde aber mit den Worten abgewiesen: er, der Pascha, bedaure nur, daß der Schuß fehlgegangen sei; die Giaurs hätten in den heiligen Orten nichts zu thun. Diese Antwort ertheilte der Statthalter der Pforte dem von ihr anerkannten Consul einer europäischen Großmacht, durch deren Unterstützung, in Verbindung mit der brittischen, die Pforte allein bisher noch ihr elendes Dasein gefristet hat, — der Statthalter der nämlichen Pforte, von welcher englische, französische und kossuthfreundliche deutsche Blätter nicht genug rühmen können, wie kräftig und nachdrücklich sie die Christen in ihrem Reiche schütze, und die gerade in dem nämlichen Jahre, wo ihr Statthalter in Dschedda sich die ärgste Verhöhnung und Beleidigung gegen den Repräsentanten einer ihr eng befreundeten christlichen Großmacht sich erlaubte, die aus Ungarn entflohenen Revolutionsmänner zärtlich aufnahm und deren rechtmäßig geforderte Auslieferung einer anderen, ihr wo möglich noch enger befreundeten christlichen Großmacht beharrlich verweigerte!

Um auf den französischen Consul zurückzukommen, so ist nur noch kurz zu bemerken, daß Hr. Fresnel durchaus keine Genugthuung für die ihm an-

gethane schreiende Unbill erlangen konnte; daß er daher Dschedda verließ, wo er seines Lebens nicht mehr sicher war; daß die französische Regierung einen anderen Agenten sandte, und daß der Pascha unangefochten auf seinem Posten blieb, trotz aller Reclamationen von Seiten Frankreichs bei der Pforte!· Die Pforte nämlich sendet nach dem Hedschas nur solche Gouverneure, die sich durch Religionseifer und Unduldsamkeit auszeichnen; und wenn dies nun auch hauptsächlich aus dem Grunde geschehen mag, weil sie dem fanatischen Hange der Araber gefällig sein will, so verletzt sie doch immer dadurch die gegen die europäischen Mächte feierlich eingegangenen Verträge und Verpflichtungen auf das Empörendste. Kein Wunder, wenn Rußland ihren bloßen Worten kein Vertrauen mehr schenken will, sondern sichere Bürgschaften für die unverbrüchliche Erfüllung bestehender Verträge verlangt!

Wir wollen nunmehr die jetzigen allgemeinen Handelsverhältnisse der Türkei kurz durchgehen und sodann die interessantesten Einzelnheiten über den s. g. pontischen Handelsweg und den Handelsverkehr in den türkischen Donauländern mittheilen.

Um den Handel (welcher, besonders in der asiatischen Türkei, viel mit Karavanen geht) bekümmert sich die türkische Regierung wenig, obwohl sie freilich seit 1838 mit auswärtigen Staaten Handelsverträge abzuschließen von diesen Staaten (England, Frankreich, Oesterreich u. s. w.) veranlaßt worden ist; auch wird der innere Handel fast nur in Bazars von Türken, Juden, Armeniern, und der auswärtige, an dem die Türken nur geringen Antheil nehmen, fast ausschließlich von Griechen, Armeniern, Franken und Juden betrieben (dabei verdient nicht unerwähnt gelassen zu werden, daß reiche Kaufleute im Lande es auch jetzt noch für höchst nothwendig erachten, ihren Reichthum möglichst geheim zu halten, um vor Beamten-Erpressungen einigermaßen geschützt zu sein). Nichtsdestoweniger ist der Handelsverkehr der Türkei mit dem Auslande sehr wichtig, und im J. 1846 umfaßte er einen Gesammtwerth von 453 Millionen Francs.

Es repräsentirte nämlich der Handelsverkehr **Englands** (Malta und die Jonischen Inseln mit eingerechnet) mit der Türkei einen Werth von 188 Mill. Fr. Hiervon kamen 58 Mill. auf seine direkten Einfuhren und 30 Mill. auf seine Ausfuhren, und 100 Mill. auf seinen Transitohandel nach Persien über Trapezunt (auf dem s. g. pontischen Handelswege). Der Handelsverkehr **Frankreichs** hatte einen Gesammtwerth von 77,856,000 Fr. (wovon 24,989,000 auf die Einfuhr und 52,867,000 auf die Ausfuhr kamen); derjenige **Oesterreichs** den von 68,753,000 Fr. (Einfuhr 26,153,000, Ausfuhr 42,600,000); derjenige **Rußlands** den von 39,432,000 Fr. (Einfuhr

22,360,000, Ausfuhr 17,072,000); derjenige des K. der Niederlande den von 8,150,000 Fr. (Einfuhr 6,077,000, Ausfuhr 2,073,000); derjenige Belgiens den von 1,547,000 Fr. (Einfuhr 1,069,000, Ausfuhr 478,000); derjenige Sardiniens den von 3,238,000 Fr. (Einfuhr 841,000, Ausfuhr 2,397,000); derjenige Griechenlands den von 4,700,000 Fr. (Einfuhr 400,000, Ausfuhr 4,300,000); derjenige der Schweiz, der Ver. Staaten u. s. w. zusammen den von 34,824,000 Fr. (Einfuhr 21,111,000, Ausfuhr 13,713,000) und endlich derjenige des direkten Handelsverkehrs **Persiens** mit der Türkei den von 26½ Mill. Francs (Einfuhr 25 Mill., Ausfuhr 1½ Mill.).

In demselben Jahre hatte der Handelsverkehr der ottomanischen Pforte mit den tributpflichtigen Provinzen einen Gesammtwerth von 63½ Millionen Francs; davon der mit Egypten den von 39½ Mill. (Einfuhr 21 Mill., Ausfuhr 18½ Mill.), der mit der Wallachei den von 14½ Mill. (Einfuhr 8,700,000, Ausfuhr 5,800,000), der mit der Moldau den von 7¼ Mill. (Einfuhr 4,350,000, Ausfuhr 2,900,000) und der mit Serbien den von 2¼ Mill. (Einfuhr 1¾ Mill., Ausfuhr ½ Mill.).

Die vornehmsten **Ausfuhrartikel** der europäischen Türkei sind: Baumwolle, Türkisch-Garn, Hornvieh, Schweine, Wein, getrocknete Früchte, Teppiche, rohe Seide, Hasenbälge, Ziegen- und Kameelhaare, Oel, Honig, Wachs, Tabak, Häute, Galläpfel, Krappwurzel, Knoppern, Meerschaum- und andere Pfeifenköpfe, Opium, türkische Säbel.

Die vornehmsten **Einfuhrartikel** sind: europäische Modeartikel, feine Stahlwaaren, Messingblech und Draht, Gußöfen, Nägel, Nürnberger Waaren, Glaswaaren (aus Böhmen), Fensterglas (aus Belgien), Spiegel (aus Frankreich und Oesterreich), Papier (aus Triest, Frankreich und den italienischen Häfen), Fayence (aus England), Porzellan (aus Bayern und Oesterreich), Sohlleder, Sattler- und Kalbleder.

Unter den Handelsstädten der europäischen (wie auch der gesammten) Türkei nimmt den ersten Rang ein

Constantinopel, welches nicht nur im Alterthum, von der ersten Zeit der Gründung des alten Byzanz an, durch seinen Handel wichtig war, sondern auch, wie wir oben in dem geschichtlichen Rückblick gesehen haben, eben durch seinen Handel und durch die Wichtigkeit seiner Fabriken die reichste und üppigste Stadt des Mittelalters war. Schon die Lage der Stadt an der 3000 Fuß breiten Wasserstraße zwischen dem Mittelländischen und Schwarzen Meere ist ungemein vortheilhaft für den Handel. Der vortreffliche Hafen ist ein langer Meerbusen, welcher zwischen der eigentlichen Stadt und den Vorstädten Pera und Galata in's Land tritt. Heutzutage, oder, besser gesagt, seit dem Bestehen des Türkenregiments hat Constantinopel nur noch äußerst wenige Fabriken aufzuweisen, deren Haupterzeugnisse sich auf Saffian, Tür-

kischgarn, einige Waffengattungen u. dgl. m. beschränken. **Auch der Handel** ist bei weitem nicht mehr so wichtig wie im Mittelalter, aber doch bei dem Allen, vermöge der günstigen geographischen Lage, immer noch blühend. Es besuchen den hiesigen Hafen jährlich über 4000 Handelsfahrzeuge (von denen freilich sehr viele, wenn nicht die meisten, ihre Bestimmung nach den Häfen des Schwarzen Meeres haben), und der hiesige Waarenumsatz beträgt durchschnittlich etwa 42 Millionen Gulden, wovon 24½ Mill. auf die Einfuhr und 17½ auf die Ausfuhr kommen. Die Einfuhr besteht in Pelzwerk, Getreide, Tuch, Leinwand, bedruckten und gefärbten Baumwollstoffen, Zinn, Glaswaaren, Porzellan, Nürnberger Waaren rc. Diese Waaren werden in den an den Landungsplätzen befindlichen Niederlagen untergebracht und der Detailhandel wird auf den Bazars, in denen der Waarenreichthum des Orients und Occidents dargelegt ist, betrieben. Die türkische Regierung erhebt von allen eingeführten Waaren 12 pCt., von denen der Verkäufer 9 und der Käufer 3 pCt. zahlt. Die Ausfuhr besteht in Seide, Rosenöl, Opium, Teppichen, Wolle, Büffelleder, Saffian, Ziegenhaar, Wachs, Hasenbälgen, Potasche, Kupfer, verschiedenen Droguen. Der Seehandel Constantinopels ist in den Händen der oben genannten europäischen Handelsnationen, obwohl die in der Stadt ansässigen Griechen und Armenier ihn fast durchgehends vermitteln.

Salonik oder Thessalonich, Macedoniens Hauptstadt, ist die zweite Seehandelsstadt der europäischen Türkei und nimmt in Beziehung auf den Gewerbfleiß eine ausgezeichnete Stelle ein. Die hiesigen Fabriken liefern viele und vorzügliche Teppiche, Seiden- und Baumwollzeuge, gutes Türkischroth und Saffian. Von diesen Artikeln, sowie außerdem von Reis, macedonischer Baumwolle (100,000 Ballen), gutem Tabak, roher Seide, Kermes, Korinthen und anderen Südfrüchten, Opium, Hasenbälgen und Bauholz werden jährlich für mehr als 5 Mill. türk. Piaster ausgeführt. Sodann sind auch die Wechselgeschäfte dieses Platzes mit Frankreich, Italien und Wien bedeutend. Der Hafen ist sicher und faßt 300 Schiffe, und die Verbindung mit Smyrna, Constantinopel und Triest durch die Lloydschifffahrt, dann auch auf dem Landwege mit Wien, trägt zur Lebhaftigkeit des Verkehrs ungemein bei. — **Seres**, ebenfalls in Macedonien, zeichnet sich besonders durch seinen starken Baumwollbau aus.

In **Adrianopel**, an der schiffbaren Maritza, in Rumelien, nordwestlich und 28 M. von Constantinopel, ist die Industrie weit lebhafter als in der türkischen Hauptstadt selbst, und sie zeichnet sich namentlich in der Fabrikation von Teppichen und Saffian, in der Türkischgarnfärberei und in der Bereitung von Opium, ächtem Rosenöl und Rosenwasser aus. Diese Artikel und die Erzeugnisse des fruchtbaren Bodens der Umgegend bilden die Grundlage des wichtigen adrianopelischen Handels, der theils seine Richtung zu

Lande nach Constantinopel hat, theils nach der See über den Hafen Enos, an der Mündung der Maritza, betrieben wird. Mehrere europäische Häuser haben hier Etablissements, welche vorzüglich die ausgezeichnete levantische Wolle, rohe Seide, Hanf, Leder, Tabak, Talg und Wachs in den Handel bringen, der jährlich einen Waarenumsatz von mehreren Millionen Thalern bewirkt. — Gallipoli, auf dem thrazischen Chersonesus, unweit der Hellespont-Mündung in das Marmora-Meer, unterhält ausgezeichnete Saffianfabriken und treibt einen nicht unbedeutenden Handel.

Larissa, Thessaliens Hauptstadt, ist der wichtigste Fabrikort der europäischen Türkei und berühmt durch seine ausgedehnten Türkischrothfärbereien, Seide- und Baumwollwebereien, Saffian- und Tabaksfabriken. Hier vereinigen sich alle Hauptstraßen Thessaliens und machen die Stadt zum Mittelpunkte eines ausgebreiteten Handels mit den reichen Erzeugnissen (Getreide, Seide, Wolle, Baumwolle, Schlachtvieh, Häute, Felle, Talg, Hanf, Tabak, Krapp, Olivenöl, Wein, Rosinen, Feigen, Mandeln, Honig und Wachs) dieser fruchtbaren Provinz, deren Betriebsamkeit bei der Thätigkeit ihrer griechischen Bewohner (die hier die große Mehrzahl der Bevölkerung bilden) größer als in den übrigen Provinzen ist. — Ambelakia, am Anfange des thessalischen Tempethales, unterhält viele Rothgarnfärbereien und starken Baumwoll- und Garnhandel.

Andere Handels- und Fabrikorte der europäischen Türkei sind namentlich folgende:

In **Rumelien**: Selimnia, eine Stadt mit 25,000 E., ist berühmt durch ihre Handelsmessen, Wollzeuge, Waffen und Rosenöle; Philippopel (Stadt mit 60,000 E.) treibt Wollzeugweberei, Seidenhandel, Wein- und Reisbau. Auch ist Philippopel der Centralpunkt des österreichischen Handels mit Rumelien, und dieser Handelsverkehr wird auf beinahe 3 Millionen Gulden jährlich geschätzt.

In **Bulgarien**: Sophia, bulgarische Hauptstadt, unterhält Fabriken in Tuch, Seide und Tabak, und treibt wichtigen Handel. Schumla, feste Stadt und Mittelpunkt der Donaustraßen über den Balkan, treibt ebenfalls wichtigen Handel, ist außerdem berühmt durch ihre Kupfer- und Blechschmiede, und hat zahlreiche Gerbereien und Gelbgießereien, auch Seidenspinnereien und einige Seidenfabriken. Giumi, bei Schumla, hat sich seit mehreren Jahren durch die Größe seines Waarenumsatzes zu einem der ersten Meßplätze Bulgariens gehoben, an welchem die österreichischen Fabrikate einen wesentlichen Antheil nehmen. Varna, Handelsplatz mit dem besten türkischen Hafen am Schwarzen Meere, wo jährlich gegen 180 Schiffe einlaufen, welche Getreide, Mehl, Talg, Eier und Käse ausführen und Colonialwaaren, Glas, Nägel, Twiste und Baumwollgewebe einführen. Rustschuk, Mittelpunkt der aus dem Innern des Landes hier zusammenstoßenden Militär- und

Handelsstraßen und ein vorzüglicher Stapelplatz des Donauhandels, mit Saffian-, Musselin- und Seidenfabriken. Tultscha, in der (im 2. Kapitel beschriebenen) Dobrudscha und an der Donau, hat in seinem Donauhafen eine stark besuchte Schiffsstation. Sistow, an der Donau, hat zahlreiche Flußfahrzeuge, welche stromaufwärts zum Getreidetransporte dienen und als Rückfracht in den wallachischen Scalen (Stapelplätzen) Steinsalz laden. Nikopolis, Widdin, Lom-Palanka und Oreawa, an der Donau, haben ebenfalls solche Flußfahrzeuge wie Sistow.

In **Albanien**: Skutari, albanesische Hauptstadt am gleichnamigen See, 3 M. vom Adriatischen Meere, südöstlich und 54 M. von Zara in Dalmatien, ist der Stapelplatz von ganz Albanien, zum Theil auch von Bosnien, Serbien, Macedonien und Thessalien, und unterhält Gewehr- und Wollzeugfabriken. Durazzo, Hafenstadt am Adriatischen Meere, hat Saffiangerbereien und treibt Handel mit Holz, Tabak, Olivenöl rc. Prevezа, mit Hafen, Oel- und Getreidehandel. Janina, am westlichen Ufer des gleichnamigen Sees, im Innern des Landes, mit Saffianfabriken und ausgebreitetem Handel. Montenegro (s. Kap. 2 unter Albanien) ist wichtig für Oesterreich, weil der Distrikt von Cattaro in lebhaftem Verkehr mit den Montenegrinern steht, und die unentbehrlichsten Lebensmittel, als Getreide und Vieh, auch Wein und Obst von ihnen bezieht.

In **Bosnien**: Serajewo oder Bosna Seraï, Hauptstadt von Bosnien und Mittelpunkt des Handels dieser Provinz, südöstlich und 38 M. von Agram. Hier lagern alle ausländische und besonders constantinopolitanische und andere rumelische Waaren, die einen wichtigen Artikel für die Spedition und den Zwischenhandel mit den übrigen bosnischen Städten bilden. Die Waaren werden meist zu Pferde transportirt mit Ausnahme derjenigen, welche bei Gradiska und Banjaluka, sowie über die Sau, Unna und Sana auf Schiffen gebracht werden. Der Handel befindet sich größtentheils in den Händen der Griechen und Juden; die Türken beschränken sich auf den Vertrieb der von ihnen aus Constantinopel bezogenen türkischen Erzeugnisse. Die vornehmste Zunft bilden hier die Kürschner, welche einen ausgedehnten Handel mit Pelzwaaren in ganz Rumelien, nach Usundschaova (rumelischer Marktflecken an der Maritza, mit ansehnlichen Handelsmessen) und Constantinopel treiben. Die vornehmsten Ausfuhrartikel Serajewos sind: Schlachtvieh, Häute, Wolle, Wachs, Sumach, Galläpfel, Bauholz, Faßdauben und Bretter, Potasche, Eisen und Sachtian (verarbeitete Widder- und Bockfelle) nach Wien, Pesth und Essegg. Die hiesige Industrie besteht in Blech-, Kupfergeschirr-, Eisen- und Gewehrfabriken, Goldschmiedearbeiten rc. Mostar, Hauptort der bosnischen Landschaft Herzegowina, mit einer Damascenerdegenklingenfabrik und lebhaftem Vieh- und Produktenhandel.

Ueber die Handelsplätze in Serbien, der Wallachei und Moldau, wird

weiterhin in der Darstellung des Handelsverkehrs in den türkischen Donauländern das Bemerkenswertheste mitgetheilt werden.

Wir knüpfen nun zunächst den im Eingange dieses Kapitels abgebrochenen Faden, mit Beziehung auf den s. g. **pontischen Handelsweg** (über Trapezunt), hier wieder an.

Wir sahen dort, daß die blühenden Handelsverhältnisse in den nordöstlichen Küstenländern Kleinasiens mit dem Vordringen der türkischen Horden ihr Ende erreichten.

Erst der Dampfschifffahrt war es vorbehalten, die dortigen Handelsbeziehungen wieder neu anzuregen und in die durch Jahrhunderte erstarrten Länder jener Gegend ein frisches Leben zu verbreiten, nachdem daselbst Ruhe und Sicherheit einigermaßen wieder hergestellt war. Das erste Dampfboot erschien in Trapezunt 1836 unter englischer Flagge. So beschränkt waren damals noch die Verkehrsverhältnisse von Trapezunt, daß selbst dieses eine Dampfboot seine Fahrten aus Mangel an Geschäften einstellen mußte. Später erschien hier der österreichische „Ferdinando.“ Die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft, welcher er angehörte, ließ die Fahrten muthig fortsetzen, und erntete bald den Lohn ihrer Ausdauer. Seitdem sind wenige Jahre über ein Decennium verflossen, und schon wird diese Küste monatlich sechsmal von Dampfschiffen besucht. Drei Gesellschaften: der Lloyd, die Campagnia Ottomana und die Peninsular and Oriental Steam-Navigation Company theilen sich in die Geschäfte und finden dabei sämmtlich ihre Rechnung. Außer den Plätzen von Trapezunt, Sinope und Samsun wird nun von sämmtlichen Dampfböten auch Ineboli regelmäßig besucht.

Trapezunt liegt am Schwarzen Meere, westlich und 28 Meilen von der russisch-kaukasischen Grenze. **Sinope** liegt am Schwarzen Meere, der Südküste der russischen Halbinsel Krimm gegenüber, westnordwestlich und 50 M. von Trapezuut und ostnordöstlich und 70 M. von Skutari, der asiatischen Vorstadt Constantinopels. **Samsun** liegt am Schwarzen Meere, zwischen Sinope und Trapezunt, nämlich südöstlich und 16 M. von Sinope und westlich und 44 M. von Trapezunt. Die Seestadt **Ineboli** liegt westlich und 15 M. von Sinope. **Battum**, ebenfalls am Schwarzen Meere, liegt ganz in der Nähe der russisch-kaukasischen Grenze; **Risch** liegt zwischen Battum und Trapezunt.

Auch die Liverpooler Gesellschaft „Levantine“ ließ ihre Schraubendampfböte Probefahrten nach dieser Küstengegend machen und bestimmte drei derselben dazu, während der besseren Jahreszeit eine direkte Verbindung zwischen Trapezunt und England zu unterhalten.

Blickt man auf die, mehr oder minder mit reichen Produktionskräften gesegneten großen Ländermassen im Süden und Osten, die vermöge ihrer

geographischen Lage an den pontischen Handelsweg gewiesen sind; berücksichtigt man ferner die von Jahr zu Jahr steigende Vorliebe der asiatischen Völker für europäische Industrieartikel, so läßt sich nicht verkennen, daß der Verkehr mit ihnen noch einer mächtigen, außer aller Berechnung liegenden Steigerung fähig ist. Damit jedoch dieser Verkehr noch fruchtbringender werde, und überhaupt zu jener Entwickelung gelange, deren er seiner Natur nach fähig ist, ist vor Allem eine Verbesserung der Communicationsmittel, insbesondere des Straßenwesens, nöthig.

Die wichtigsten Straßenzüge für den Verkehr mit dem Inneren sind die von Trapezunt und von Samsun. Außerdem sind noch die Straßen von Battum, Sinope und Ineboli von Belang (s. über die Lage dieser Oerter oben). Nur die Straßen in der Nähe von Samsun und Erzerum (südöstlich und 32 M. von Trapezunt) sind an einzelnen Stellen fahrbar, sonst behilft man sich überall mit Saumwegen der schlechtesten Art. Statt der Richtung der Thaleinsenkungen zu folgen, führen diese, Umwege vermeidend, quer über Berge und Thäler, und erheben sich stellenweise bis zu 6000 und selbst 8000 Fuß über die Meeresfläche. Treten Regengüsse oder anhaltender Schneefall ein, so sind die Verbindungen nicht selten ganz unterbrochen. Das Transportgeschäft ist daher äußerst beschwerlich, und der bedeutende Zeitverlust, die Unsicherheit in den Lieferungsterminen und die Beschädigungen, denen die Waaren ausgesetzt sind, wirken auf den Handel störend ein. Der größte Uebelstand sind jedoch die hohen Frachtkosten, welche den Preis der versendeten Güter ungemein vertheuern, und viele Waaren von minderem Werthe und großem Volumen aus dem Handelsverkehre ganz ausschließen.

An eine durchgreifende Verbesserung des Straßenwesens denkt dort zu Lande Niemand, am wenigstens die türkischen Paschas und deren Gebieter in Constantinopel. Kaum daß man einige sumpfige mit Steinen überlegt, oder daß an den steilen Abhängen durch Menschenhand nachgeholfen wird; sonst sind alle Wege nichts Anderes, als jene vielverzweigten Pfade, welche sich die Saumthiere selbst ausgetreten haben. Nach dem Urtheile von Sachverständigen sind die Terrainschwierigkeiten nirgends so bedeutend, um der Straßenregulirung ernste Hindernisse entgegenzustellen. Sie finden sich fast nur an der Gebirgskette, welche in geringer Entfernung von der Küste parallel mit der Küste läuft. Zahlreiche Querthäler erleichtern jedoch den Zugang zu dem Hauptgebirgsstocke; jenseits desselben breiten sich weite Hochflächen bis gegen die persische Grenze aus; größere Flüsse sind nirgends zu überschreiten; Baumaterial findet sich allenthalben in Menge; der Taglohn ist gering: kaum dürfte daher irgendwo ein Straßenbau herzustellen sein, durch den mit geringeren Mitteln so bedeutende Resultate für den Weltverkehr zu erzielen wären.

Aber während in Constantinopel ungeheure Summen verschleudert worden (oder vielmehr verschleudert worden sind, denn gegenwärtig verbietet sich das Verschleudern ohnehin von selbst) für schlecht organisirte Fabriken und andere voreilige Institutionen, in der Meinung, dadurch auf die „Belebung nationalökonomischer Zustände" einzuwirken (eine Phrase, die der türkische Reformator Reschid Pascha aus London und Paris mitgebracht hat), hat es die Pforte fortwährend verschmäht, durch Verbesserung der Communicationsmittel zur Hebung der Schätze beizutragen, welche im Binnenlande schlummern. Abgesehen von dem unermeßlichen Einflusse, den die Fahrbarmachung der Straßen von Trapezunt und Samsun auf Bodenkultur und Handel üben würde, empfiehlt sich das Werk auch in finanzieller Hinsicht für die Pforte, indem das ausgelegte und im Ganzen genommen geringe Kapital durch Straßengelder und die vermehrte Zolleinnahme sich nicht nur reichlich verzinsen, sondern auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit amortisiren würde.

Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, machte der seit Jahren in Erzerum verweilende englische Consul Brant, der die Zustände Kleinasiens und Armeniens genau kennt, der türkischen Regierung den Antrag, die Straße von Trapezunt nach Erzerum mittelst einer Aktien-Gesellschaft zu Stande zu bringen, wofür er sich lediglich den Bezug der Chausseegelder durch eine Reihe von Jahren ausbedung. Nun in der That, bequemer konnte es der Pforte doch wohl nicht gemacht werden; denn sie ersparte auf diese Weise das Anlage-Kapital zum Straßenbau, bekam eine, auch in militärischer Hinsicht wichtige, Kunststraße umsonst, und hatte dabei obendrein die Aussicht auf eine baldige beträchtliche Vermehrung der Zolleinnahme! Allein theils aus gewohnter Indolenz, theils aus einem seltsamen Argwohn ging die Pforte auf den Antrag nicht ein. Dagegen versprach sie allerdings, die Straße in eigener Regie auszuführen, sie versprach ferner in Gemäßheit der Anträge des vormaligen Gouverneurs Halil-Pascha, auch für den Seeschutz der Rhede von Trapezunt zu sorgen; kurz sie versprach alles Mögliche zur Erleichterung des Handelsverkehrs zwischen dieser Küstengegend und der persischen Gegend, aber die Straße ist ungebaut und die Rhede von Trapezunt offen und schutzlos geblieben.

Als ferner verlautete, Fürst Woronzoff werde die früher begonnenen Arbeiten zur Regulirung der Straße zwischen Redutkale (russisch-kaukasische Stadt am Schwarzen Meere, nordöstlich und 30 M. von Trapezunt) und der persischen Grenze wieder aufnehmen und noch im Jahre 1848 vollenden, beschloß die Pforte in der Besorgniß, der persische Transit könnte sich von dem türkischen Gebiete nach dem russischen Transkaukasien wenden, sogleich zum Bau einer fahrbaren Straße zu schreiten, welche mit Rücksicht auf die durch den Hafen Battum gebotenen Vortheile daselbst ihren Anfang nehmen, und sich über Kars nach Bajazid wenden sollte. (Kars liegt in Türkisch-Armenien an der russisch-kaukasischen Grenze, nordöstlich und 20 Meilen von

Erzerum, und Bajazid liegt am Wege von Erzerum nach Tauris und an der persischen Grenze.) Es währte auch nicht lange, so bekam der türkische Gouverneur in Trapezunt ein Vestralschreiben, worin ihm gemeldet ward, daß der Antrag wegen dieses Straßenbaues bereits die Genehmigung des Sultans erhalten habe und daß Verfügungen getroffen seien, damit unverweilt zum Bau geschritten werden könne. Seitdem sind volle fünf Jahre verflossen und das ganze Projekt ist längst wieder in Vergessenheit gerathen!

Die durch den pontischen Handelsweg vermittelten Verkehrsverhältnisse lassen sich in drei Hauptabtheilungen bringen, deren gesonderte Gegenstände sind: 1) der Verkehr der pontischen Länder im eigenen Interesse und für eigene Rechnung; 2) der Handelsverkehr mit den Kaukasus-Ländern, und 3) der Transithandel mit Persien.

Von diesen verschiedenen Handelszweigen ist ohne Vergleich der bedeutendste und besonders für die europäische Fabrikindustrie wichtigste der s. g. persische Transit, oder der in der Richtung von Trapezunt stattfindende europäisch-persische Verkehr.

Die persischen Naturprodukte und Rohstoffe, die auf dem pontischen Handelswege hauptsächlich zur Ausfuhr kommen, sind: Pferde (in Constantinopel sehr beliebt und nicht selten bis nach England ausgeführt), Maulthiere, Schafe (meist Fettschwänze aus den kurdisch-persischen Distrikten), Blutegel, Rindshäute, Schaf- und Ziegenfelle, Kameelhaar, Ziegenhaar, rohe Seide, Wachs, Talg, Tömbeki (das im Oriente beliebte narkotische Kraut, welches aus Narghile's oder Wasserpfeifen geraucht wird), Tabak, Galläpfel, Kreuzbeeren (zu Medicinalgebrauch), Saflor, Safran, Alcanna (zum Schwarzfärben der Haare dienend), Indigo, Krappwurzel, Manna, Tragant, Gummi, Reis, getrocknete Früchte (als Pflaumen, Aprikosen, Mandeln, Pistazien, Datteln rc.), Opium, Pfeifenröhre, Kalems (Rohrfedern zum Schreiben), Salpeter, Operment oder Auripigment (gelbe Arsenikblende, als Farbemittel benutzt), Schwefel, Naphtha, Perlen, Türkisse und andere Edelsteine.

Von persischen Kunstprodukten kommen über Trapezunt zur Ausfuhr: Shawls (in Persien unterscheidet man drei Hauptsorten dieser Waare: Kaschmirs, Chorassans und Kirmans, von denen übrigens nur die beiden letzteren in Persien selbst verfertigt werden), Teppiche (die persischen Teppiche übertreffen an Feinheit, Stärke und Dauerhaftigkeit der Farben die besten Erzeugnisse der übrigen Länder), Seidenstoffe, Stickereiwaaren (die Perser haben es in der Kunststickerei sehr weit gebracht, und liefern Arbeiten, welche sowohl durch die Genauigkeit der Ausführung, als durch die geschmackvolle Zeichnung den besten Erzeugnissen von Europa sich an die Seite stellen dürfen), Chagrinleder (aus der Haut des wilden Esels bereitet), Waffen (als Säbelklingen, Pistolen, Dolche, Lanzenspitzen von verschiedenen Form), Lack- und Marqueterie-Waaren (Schreibzeuge,

Chatoullen, Bücherdecken ꝛc.), geschnittene Steine, als Karneole, Amethyste ꝛc. für Siegelringe, Talismane (auf die bekanntlich die Mohamedaner großen Werth legen).

Die europäischen Waaren, welche über Trapezunt nach Persien eingeführt werden, und sich daselbst eines häufigeren Absatzes erfreuen, sind folgende:

Englische, schweizerische und deutsche Baumwollfabrikate; deutsche und österreichische Tuche und andere Wollzeuge; schweizerische und französische Seidenwaaren; österreichische, deutsche und französische Quincaillerie- und Galanterie-Artikel; österreichische und französische Glaswaaren; englischer Zucker.

Von diesen Waaren nehmen die verschiedenen Baumwollfabrikate 85 bis 90 pCt. sämmtlicher nach Persien gehenden Frachtstücke ein, und zwar führt von diesen Fabrikaten England nicht weniger als 80 pCt. ein, während davon auf die Schweiz nur 15 und auf Deutschland blos 5 pCt. kommen. Die oben erwähnten 50 Millionen Francs Einfuhrwerth in dem türkisch-persischen Transithandel, den England treibt, werden größtentheils durch englische Baumwollfabrikate repräsentirt. Den Rest der Einfuhr europäischer Waaren über Trapezunt nach Persien füllen die übrigen oben genannten Artikel, namentlich Tuch, Glas und Zucker aus.

Das Gros der Handelsgeschäfte zwischen Europa und Persien concentrirt sich dermalen auf den Plätzen von Constantinopel und Tauris (oder Tebris, wichtige persische Handelsstadt an einem, in den Urmiasee sich ergießenden kleinen Fluß, nordwestlich und 70 M. von Persiens Hauptstadt Teheran und südöstlich und 60 M. von Erzerum, demnach über 90 M. von Trapezunt entfernt), welche als die sich gegenüberstehenden commerciellen Pole betrachtet werden können. Die fränkischen Etablissements zu Constantinopel, die sich mit dem persischen Handel direkt befassen, haben sämmtlich ihre Filialhäuser in Tauris, wogegen auch die dortigen persischen und armenischen Häuser ihre Geschäftsführer in Constantinopel haben. Es kommt nicht vor, daß Handelshäuser und Fabrikanten der europäischen Binnenländer unmittelbare Geschäftsverbindungen mit Persien eingehen. Ihr Handel mit diesem Lande ist daher lediglich ein indirekter, welcher sich in Constantinopel unter Vermittelung der dortigen, bei dem persischen Handel betheiligten Häuser schließt. Diese übernehmen nämlich die ihnen zugehenden Waaren für eigene Rechnung, und setzen sie entweder schon in Constantinopel an persische Käufer ab, oder senden sie an ihre Filialhandlungen in Tauris, deren Geschäft es ist, den weiteren Vertrieb zu besorgen.

Ein ähnliches Verhältniß waltet in Persien, hinsichtlich der für Europa bestimmten Ausfuhrartikel, ob. Letztere strömen aus den verschiedenen Theilen des Landes in Tauris zusammen und werden von dort nach Europa ver-

sendet, was gleichfalls alles auf Rechnung der einkaufenden Tauriser Häuser vor sich geht.

Constantinopel und Tauris sind also die großen Emporien für den hier in Rede stehenden Weltverkehr, während alle dahinter liegende Plätze Europa's und Persiens nur mittelbar Theil daran nehmen.

Außerdem bildete sich schon in früherer Zeit und erhält sich fortwährend noch eine Art von Detailhandel, der durch die aus Persien kommenden Reisenden betrieben wird. Es sind dies theils eingeborene Perser, theils Armenier, theils Turkmanen aus China und Buchara (in der Freien Tatarei), und sie unternehmen ihre weiten Reisen nicht immer aus commerciellem Interesse, sondern bald ist es die Pilgerfahrt nach Mekka, bald irgend ein anderes Geschäft, welches sie dazu veranlaßt. Immer ist es jedoch Gewohnheit dieser Leute, je nach ihren finanziellen Kräften in den persischen Fabrikstädten, durch welche sie kommen, sich mit einigen Waaren zu versehen, die gewöhnlich in Waffen, Lack- und Marqueterie-Arbeiten, Shawls, Teppichen und Seidenstoffen bestehen. Damit handeln sie denn während ihrer ganzen Reise. Ein Theil ihres Vorrathes wird in Erzerum und Trapezunt, der größte Theil in Constantinopel und der Rest in Smyrna oder Alexandrien abgesetzt. Der Erlös dient ihnen gewöhnlich zum Einkaufe fränkischer Fabrikate, womit sie wieder bis in die fernsten Plätze von Asien, aus welche sie kamen, zurückhandeln. Die Waarenpartieen, welche die einzelnen Personen mit sich führen, erreichen oft nur den Werth von einigen tausend türkischen Piastern; berücksichtigt man jedoch die große Anzahl jener Wanderer, so ergibt sich ein nicht unbedeutender Betrag des durch sie vermittelten Waarenumsatzes.

Unter den aus Persien kommenden Handelsreisenden befinden sich übrigens auch solche, welche weit ansehnlichere Geschäfte machen und die europäischen Märkte regelmäßig besuchen. Zu dieser Klasse gehören namentlich die Armenier von Tauris, Tiflis und Erivan. Sie bringen meist feine Shawls, Edelsteine und Perlen, und nehmen als Retouren fränkische Fabrikate mit sich. In der Regel sind ihre Geschäfte freilich ebenfalls in Constantinopel abgethan, doch begeben sie sich nicht selten auch auf die Messen von Wien, Leipzig und Moskau, seit neuerer Zeit selbst bis nach Lyon und Manchester, um ihre Einkäufe zu besorgen. Vor Entwickelung der regelmäßigen Handelsbeziehungen zwischen Constantinopel und Tauris war der persisch-europäische Handel ganz in den Händen dieser Armenier, die denn auch jetzt noch den Handel mit Tuch, Glas- und Kurzwaaren fast ausschließlich betreiben.

Daß Trapezunt als Hauptspeditionsplatz auf dem s. g. pontischen Handelswege eine wichtige Rolle in dem persischen Transithandel spielt, braucht hier nicht erst wiederholt zu werden, obwohl Trapezunt einen eigentlichen

Stapelplatz dieses Handels nicht bildet. Denn es wird dort für persische Märkte im Großen weder verkauft noch eingekauft, folglich werden auch die dazu erforderlichen Vorräthe dort nicht gelagert. Dafür aber spielt, wie gesagt, Trapezunt als Speditionsplatz eine wichtige Rolle. Hier vereinigt sich die Karavanenstraße mit den Dampfbootlinien des Schwarzen Meeres; es fallen sonach dem Platze die bedeutenden Umladungs- und Speditionsgeschäfte für sämmtliche zwischen Persien und Europa auf der pontischen Route gewechselten Güter zu. Alle bei dem persischen Handel betheiligte Häuser von Constantinopel und Tauris haben hier ihre Correspondenten oder eigene Geschäftsführer; statt daher direkt am persischen Handel Theil zu nehmen, ziehen es die Trapezunter Häuser vor, blos Speditionsgeschäfte zu besorgen, wodurch ihnen das ganze Jahr hindurch ein sicherer Gewinn erwächst. Auch sonst wirken die Verhältnisse sehr belebend auf den hiesigen Platz. Die vielen Reisenden, welche aus jenem Lande eintreffen und dahin zurückkehren, haben zu dem Entstehen zahlreicher Hane oder Herbergen Anlaß gegeben, woselbst sie ihre Unterkunft finden. Der Personen- und Waarentransport beschäftigt Tausende von Maulthieren und Pferden. Lastträger, Barkenführer und Mäkler sind in großer Anzahl bei den Umladungs- und Speditionsgeschäften thätig, wodurch sehr viel Geld für den hiesigen Platz gewonnen wird. Obwohl andererseits Trapezunt auch für eigene Rechnung bedeutende Geschäfte mit den benachbarten türkischen Provinzen macht, so hat es sein schnelles Wiederaufblühen und seinen dermaligen Wohlstand dennoch mehr dem persischen Transit zu verdanken.

Die bei dem europäisch-persischen Handel in Berücksichtigung kommenden Zölle sind der türkische Transito- und der persische Ein- und Ausfuhrzoll.

Der türkische Transitozoll beträgt 3 pCt. Da diese 3 pCt. schon bei dem Eintritte der europäischen Waaren in die Türkei als Eingangszoll zu entrichten sind, so ist, falls die Waare zur Transitirung nach Persien bestimmt wird, dafür nichts mehr zu bezahlen. Der Versender löst dann in Constantinopel nur einen Zollschein (Ilmihaber), auf dem er sich, sobald die Waare nach Erzerum gelangt, die Bestimmung nach Persien bestätigen läßt, wogegen von dem Zollamte in Constantinopel die 2 pCt. Additionalgebühr abgeschrieben wird, womit die Waare debitirt wurde, für den Fall, daß sie in der Türkei geblieben wäre.

Das umgekehrte Verfahren tritt zwischen den Zollämtern in Erzerum und Constantinopel hinsichtlich derjenigen Güter ein, welche von Persien durch die Türkei nach europäischen Plätzen transitiren.

Mit Persien sind zuerst die Russen und Engländer übereingekommen, daß ihre Waaren bei der Ein- und Ausfuhr nur einen fixen Zoll von 5 pCt. zu bezahlen haben. Diese Bestimmung wurde später von der persischen Regierung auf alle durch Europäer ein- und ausgeführten Güter ausgedehnt,

und zwar ohne Rücksicht, ob mit deren Regierungen Handelstraktate bestehen oder nicht. Die persischen Kaufleute zahlen in ihrem Lande zwar nur einen Ein- und Ausgangszoll von 1 1/2 pCt., haben jedoch außerdem verschiedene Nebengebühren zu entrichten, welche sammt dem Zolle gleichfalls auf etwa 5 pCt. sich belaufen.

Der persische Zoll wird bei dem Grenzzollamte von Choi (oder Khoi, liegt westnordwestlich und 15 M. von Tauris und, gleich dieser Stadt, in der persischen Provinz Aserbeidschan) oder, was häufiger geschieht, in Tauris entrichtet.

Da sowohl der Zoll von Erzerum wie auch die Zölle in Persien an Privatpersonen verpachtet sind, so finden zwischen ihnen und den Versendern häufig Abfindungen statt.

Das Zollamt von Constantinopel wird zwar für Rechnung der Regierung unmittelbar verwaltet, jedoch lassen die daselbst herrschenden Mißbräuche solche Abfindungen gleichfalls zu. Die Waarenversender zahlen daher im Allgemeinen viel weniger, als sie nach den bestehenden Tarifen zu entrichten hätten. Nicht wenige Güter endlich finden ihren Weg nach und aus Persien ohne irgend eine Zollentrichtung, was bei den sehr mangelhaften Zolleinrichtungen dieser Länder leichter als irgendwo möglich ist.

Der Gesammtumfang des in der Richtung von Trapezunt sich bewegenden persisch-europäischen Güterverkehres ergibt sich aus der nachstehenden Uebersicht, in welche aus Mangel an zuverlässigen Daten bis zum Jahre 1843 keine Werthbestimmung aufgenommen werden konnte.

Jahr.	Einfuhr nach Persien Colli.	Ausfuhr aus Persien. Colli.	Jahr.	Einfuhr nach Persien. Colli.	Ausfuhr aus Persien. Colli.
1831	4500	—	1837	16,710	16,031
1832	6750	5302	1838	22,360	16,618
1833	8975	8040	1839	21,095	10,891
1834	11,250	12,660	1840	25,830	16,770
1835	15,525	15,800	1841	27,092	17,483
1836	20;615	23,278	1842	30,985	17,493

Sodann von 1843 bis 1848 mit Werthbestimmung:

	Einfuhr nach Persien.		Ausfuhr aus Persien.	
Jahr.	Colli.	Werth.	Colli.	Werth.
1843	31,690	10,140,800 fl. CMze.	14,879	2,518,000 fl. CMze.
1844	33,100	10,432,000 „ „	16,900	3,684,360 „ „
1845	40,028	13,239,574 „ „	17,012	3,708,742 „ „
1846	38,980	12,892,592 „ „	13,615	3,165,390 „ „
1847	34,850	11,522,738 „ „	12,130	2,784,500 „ „
1848	50,277	16,623,804 „ „	10,456	1,813,782 „ „

Die vorstehende Uebersicht beginnt mit dem Jahre 1831, als dem ersten, in welchem größere Waarenpartieen für Persien in Trapezunt angelangt sind.

Seit jenem Jahre war die Einfuhr nach Persien in rascher Zunahme begriffen, und es ist alle Aussicht vorhanden, daß sich die Progression noch ferner erhalten wird, indem nunmehr auch in China, Buchara und anderen Theilen Centralasiens fränkische Artikel beliebt zu werden anfangen, so daß sich die dortigen Kaufleute immer häufiger auf die persischen Märkte begeben, um dieselben einzukaufen.

Auch die persischen Exporte haben seit der Benutzung des pontischen Handelsweges, jedoch in einem weniger auffallenden Verhältnisse als die Importe, zugenommen. Ihren Culminationspunkt erreichten sie im J. 1836 (s. oben), wo bedeutende Sendungen von Rohseide und Tömbeki (das oben erwähnte narkotische Kraut) über Trapezunt ausgeführt wurden. Sodann blieben sie geraume Zeit fast stationär, bis sich vom Jahre 1846 an eine allmälige Abnahme bemerkbar machte, die hauptsächlich dem Umstande beizumessen ist, daß mehrere persische Hauptartikel, wie Rohseide, Galläpfel und Kreuzbeeren, in Europa jetzt weniger gesucht sind als früher.

Bei dem Stande der Dinge im J. 1849 und 1850 konnte man die über Trapezunt nach Persien stattfindende Einfuhr in runder Summe auf 16 und die Ausfuhr von dort auf 2 Mill. Gulden Conv. Mze. anschlagen, wonach sich für Persien ein Ausfall von 14 Mill. Gulden herausstellte, der durch Geldretouren gedeckt werden mußte.

Diese erreichten, insofern sie den Dampfboot-Agentien declarirt wurden, folgende Summen:

Im Jahre 1843	36,000,000	türk. Piaster	oder	4,514,107	fl. CMze.
„ „ 1844	45,000,000	„ „	„	5,642,633	„ „
„ „ 1845	63,000,000	„ „	„	7,900,000	„ „
„ „ 1846	58,500,000	„ „	„	7,335,423	„ „
„ „ 1847	78,750,000	„ „	„	9,874,608	„ „
„ „ 1848	72,060,000	„ „	„	9,035,737	„ „

Vorstehende Summen drücken jedoch die wirklich effektuirten Geldrimessen nur sehr unvollständig aus, da einerseits die den Dampfboot-Agentien versiegelt übergebenen Contanten zur Erzielung geringerer Frachtgebühren häufig auf niedrigere Beträge declarirt werden, als sie in Wirklichkeit ausmachen, andererseits aber nicht wenige Geldpakete, die sich unter dem Gepäcke der Reisenden befinden, gar nicht angegeben werden.

Wir wenden uns nunmehr zu dem **Handelsverkehr der türkischen Donauländer**, über die wir im Eingange dieses Kapitels bemerkten, daß sie selbst noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts der europäischen Handelswelt kaum anders als durch die auf den Leipziger Messen erschienenen armenischen,

griechischen und jüdischen Einkäufer bekannt waren, und daß Hindernisse mancherlei Art dem direkten Verkehre mit ihnen im Wege standen.

Die dortigen Verhältnisse haben sich jedoch wenige Jahre nach dem Adrianopeler Frieden von 1829 auf eine überraschende Weise geändert; denn die Moldau, Wallachei und dann auch Bulgarien sind seitdem in den Bereich des Weltverkehrs getreten, ihre Städte haben sich belebt, ihr Ackerbau hat sich gehoben, ihr Handel einen erstaunlichen Aufschwung genommen, und bei der Urkräftigkeit des Bodens und der günstigen klimatischen und geographischen Lage steht diesen von der Natur gesegneten Ländern, wenn sie in ihrem Entwicklungsgange durch keine politische Erschütterungen gestört werden, noch eine weitere Entfaltung ihrer noch kaum zum Leben erwachten Kräfte bevor.

Auf diesen Umschwung der national-ökonomischen Zustände in den türkischen Donauländern wirkten vornehmlich zwei Umstände ein: die Freigebung der Ausfuhr aller Bodenerzeugnisse, und die Errichtung einer ununterbrochenen Dampfschifffahrtslinie von Wien nach Constantinopel.

Durch die Entfesselung des Ausfuhrhandels wurden die Moldau und Wallachei und später auch Bulgarien mit allen ihren Handelsplätzen längs der Donau dem Seehandel geöffnet, die Verwerthung ihres Bodenreichthums ward ermöglicht, ihre Naturprodukte gelangten auf dem Seewege nach den großen europäischen Emporien, und im Rücktausche strömten aus dem Westen Fabrikate, Colonialwaaren und andere Handelsgüter ein.

Durch die Dampfschifffahrt wurden die Landschaften der unteren Donau untereinander, sowie einerseits mit Central-Europa und andererseits mit Constantinopel in eine regelmäßige ununterbrochene Verbindung gesetzt, und der mächtige Strom bewährte sich als die kürzeste Handelsstraße vom westlichen Europa nach der Levante, deren natürlichen Uebergang die türkischen Donauländer bilden. Gleich von Anfang an wurde die Richtung des Handelsverkehrs dieser Länder hauptsächlich durch die Donau bestimmt, jede der zahlreichen Uferstädte von den Engpässen des eisernen Thores (dicht unterhalb Orsova) bis zur Sulina-(Donau-)Mündung bildet eine Station nach der Levante, einen Ausfuhrplatz für die Naturprodukte der Umgebung nach Ost und West, einen Stapelplatz für die europäischen Fabrikate, die von der Donau landeinwärts auf altherkömmlichen Handelswegen den Märkten des Binnenlandes zugeführt werden.

Die in die Donau einlaufenden Kauffahrteischiffe segeln gewöhnlich nicht weiter stromaufwärts als bis Galatz (am Einflusse des Pruth in die Donau und zur Moldau gehörig) und Braila (zur Wallachei gehörig, am linken Donauufer, $3^1/_2$ M. oberhalb Galatz gelegen), also nur 16 bis 20 Meilen in die Donau hinauf, oder so weit wie die nach Hamburg kommenden Seeschiffe die Elbe hinauf fahren. Die oberhalb dieser Endpunkte

der Seeschifffahrt gelegene Stromstrecke ist der Flußschifffahrt vorbehalten. Die Handelsthätigkeit der im Bereiche der letzteren liegenden Uferstädte ist daher auch mehr oder weniger lokal, und wird durch den größeren oder kleineren Bezirk bestimmt, dessen Hafen sie bilden. Alle Verkehrsrichtungen vereinigen sich in den beiden Donauplätzen Braila und Galatz, die als Seehäfen die gesammte Handelsthätigkeit der unteren Donauländer vermitteln, und die Handelsbewegung nicht mehr nach lokalen Zuständen, sondern nach der Gestaltung des Weltmarktes leiten, an dessen Conjuncturen und Krisen die beiden Donauhäfen thätigen und leidenden Antheil nehmen.

Die Darstellung der Handels- und Schifffahrts-Verhältnisse der türkischen Donauländer muß daher auch von zwei Gesichtspunkten aufgefaßt werden, von dem der Flußschifffahrt und von dem der Seeschifffahrt aus.

Wir wenden zunächst unsere Blicke nach dem Bereiche der Flußschifffahrt und des damit in Verbindung stehenden Handelsverkehrs, von Orsova (zu Serbien gehörende Stadt auf einer Donauinsel, unterhalb oder östlich und 22 M. von Belgrad gelegen) beginnend und bis Braila und Galatz (s. oben) reichend.

Die nach den türkischen Donauländern und der Levante bestimmten Waaren werden bis Orsova mittelst Dampfschiffe befördert, und dort nach beendigter zollamtlicher Behandlung auf Barken über das eiserne Thor nach Skela-Cladowi (in Wallachien) oder nach Cladosnitza (in Serbien) geschafft, um je nach ihrer Bestimmung für das wallachische oder bulgarische Ufer oder für Constantinopel von den dort aufgestellten Dampfböten weiter befördert zu werden.

Das so eben erwähnte eiserne Thor oder Demirkapi ist eine, dicht unterhalb Orsova in der Donau befindliche, 200 Schritt breite Stromschnelle, deren gefährlichste Felsenriffe zwar 1834 gesprengt worden sind, die jedoch immer noch nicht tief beladenen größeren Fahrzeugen die Durchfahrt gestattet.

Skela-Cladowi ist ein wallachischer kleiner Handelsort an der Donau, 2½ M. unterhalb Orsova's. Ihm gegenüber, am rechten Donauufer, liegt der serbische und ebenfalls an sich kleine Handelsort Cladosnitza. **Widdin**, ist eine bulgarische Stadt und Festung am rechten Donauufer, 16 M. unterhalb Orsova's. Widdin gegenüber liegt auf dem linken Donauufer der wallachische Handelsort Kalafat oder Calafat. Etwa 5 M. unterhalb Widdin's liegt am rechten Donauufer der wallachische Handelsort Lom Palanka. Noch weiter stromabwärts liegt, am rechten Donauufer, der bulgarische Handelsort Oreawa. Dann folgen stromabwärts die bulgarischen Städte des rechten Donauufers: **Nikopoli** oder Nikopolis (unterhalb oder östlich und 21 M. von Widdin), **Sistow** oder Sistowa (unterhalb oder östlich und 8 M. vom Nikopoli) und **Rustschuk** (unterhalb oder östlich und 14 M. von Nikopoli). Rustschuk gegenüber, am linken Donauufer, liegt die wallachische

Stadt **Giurgewo**. Unterhalb oder östlich und 45 M. von Widdin liegt, am rechten Donauufer, die bulgarische Stadt und Festung **Silistria**. Unterhalb oder östlich und 8 M. von Silistria liegt, am rechten Donauufer, die bulgarische Stadt Rassowa, worauf dann noch weiter stromabwärts die bereits oben erwähnten wallachischen und moldauischen Städte Braila und Galatz folgen.

Durch die Donau-Dampfschifffahrt nun wurden im Jahre 1847 aus Oesterreich und dem deutschen Zollvereine über Orsova nach den türkischen Donauländern und der Levante 60,064 Wiener Centner Waaren im beiläufigen Werthe von 11,667,000 fl. Conv. Mze. vermittelt, — 21,936 Centner (und dem Werthe nach über 4$^1/_2$ M. fl.) mehr als das Jahr zuvor. Diese Waaren bestanden hauptsächlich in Seidenzeugen, Tuch, Hosenstoffen, Wiener Shawls und anderen Wollwaren, Baumwollgarnen und Baumwollwaaren, kurzen Waaren, Galanteriearbeiten, Porzellan- und Glaswaaren, Ledersachen, Papier, fertigen Kleidern, Stearinkerzen u. dgl. m., theils Industrie-Erzeugnissen aus den deutschen Zollvereinsstaaten, theils Gewerbs-Erzeugnissen aus Oesterreich, zum Theil auch englischen und französischen Waaren von den Leipziger Messen.

Von den Waaren erhielten Skela-Cladowi 878 Ctr., Cladosnitza 17, Widdin 1203, Kalafat 132, Lom Palanka 261, Oreawa 4, Sistow 348, Rustschuk 5297, Giurgewo 20,636, Silistria 92, Braila 2395, Galatz 10,030, andererseits aber auch Odessa 635, Constantinopel 17,085, Salonik 661, Smyrna 358 und Trapezunt 32 Centner.

Außerdem wurden mittelst der Dampfböte nach verschiedenen dieser Städte ausgeführt 278 Wagen, wovon 153 nach Galatz, 77 nach Giurgewo und 35 nach Constantinopel bestimmt waren, und sodann Contanten zum Belaufe von 570,892 fl., worunter die Geldsendungen von 292,603 fl. nach Galatz, von 143,099 fl. nach Giurgewo, von 58,829 fl. nach Constantinopel und von 22,000 fl. nach Rustschuk die bedeutendsten waren.

Die aus den türkischen Donauländern über Orsova mit den Dampfböten nach Oesterreich bewerkstelligte Ausfuhr an Wolle, Talg, Seide, Leder und diversen Waaren betrug an Gewicht 178,448 Wiener Centner — nicht weniger als 128,727 Ctr. mehr als im J. 1846. Davon hatte die Wallachei 167,194 und Bulgarien 11,254 Ctr. ausgeführt.

Abgesehen von den Dampfböten wird auch mit anderen Flußfahrzeugen über Orsova ein lebhafter Verkehr unterhalten. So wurden im J. 1847 mit Flußbarken und auf dem Landwege über Orsova in die eigentliche Türkei und die Wallachei eingeführt 29,348 Centner Waaren (Guß- und Streckeisen, Stahl, Zeugschmied- und Schlosserwaaren, Kupferwaaren, Glas, Baumwollgarn und Baumwollwaaren, Farbestoffe und Steinkohlen), — ferner Alaun, Blei roh und gegossen, Bleiglätte, Messingwaaren, Spezereien,

Holzwaaren, Silberarbeiten u. dgl., — Bau- und Brennholz im declarirten Zollwerthe von 19,777 fl. Conv. Mze., — Stromfahrzeuge im Werthe von 14,734 fl. C. M., und gemeine Wagen und Schlitten, Töpferwaaren, Kürschnerarbeiten, fertige Kleider, Kram- und Galanteriewaaren ꝛc., im Werthe von 63,043 fl. Conv. Mze. — Ebenfalls mittelst Donaubarken und auf dem Landwege wurden aus der eigentlichen Türkei und der Wallachei über Orsova nach Ungarn ausgeführt: 7200 Ctr. Wolle, 7000 Ctr. Talg, 4415 Ctr. Schaf- und Ziegenfelle, 2500 Ctr. Knoppern, 1643 Ctr. Sumach und 5709 Ctr. gesalzene Fische, Caviar, Honig, Wachs, Reis, Mehl, Schafdärme, in Kräutern gearbeitetes Meschinleder ꝛc., außerdem 261,268 Wiener Metzen Getreide (darunter 112,951 Metzen Mais). Das bulgarische Getreide, besonders aus der Umgegend von Sistow, ist von guter Qualität, der Weizen wird dem wallachischen vorgezogen. Uebrigens übt der Pascha von Widdin indirekt ein Handelsmonopol aus und beherrscht durch ein mit ihm verbundenes Handelshaus die Ausfuhr der Landesprodukte. Er kauft sonach billiger ein als Privatpersonen, welche überdies den Plackereien der türkischen Zollpächter ausgesetzt sind, über die sich viele Klagen vernehmen lassen. Außerdem wird der Ausfuhrzoll, der an sich 12 pCt. beträgt, sehr willkürlich und ungleich erhoben und manche Artikel werden einer höheren als der gesetzlichen Besteuerung unterworfen. Die Folge hiervon sind theils Zolldefraudationen, theils die Verlassung des alten Handelsweges auf der Donau. Viele Waaren Bulgariens, die sonst auf der Donau verführt wurden, nehmen ihren Weg zu Lande über Serbien, wo in den Zollstätten noch der alte Werthzoll von 3 pCt. erhoben wird.

Außer den oben genannten Donau-, Hafen- und Handelsörtern, deren geographische Lage kurz angedeutet worden, liegen unterhalb Skela-Cladowi's an dem niedrigen, nicht selten von Ueberschwemmungen heimgesuchten linken wallachischen Donauufer die Hafen- und Handelsörter Tschernetz, Iswor, Kalafat oder Calafat (mit dem vorzüglichsten Hafen der fruchtbaren Kleinen Wallachei), dann Islaz, Turno, Simnitza und Kalarasch. Alle diese Plätze versehen den Markt in Braila mit bedeutenden Zufuhren von Getreide und anderen Landesprodukten. Der wichtigste Platz für die Stromschifffahrt auf der wallachischen Seite ist das schon erwähnte Giurgewo, welches zugleich als Hafenort für Bukarest betrachtet werden kann, wovon es nur 4½ M. entfernt liegt. Mit den Donau-Dampfschiffen wurden im J. 1847 in 39 Fahrten nach Giurgewo 22,719 Ctr. Waaren (darunter 18,406 Ctr. aus Oesterreich und dem deutschen Zollvereine) eingeführt und außerdem daselbst 77 Wiener Wagen für Bukarest ausgeschifft. — Silistria (s. oben), die alte Hauptstadt Bulgariens, ist seit dem Kriege von 1828 u. 29 in Verfall gerathen und beim Donauhandel wenig betheiligt. Die Umgegend ist jedoch sorgfältig angebaut und das Getreide von guter Qualität. Daher

verschifft Silistria jährlich wenigstens nicht unbedeutende Quantitäten Getreide, und zwar nach Braila und der dortigen Umgegend.

Die aus den türkischen Donauländern ausgeführte Wolle stammt weniger von den dort einheimischen Schafen her, als von denen, die alljährlich von Siebenbürgen aus dorthin auf die Weide getrieben werden. Daher verdient über den Verkehr der siebenbürgischen Viehzüchter hier das Nähere mitgetheilt zu werden.

Das durch die nordöstlichen Ausläufer des Balkan gebildete Hochland, welches sich von Silistria parallel mit der Donau bis Tultscha (in der, im 2. Kap. beschriebenen Dobrudscha) hinzieht, hat in seinen Bergabhängen und Thalmulden herrliche Triften. Dieses Weideland nun wird vorzüglich von siebenbürgischen Hirten benutzt, welche hier, fern von der Heimath, die Viehzucht in einem ausgedehnten Maßstabe betreiben, unter eigenthümlichen, durch Verträge und Herkommen garantirten Verhältnissen.

Diese Hirten, unter dem Namen der Mokanen bekannt, wandern jährlich im Herbste mit ihren zahlreichen Heerden, Schaafen, Ziegen und Pferden, aus Siebenbürgen nach der Wallachei und Moldau, setzen bei Giurgewo, Kalarasch (s. oben), Gura-Jalomnitza (ostwärts von Bucharest) und Braila oder Galatz über die Donau, und überwintern theils im nordöstlichen Bulgarien in den Distrikten zwischen Tultscha (s. oben) und Varna (am schwarzen Meere), theils in den Niederungen der Dobrudscha an der Donau.

Ihre Heerden bleiben in jeder Jahreszeit Tag und Nacht unter freiem Himmel, bei starkem Schneefall werden sie in die mit Rohr und Weidengebüsch bewachsenen Niederungen (Balten) getrieben, wo sie vor den, besonders den Schaafen gefährlichen Schneestürmen mehr geschützt sind; hier werden sie mit Heu gefüttert, oft aber, wenn der Winter lange anhält, und die Heuvorräthe aufgezehrt sind, müssen die ausgehungerten Thiere mit Weidenzweigen und abgeschälten Baumrinden hingefristet werden, wobei oft viele Stücke zu Grunde gehen.

Mit der ersten Frühlingssonne werden die Heerden auf die höher gelegenen Weiden getrieben, wo sie bei dem üppigen Graswuchse sich bald von den Entbehrungen des Winters erholen. Die Mokanen besorgen dann das Geschäft der Lammung und der Wollschur, und treiben im Monate Juni die Heerden wieder nach Siebenbürgen zurück; gleichwohl bleiben viele den Sommer über in Bulgarien. Die größeren Viehzüchter halten auch Rinderheerden und pachten von den türkischen Ajanen oder Grundherren Weidegründe (Türlen genannt), auf denen sie ihre Hürden errichten. Diese Wanderungen der Mokanen nach Bulgarien und zurück nach Siebenbürgen finden seit unvordenklichen Zeiten statt und sind auf ein uraltes Herkommen und spätere ausdrückliche Conventionen mit der ottomanischen Pforte gestützt.

Die siebenbürgischen Hirten in Bulgarien genießen die traktatmäßigen Rechte der österreichischen Staatsbürger; sie sind als solche von Abgaben befreit, denen die Rajahs unterworfen sind, und stehen unter der Gerichtsbarkeit des österreichischen Consulats in Galatz. Trotz wiederholter Versuche der türkischen Lokalbehörden, die Mokanen abgabenpflichtig zu machen, wurden deren Vorrechte durch die Bemühung ihrer Consularbehörde stets mit Erfolg aufrecht erhalten. Gegenwärtig zahlen sie außer dem privatrechtlichen Pachtgelde (Miri) für die Weidegründe blos ein Zählgeld (Saimak para) für jede Heerde.

Die nach Bulgarien zur Ueberwinterung eingetriebene Viehmenge ist nach Umständen verschieden. War der Sommer trocken und sind die Weideplätze durch die Sonnenhitze ausgebrannt, und ist wenig Heu im Lande, so halten die Mokanen ihre Heerden lieber in Siebenbürgen und in der Wallachei zurück; ist hingegen eine reichliche Spätweide vorhanden, so ziehen sie mit ihren Heerden über die Donau. Im Winter 1846—47 waren nur 250,000 siebenbürgische Schaafe in Bulgarien, von denen gegen 30,000 Stück durch den strengen Nachwinter im März zu Grunde gingen. Von diesen Schaafen wurden im Frühjahr 1847 332,000 Ocke (oder 830,000 Pfund) Wolle gewonnen, wovon 212,000 Ocke (530,000 Pfund) nach Kronstadt in Siebenbürgen gesendet, 60,000 Ocke (150,000 Pfund) an die türkische Tuchfabrik in Sliwno (bei Adrianopel) zu $3^{7}/_{10}$ türk. Piaster die Ocke (11 Kreuzer Conv. Mze. das Pfund) abgesetzt, und 60,000 Ocke (150,000 Pfund) in Bulgarien verkauft wurden. Außerdem wurden im J. 1847 von den Mokanen noch 46,764 Schaaf- und Ziegenfelle und 6000 Lammfelle, das Paar zu 8 Piaster türkisch (1 fl. Conv. Mze.), zu Markte gebracht.

Im Herbste 1847, wo die Weideverhältnisse sich sehr günstig zeigten, gingen 281 siebenbürgische Viehheerden, bestehend aus 2095 Pferden, 4454 Ziegen und 473,353 Schaafen, zur Ueberwinterung über die Donau. In Bulgarien überwinterten beiläufig 3000 Pferde, jene Ziegen und 150,000 Schaafe, so daß sich im Frühjahr 1848 5095 Pferde, 4454 Ziegen und 623,353 Schaafe befanden.

Diese Heerden standen unter der Obhut von 4189 Hirten, Csobanen genannt; außerdem waren viele siebenbürgische Hirten bei türkischen und bulgarischen Viehzüchtern im Dienste, so daß sich die Zahl der damals in Bulgarien befindlichen Mokanen auf wenigstens 5000 Seelen belaufen mochte.

Rechnet man im Durchschnitt ein Schaaf zu 25 türk. Piastern (3 fl. 20 Kreuzer Conv. Mze.) und ein Pferd zu 500 P. ($62^{1}/_{2}$ fl. Conv. Mze.), so gaben die oben angeführten Viehheerden ein Kapital von $14^{1}/_{2}$ Mill. türk. Piaster (etwa 1,812,500 fl. Conv. Mze.) siebenbürgisches Nationaleigenthum, das eine zahlreiche Menschenmenge ernährte und einen guten Ertrag abwarf. Ein Schaaf gibt im Durchschnitt 2 bis $2^{1}/_{2}$ Ocke (5 bis $6^{1}/_{4}$ Pfund) Wolle,

auf 1000 Schaafe werden jährlich 600 Lämmer gerechnet. Im Frühjahr 1849 lieferten die in Bulgarien befindlichen siebenbürgischen Schaafe (die der Lämmer mitgerechnet) 1,200,000 Ocke oder 27,000 Wiener Centner Wolle, die an Ort und Stelle durchschnittlich mit 4 bis $4^1/_2$ türk. P. (30 bis 34 Kreuzer Conv. Mze.) die Ocke bezahlt wird. Ein Theil dieser Wolle wird an der Donau gewaschen, wobei sich ein Gewichtverlust von 35 pCt. herausstellt, und sodann (wenigstens das nicht in Bulgarien selbst verkaufte Quantum) mit den Dampfböten nach Orsova geschafft; der größere Theil aber wird ungewaschen nach Kronstadt (in Siebenbürgen) gesendet, dort gereinigt und sortirt, und weiter in den Handel gebracht. Die **Mokanenwolle** (wie man diese Wolle nennt) gibt zwei Sorten: die langhaarige Zigajawolle und die sogenannte Czurkana. Jene wird nach Pesth und Wien gesendet und mit 50 bis 60 fl. Conv. Mze. für den Centner verkauft. Die letzte ordinäre Gattung wird in Kronstadt zu Kotzen und einer Sorte groben, aber äußerst festen Tuches (Dimik) verarbeitet. Die Fracht von Bulgarien bis Kronstadt wird mit 7 Kreuzern die Ocke (nicht ganz 3 Kreuzer das Pfund) berechnet; von Kronstadt nach Wien kommt der Transport von einem Centner auf 4 bis 5 fl. Conv. Mze. zu stehen.

Die nach Kronstadt eingeführte Wolle der siebenbürgischen Mokanen unterliegt keinem Eingangszolle, wenn sie mit den Ausfuhrscheinen der entsprechenden Anzahl Schaafe gedeckt ist. Auch die Schaaf- und Lammfelle der Mokanenheerden gehen zollfrei nach Kronstadt. Die Auslagen der Mokanen für ihre Schaafheerden sind mäßig und beschränken sich auf das Pachtgeld (Miri) für die Weideplätze von 2000 bis 3000 Piastern (250 bis 375 fl. Conv. Mze.) für eine Heerde von 1000 Stück, und auf die Kosten der Heufütterung im Winter, die nach den Witterungsverhältnissen verschieden, wohl aber auf 3 bis 4 Piaster ($22^1/_2$ bis 30 Kreuzer C. M.) für das Schaaf anzuschlagen sind. Der Unterhalt der Knechte ist äußerst billig, ihr Lohn wird ihnen zum Theil in Schaafen oder Lämmern verabreicht, wodurch sie mit der Zeit zu einer eigenen Heerde gelangen. Hieraus ist ersichtlich, wie sich die uralten Gebräuche der Hirtenvölker bei den siebenbürgischen Mokanen noch bis jetzt erhalten haben.

Die in den fetten Weidetriften der Umgegend von Silistria und Hirsova (Hirsova liegt in der bulgarischen Dobrudscha am rechten Donauufer, zwischen Silistria und Galatz), und in dem Distrikte von Kustendsche (Kustendsche liegt am Schwarzen Meere, zwischen Varna und der Donaumündung) gezogenen Pferde werden mit Vortheil an die kaiserl. österr. Remontirungs-Commissionen abgesetzt und mit 23 Dukaten pr. Stück bezahlt.

Auch in der Wallachei, namentlich in den Bezirken von Braila und Rimnik (Rimnik liegt westlich und 8 M. von Braila, im nordöstlichsten Theil der Wallachei), sind zahlreiche siebenbürgische Viehzüchter als Grund-

pächter etablirt, und die Zahl der dort gehaltenen Schaafe kann auf 500,000 angeschlagen werden.

Die Mokanen gehören dem wallachischen Volksstamme an, und ihre Lebensweise ist sehr einfach. Sie wohnen in Erdhütten (Burde), sind gegen alle Witterungsunbilden abgehärtet, kleiden sich in grobe Leinwand und Schaafpelze, und leben größtentheils von Maisbrei (Mamaliga), der wallachischen Nationalspeise. Sie stehen noch auf einer niedrigen Culturstufe, obgleich auf einer höheren als ihre Stammgenossen in der Wallachei, und haben die Tugenden und Fehler der nomadisirenden Hirtenvölker. Viele unter ihnen sind wohlhabend und besitzen außer zahlreichen Heerden noch bedeutende Summen in baarem Gelde.

In früheren Zeiten war nur die Wallachei, oder auch wohl die Moldau, das Ziel ihrer Wanderungen. Die Ausdehnung des Ackerbaues hat ihnen aber hier den größten Theil ihrer Weidetriften entzogen, sie wenden sich daher immer mehr nach Bulgarien, wo bei der schwachen Bevölkerung noch drei Viertheile des culturfähigen Bodens brach liegen. In jenen Gegenden ist daher noch auf viele Jahre hinreichender Raum für ihre Heerden vorhanden; doch läßt sich nicht läugnen, daß die Art und Weise der Viehwirthschaft, wie sie von den Mokanen betrieben wird, mit den Fortschritten des Ackerbaues unverträglich ist und daher mit der Zeit auch in Bulgarien ein Ende nehmen muß. Es werden dann jene Viehzüchter allmälig zum System der Stallfütterung und Wiesencultur sich bequemen müssen, sobald dort der Getreidebau allgemeiner wird.

Wir wenden uns nunmehr wieder zu dem Handel der türkischen Donauländer überhaupt, müssen jedoch zunächst einen Blick auf den Landhandel der Wallachei und Moldau werfen. Insofern der zu Lande betriebene Handelsverkehr dieser Donaufürstenthümer seine Richtung gegen die Donau nimmt, ist derselbe allerdings bereits oben besprochen worden; aber hier kommt noch der Handel mit den Leipziger Meßwaaren und der Verkehr mit Siebenbürgen über Kronstadt zu berücksichtigen.

In diesen beiden, seit lange festgestellten Verkehrsverhältnissen ergeben sich übrigens weniger Veränderungen, und daher auch weniger Störungen als im Seehandel.

Die Leipziger Ostermesse von 1847 war freilich von Kaufleuten aus Jassy und Bukarest nicht stark besucht, um so glänzender aber fiel hinsichtlich des Einkaufes aus den Donaufürstenthümern die Michaelismesse aus. Die Bukarester Marktbesucher allein realisirten auf dieser Messe Waareneinkäufe von einer Million Thaler, abgesehen von den Einkäufen, die sie auf ihrer Durchreise in Wien bewerkstelligten.

Aus der Moldau waren auf dieser Michaelismesse 72 Einkäufer anwe-

send, welche für Jassy, Fokschan, Foltischan, Bottuschan und andere kleinere Städte im Betrage von 500,000 Thalern einkauften.

Auf beiden Leipziger Messen von 1847 wurden von Seiten der moldauischen und wallachischen Kunden für $2^1/_2$ Millionen Thaler Waaren eingekauft, als: englische Cattune und ordinäre Schnittwaaren, Halbwollstoffe, Jacquards, Orleans, Alapas, Lyoneser façonnirte und glatte Seidenstoffe, Elberfelder und Berliner Seidenwaaren, sächsische Merinos, schottische Leinwand, Wollwaaren verschiedener Art, sächsische und rheinische Tuche, Galanterie- und kurze Waaren aus dem deutschen Zollvereine u. s. w. Französische und niederländische Tuche kamen für die Donauländer zu theuer. Von Wiener Waaren waren Shawls, Teppiche, Hosenzeuge und Handschuhe besonders beliebt; auch Namiester und Brünner Tuche hielten mit der Zollvereinswaare die Concurrenz aus.

Die siebenbürgischen Industrie-Erzeugnisse oder Kronstädter Waaren (wie sie in den Donauländern gewöhnlich genannt werden), Artikel des nothwendigen Hausbedarfes für Land und Stadt, fanden auch im J. 1847 in den Donaufürstenthümern den gewöhnlichen vortheilhaften Absatz, und zwar im Betrage von 2,044,000 fl. Conv. Münze.

Die Kronstädter Waaren werden im Wege der im Zunftverbande stehenden Gewerbe erzeugt, wodurch in Kronstadt viele fleißige Familien ihren Erwerb fanden; der Verkauf geschieht im Kleinen, erfordert kein großes Anlagekapital, wirft aber freilich nur einen bescheidenen Gewinn ab. Uebrigens haben in neuerer Zeit die in Kronstadt verfertigten Eisenwaaren, Fenster- und Thürbeschläge, grobe Eisengeschmeidewaaren verschiedener Art durch die englische Concurrenz großen Abbruch erlitten. Auch belgisches Fensterglas hat sich bereits einen Weg nach den Donaufürstenthümern gebahnt.

Nach den Donaufürstenthümern gelangen auch Industrie-Erzeugnisse Galiziens und der Bukowina, als: grobes Tuch und Leinwand, Fensterglas, Eisengeschmeide, leichte Wagen 2c. Diese Artikel werden auf den stark besuchten Jahrmärkten von Bottuschan und Foltischan abgesetzt.

Für die Ausfuhr der moldauisch-wallachischen Naturprodukte ist auf der Landseite Kronstadt der wichtigste Punkt. Aus den unteren Donauländern werden nach Siebenbürgen im Durchschnitt jährlich eingeführt: 2000 Stück Büffelhäute, 130,000 St. gesalzene Ochsenhäute, 30,000 gesalzene Ziegenhäute, 40,000 St. Pferdehäute, 50,000 St. Schaaffelle, 300,000 St. Lammfelle, 200,000 St. Hasenfelle, 100 Ctr. Hornspitzen, 500,000 Ocke (1,250,000 Pfund) ungewaschene Wolle, 100,000 Ocke (250,000 Pfund) Wolle zweiter Schur, 400,000 Ocke (1,000,000 Pfund) gesalzene Karpfen, 15,000 Ocke (37,500 Pfund) Karpfen-Rogen, 5000 Ocke (12,500 Pfund)

schwarzer Fischrogen, 5000 Ocke (12,500 Pfund) Fischmilch, 20,000 Ocke (50,000 Pfund) gesalzener Hausen, 600 Ocke (1500 Pfund) Hausenblase, 400 Ocke (1000 Pfund) Hausen-Rückenknorpeln, 6000 Ocke (15,000 Pfund) Fischthran, 6000 Ocke (15,000 Pfund) frische Fische, 300 Ctr. Honig, 50,000 Ctr. Sumach, 30,000 Eimer Landwein (aus der Moldau), nebst einigen anderen Artikeln in geringerer Menge, als Flachs, Süßwurzholz, Ochsenhörner, Ochsenklauen u. s. w.

Der Verkehr der Moldau und Wallachei untereinander ist durch die mit dem 1. Januar 1848 ins Leben getretene Zollvereinigung der beiden Fürstenthümer um Vieles erleichtert worden.

Was nun den oben erwähnten (freilich unmittelbar nur von Galatz, Braila und Tultscha betriebenen) **Seehandel** der unteren Donauländer betrifft, so belief sich der Gesammthandels-Verkehr von **Galatz** und **Braila** im J. 1847 auf einen declarirten Werth von 42,733,000 Gulden Conv. Mze., und derselbe ließ den Verkehr von 1846 (der nur 28 Mill. Gulden betrug), sowie den der Jahre 1845 und 1844 (beide mit 17 1/2 Millionen Gulden) weit hinter sich.

Die auf dem Seewege nach diesen beiden Donauhäfen gebrachten Manufakturen und Fabrikate waren meistens Erzeugnisse Englands, welches in Roheisen, Stahl-, Eisen- und Blechwaaren, in Gespinnsten, einfarbigen und gedruckten Cattunen, Musselinen, mit Baumwolle gemischten Waaren und Maschinen-Leinwand den Markt beherrscht.

Von den 7569 Ballen und Colli Gespinnste und Gewebe, die im J. 1847 in beide Donauhäfen eingeführt wurden, kamen 6586 Colli unter englischer, jonischer, griechischer und österreichischer Flagge aus Großbritannien; Braila bezog ausschließlich brittische Erzeugnisse. Sämmtliches Eisen, Guß- und Stangeneisen, zusammen 49,000 Centner, war (mit Ausnahme einer Partie russischen Eisens von 4600 Centner) durchgehends englischen Ursprunges. Der Gesammtwerth der unter englischer Flagge in beide Donauhäfen eingeführten Industrie-Gegenstände betrug 3,033,000 Gulden Conv. Münze.

Ausgeführt wurden aus Galatz und Braila hauptsächlich Getreide und zwar vornehmlich nach Marseille, Genua und Livorno (Waizen), und außerdem nach Großbritannien (Mais).

Die Dampfschifffahrt entwickelte 1847 in den Häfen von Galatz und Braila eine große Thätigkeit. Die Seelinie zwischen Constantinopel und Galatz, mit den Zwischenstationen Varna, Tultscha und Braila ward von der Gesellschaft des österreichischen Lloyd mit Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit versehen und die Fahrten wurden ohne die geringste Störung tarifmäßig eingehalten. Ebenso war die das Jahr zuvor etablirte Dampfschifffahrts-Linie zwischen Odessa und Galatz vollauf beschäftigt. Das zur Herstellung dieser Verbindung verwendete russische Dampfschiff führte auf 20 Fahrten in

Galatz Güter zum Werthe von 440,880 Gulden ein, und Waaren zum Werthe von 868,019 Gulden Conv. Münze von dort aus.

Der an der nordöstlichen Spitze Bulgariens zwischen Galatz und der Donaumündung, dem russisch-bessarabischen Ufer gegenüber) gelegene türkische Donauhafen Tultscha ist eine stark besuchte Schiffsstation, da die meisten Donaufahrer Tultscha anlaufen, um sich daselbst mit Mundvorrath zu versehen, die an der Sulina- (Donau-) Mündung nothwendigen Operationen des Lichtens vorzubereiten, Lootsen aufzunehmen oder zu entlassen.

Mit den Lloyd-Dampfschiffen, die auf ihren Fahrten zwischen Constantinopel und Galatz jedesmal in Tultscha anlegen, wurden 1847 daselbst von Constantinopel und Varna 67,980 Pfund Manufakturwaaren, 25,843 Pfund Eisen, Nägel rc. zum Schiffbau, 49,066 Pfund diverse Waaren und Contanten im Betrage von 203,029 Gulden Conv. Münze eingeführt, und dagegen von dort nach Varna und Constantinopel 4000 Pfd. Caviar, 1260 Pfd. Butter, 426 Pfd. Honig, 7253 Pfd. diverse Waaren und 27,546 Gulden Conv. M. baares Geld ausgeführt. Auch herrschte in dem genannten Jahre auf den Schiffswerften von Tultscha eine große Thätigkeit, und es wurden daselbst 3 Fahrzeuge unter österreichischer und 22 Fahrzeuge (worunter 6 Dreimaster von 360 bis 500 Tonnen Gehalt) unter türkischer Flagge vom Stapel gelassen.

Von den bulgarischen Seehäfen am Schwarzen Meere wurde im J. 1847 Varna von 266 Schiffen (darunter 36 österreichische Dampf- und 18 österreichische Segelschiffe, 69 türkische, 93 griechische und 15 russische Schiffe), und Baltschik (nordnordöstlich und 4 M. von Varna) und Cavarna (2 1/2 M. von Baltschik) zusammen von 231 Schiffen (darunter 6 österreichische Segelschiffe, 95 türkische, 74 griechische, 18 russische, 13 sardinische und 16 jonische Schiffe) besucht.

Von den rumelischen Seehäfen am Schwarzen Meere wurden Burgas (südlich und 12 M. von Varna), Ankialo und Missevria (beide nordwärts und nicht sehr weit von Varna) zusammen von 131 Seefahrzeugen besucht.

Diese Schiffe brachten Kaffee, Zucker, Oel, Pfeffer, Fensterglas (belgisches), Nägel, Twiste, Baumwollgewebe und andere Manufakturwaaren (meist englischen Ursprunges) rc., und führten dafür Getreide, Mehl, Talg, Eier, Rosenwasser u. s. w. aus.

Auf den Handelsverkehr der türkischen Donauländer im folgenden Jahre, nämlich im J. 1848, wirkten die europäischen Revolutionen, ganz besonders aber die ungarische Revolution, höchst nachtheilig ein; denn abgesehen von den Handelsstockungen überhaupt, sperrten die ungarischen Revolutionsmänner die ganze Wasserstraße der Donau, von Niederungarn an bis zur türkischen Grenze, und ließen weder Dampf-, noch gewöhnliche Flußfahrzeuge

stromauf- oder stromabwärts passiren. Blos in den ersten Monaten des genannten Jahres durften die Fahrten noch fortgesetzt werden, und in diesem kurzen Zeitraume vermittelten die Donaudampfschiffe nach den unteren Donauländern und der Levante eine Waareneinfuhr, die natürlich nur gering gegen das Jahr zuvor ausfallen konnte. Sie betrug an Waaren 3,682,383 Pfund Gewicht weniger als im J. 1847. Schon im Mai 1848 hatten die Dampfschiffe die größte Mühe, die ungarischen Ufergegenden zu passiren, und mußten nach der politischen Gesinnung der dortigen Bewohner bei jedem Landstriche die Flagge nach den Nationen wechseln; später wurden sogar die Namen der Schiffe beanstandet, welche, um kein Aergerniß zu geben, ausgelöscht und durch fortlaufende Nummern ersetzt werden mußten; sodann wurde einzelnen Schiffen der Durchgang unter dem Vorwande verwehrt, daß man ihrer zum Truppentransporte bedürfe; endlich als der wüthendste Rassenkampf an der südlichen Donau ausbrach, der bald in einen brudermörderischen Vertilgungskrieg ausartete, war keine Möglichkeit mehr vorhanden, die Verbindung auf dem österreichischen Hauptstrome zu erhalten. Tausende von Waaren-Colli blieben in den Depots der einzelnen Stationen liegen, die meisten Dampfschiffe blieben ohne Beschäftigung oder wurden von den ungarischen Revolutionsmännern eigenmächtig in Beschlag genommen, die Fahrzeuge der unteren Donau gingen leer oder mit geringer Ladung auf und nieder, und dem Donauhandel wurde ein unersetzlicher Schaden zugefügt.

Diese Stockung alles Donau-Verkehrs von Oesterreich und Deutschland her benutzten alsbald die Engländer und bemühten sich eifrigst, diese schöne Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen, ohne die österreichischen und deutschen Erzeugnisse von dem wallachischen und moldauischen Markte wo möglich ganz zu verdrängen. Besonders mit ihren Baumwollfabrikaten und den mit Baumwolle gemischten s. g. Leinwandartikeln und Wollwaaren überschwemmten sie nunmehr die Donaufürstenthümer, wobei ihnen insbesondere ein griechisches Haus auf Scio hülfreich zur Seite stand. Auf diese Weise gelang es ihnen, den Donaufürstenthümern im J. 1848 über tausend Ballen Baumwollwaaren **mehr** als im J. 1847 aufzudrängen und, vermöge der Spottpreise dieser schlechten Waaren, bis in die kleinste Bauernhütte hineinzuschachern. Das genannte sciotische Handelshaus manövrirte zum Besten der Engländer so geschickt, daß es, namentlich durch bewilligte Credite, alle Detaillisten und Hausirer, in der Moldau und Wallachei, in seine Hände bekam, und dehnte seinen Absatz dergestalt aus, daß die beiden Länder durch seine Commissionäre wie mit einem Netze umgarnt wurden. So haben denn die eben so schlechten wie wohlfeilen englischen Waaren die soliden, aber freilich nicht zu solchen Spottpreisen zu verschleudernden deutschen Artikel gleicher Gattung aus der Concurrenz verdrängt, und insbesondere den Verbrauch deutscher Leinwand auf das Minimum herabgedrückt.

Die Eingeborenen tragen jetzt meist nur englische Halbleinwand, und die romanischen Bauern sogar nur ungemischte Baumwollstoffe als Leibwäsche, wogegen sie zuvor ausschließlich grobe Flachs- und Hanfleinwand aus Siebenbürgen trugen.

Im J. 1849 waren die Handelsverhältnisse in den unteren Donauländern um nichts besser als das Jahr zuvor.

Von Serbien ist nur noch zu bemerken, daß außer Orsova und Cladosnitza (s. oben) auch die Stadt Usicza (südwestlich und 20 M. von Belgrad) als Mittelpunkt des Handels für West-Serbien erwähnt zu werden verdient, und daß Belgrad durch seine Gewehr-, Teppich-, Seiden-, Baumwoll- und Lederfabriken sich auszeichnet.

Bei der Darstellung des pontischen Handelsverkehrs haben wir gesehen, daß der in der Türkei zu entrichtende Eingangszoll nicht höher als der Transitozoll ist, nämlich nur 3 pCt. vom Waarenwerth beträgt; und bei der Darstellung des Handelsverkehrs in den unteren Donauländern haben wir gesehen, daß der Ausgangszoll volle 9 pCt. mehr, nämlich 12 pCt. vom Waarenwerth beträgt. Es besteht also in der Türkei ein Zollsystem, welches nicht nur mit dem Zollsystem aller übrigen, wenigstens aller civilisirten Staaten, sondern auch mit dem gesunden Menschenverstande oder doch mit den Grundsätzen einer vernunftgemäßen Staatsökonomie geradezu in Widerspruch steht. Wir werden auf diesen Gegenstand bei Gelegenheit der Besprechung des türkischen Verwaltungssystems zurückkommen.

Sechstes Kapitel.

Geschichte der Türkei. — Kurzgefaßte Geschichte des oströmischen oder byzantinischen Kaiserthums. — Stammsitz der Türken oder Osmanen; ihre Ausbreitung in Vorderasien und ihr endliches Vordringen nach Europa. — Kurzgefaßte Geschichte des Türkischen oder Osmanischen Reiches bis auf die neueste Zeit.

Ohne eine Geschichte der Türkei — wenn auch noch so kurz zusammengedrängt — würde die Schilderung der türkischen Zustände in der Gegenwart höchst mangelhaft sein, und Manches davon überhaupt sich gar nicht erklären lassen; abgesehen von den unzähligen Lücken, die in den politischen Verhältnissen der Türkei zum Auslande überall merkbar werden würden.

Wer die Geschichte des römischen Reiches kennt, der weiß, daß, als das weströmische unterging, der türkische Name völlig unbekannt war. Er war unbekannt während der ganzen Periode der Völkerwanderung, und blieb unbekannt auch noch in den ersten Jahrhunderten seit der Stiftung des Islam. Erst mit dem Beginn der Kreuzzüge oder seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts war von Seldschuken die Rede, die freilich identisch mit den

Türken waren, aber damals nicht im Entferntesten den Gedanken aufkommen ließen, sie würden dereinst unter dem Namen Türken der Schrecken Europas eine geraume Zeit hindurch werden. Das oströmische Reich hatte seine afrikanischen und den größten Theil seiner asiatischen Länder eine Beute der weltstürmenden mahomedanischen Araber werden sehen, und selbst eine mehrmalige Belagerung seiner Hauptstadt durch die Araber erlebt; allein es sah auch das arabische Chalifat in Verfall gerathen und sodann demselben ein völliges Ende gemacht durch die Mongolen, welche 1258 Bagdad, den Chalifensitz, erstürmten, und den letzten Chalifen, Motazem, in eine Kuhhaut genäht, durch die Stadt schleiften. Wenn also die Griechen oder Byzantiner in ihrem, in Europa ihnen gebliebenen letzten Bollwerke von neuen asiatischen Eroberern angegriffen zu werden fürchteten, so mochten sie diese wohl eher in den Mongolen als in den, ihnen allerdings näheren, Seldschuken vermuthen. Erst im folgenden oder 14. Jahrhunderte hätten sie ihre gefährlichsten Feinde in den Osmanen — wie die Türken damals schon sich nannten — erblicken können, wenn sie noch gesunde Augen zum Sehen gehabt hätten. Allein sie lernten die volle Macht der Türken erst würdigen, als es zu spät war; und das westliche Europa erfuhr gewissermaßen erst durch die Einnahme Constantinopels im J. 1453, daß die Türken Eroberer seien, vor denen man sich sehr zu fürchten habe; obwohl damals schon mehr als ein halbes Jahrhundert früher Ungarn dies sattsam erfahren hatte.

Kurz gesagt, die Türken haben erst seit wenigen Jahrhunderten in Europa festen Fuß gefaßt und sich bekannt gemacht; vorher aber bewohnten und besaßen die von ihnen beherrschten Länder nur europäische Völker, deren Geschichte daher derjenigen der Türkei oder der Türken vorangehen muß, denn wir haben es hier im Ganzen weniger mit den Türken an sich, als mit den, jetzt unter dem Namen Türkei begriffenen Ländern und deren früheren und jetzigen Zuständen zu thun. Das Handelsgeschichtliche dieser Länder haben wir bereits im vorigen Kapitel kennen gelernt; ebenso auch allgemein Geschichtliches der einzelnen Provinzen des türkischen Reiches in Europa. Daher wollen wir nunmehr das Ganze historisch übersichtlich zusammenfassen.

Die Länder, welche die jetzige Europäische Türkei bilden, waren noch lange, nachdem im südlichen Theile der großen Halbinsel, oder im jetzigen Königreiche Griechenland geordnete Staaten entstanden waren, von rohen Völkern bewohnt, die von den Griechen mit dem allgemeinen Namen Barbaren bezeichnet wurden. Nur Thessalien machte davon eine Ausnahme, ebenso Epirus, wenn auch später. Das jetzige Romanien oder Rumelien hieß (wie wir im 2. Kap. gesehen haben) damals Thrazien, und hier, wie in den westlicheren und nördlicheren Provinzen, kam eine eigentliche Cultur erst unter der Herrschaft der Römer auf. In Macedonien, nur durch

Thessalien von dem eigentlichen Griechenland getrennt, geschah dies weit früher durch die Bemühungen des Königs Philipp, der von 360 bis 336 vor Chr. regierte, besonders aber seit den Eroberungszügen seines Sohnes Alexanders des Großen, und seitdem Macedonien politisch herrschender Staat in Griechenland geworden war. Nachdem die Römer im J. 168 vor Chr. Macedonien bezwungen und 22 Jahre später das eigentliche Griechenland zu einer römischen Provinz gemacht hatten, breiteten sie sich auf der ganzen Halbinsel allmälig immer weiter aus.

Constantin, der erste christliche römische Kaiser, und als Alleinherrscher von 324 bis 337 regierend, gab indirekt die erste Veranlassung zu der nachmaligen Spaltung des römischen Reiches in zwei große Hälften, und so denn auch zu der Entstehung des hier in Rede stehenden oströmischen Reichs dadurch, daß er die kaiserliche Residenz nach Byzanz (dem jetzigen Constantinopel) verlegte, und in diesem eine neue Hauptstadt des Reiches gründete. Schon Diocletian (284—305), welcher die republikanischen Erinnerungen aus Roms früherer Zeit mehr als einer seiner Vorgänger auszulöschen bemüht gewesen war, hatte Rom schon mit unverhohlenem Widerwillen angesehen, und Constantin, der in dem Sinne dieses Vorgängers zu handeln fortfuhr, fand in der Herrschaft, die er dem Christenthume bereiten wollte, neuen Grund, eine Stadt zu meiden, welche in dem großen geschichtlichen Dasein eines Jahrtausends ihren Ruhm mit der heidnischen Götterverehrung eng verknüpfte. Daher der Gedanke, sich einen neuen Herrschersitz zu gründen, der ihn und den glänzenden Hofstaat, mit dem er sich umgab, von der Stätte jener republikanischen Größe weit entfernte. Er wählte dazu den Boden des alten Byzanz, dessen glückliche Lage die größten Vortheile vereinigte. Auch der Gedanke, daß die Donau und der Euphrat jetzt mehr der Beobachtung und des Schutzes bedurften, als der Rhein, mochten Constantin bestimmen, den Kaisersitz jenen beiden Punkten zu nähern.

Byzanz, so benannt nach seinem ersten Erbauer Byzas (650 vor Chr.) und schon im Alterthum eine blühende Stadt, war eine griechische Colonie, von den Megarensern gegründet und in der Folge von Milesiern und anderen griechischen Völkern erweitert und verschönert. Die treffliche, vortheilhafte Lage von Byzanz begünstigte dessen Handel ungemein und setzte es in den Stand, den Handel Anderer nach dem Schwarzen Meere einzuschränken und mit Zöllen und Abgaben zu belegen. So sehr dies den Reichthum der Stadt vermehrte, mußte sie doch auch vielfach von den Anfällen der Thrazier, Bithynier, Gallier und selbst der Griechen leiden. Besonders hart ward sie im peloponnesischen Kriege (431—404 vor Chr.) mitgenommen. Nach demselben aber gewann sie wieder und unter den Kaisern begann ihr höchster Flor.

Die Prachtgebäude, welche Kaiser Constantin hier aufführen ließ, unter denen auch christliche Kirchen glänzten, sollten mit denen der alten Haupt-

stadt wetteifern, aber die Zierden Roms waren allmälig und in den Zeiten der höchsten Blüthe entstanden; jetzt flossen nicht mehr, wie sonst, Schätze von allen Reichen zusammen, und die Baukunst war verfallen. Der Schmuck indeß, den bessere Jahrhunderte leihen konnten, Werke der Bilderkunst berühmter Meister, ließ Constantin aus den ansehnlichsten Orten des Reichs zusammenbringen. Für eine zahlreiche Bevölkerung sorgte er durch lockende, den Einwohnern bewilligte Vorrechte; den Vornehmen ließ er überdieß Ländereien anweisen; der große Haufe erhielt Kornspenden, wie in Rom. In wenigen Jahren wuchs der Umfang des neuen Herrschersitzes so, daß er mit Antiochien und Alexandrien sich messen konnte. Constantin wollte, daß die Stadt Neu-Rom heiße, aber die von seinem Namen hergenommene Benennung Constantinopel hat die Oberhand behalten, und ist ihr geblieben bis auf den heutigen Tag.

Wir übergehen den nächsten Zeitraum unter den Nachfolgern Constantin's bis zu Theodosius dem Großen, der Anfangs mit anderen Thronbewerbern zu kämpfen hatte und erst im J. 394 Alleinherrscher ward. Er starb schon vier Monate nachher, am 17. Jan. 395. Dies ist der Zeitpunkt der bleibenden Theilung des römischen Reiches in ein weströmisches und ein oströmisches. Denn nach den Anordnungen des Theodosius erhielt von seinen beiden Söhnen der ältere **Arkadius** die orientalische Präfektur nebst dem östlichen Theil der illyrischen, und der jüngere Sohn Honorius den westlichen Theil des Reiches. Es war nicht die Absicht des Theodosius gewesen, dadurch eine scharfe, immerwährende Trennung der östlichen und westlichen Römerwelt zu veranlassen, aber sie bildete sich fortan von selbst. Der Hof von Constantinopel ward mehr und mehr zu einem orientalischen, und entfremdete sich dem westeuropäischen Wesen gänzlich; die Sprache der Einwohner, die griechische, ward auch zur amtlichen, und es erhob sich eine scharf trennende Scheidewand zwischen Ländern, welche früher so eng verbunden gewesen waren. Daß übrigens namentlich die Bewohner Constantinopels bis zum Untergange des Reiches sich fortwährend Römer nannten und die ihnen von den Westeuropäern beigelegte Benennung Griechen als verächtlich verwarfen, ist bereits im vorigen Kapitel erwähnt. Indeß wurde im Laufe der Zeit die Benennung **Griechisches Kaiserthum** für das oströmische Reich, oder auch **byzantinisches Kaiserthum**, nach dem ursprünglichen Namen der Hauptstadt, immer gebräuchlicher.

Die Jugend der Söhne des Theodosius machte die Führung der Reichsgeschäfte durch Andere nöthig, was auch nach ihrer Volljährigkeit sich nicht änderte, denn ihre Charakterschwäche konnte, so lange sie lebten, fremder Stütze und Leitung nicht entbehren. Reichsverweser im Westen war Stilicho, aus einem vandalischen Geschlechte, ein geprüfter Feldherr, und dem regierenden Hause als Gemahl einer Nichte des Theodosius nahe verwandt; bald

nachher ward er auch Schwiegervater des jungen Honorius. Im Osten stand der grausame und habsüchtige Gallier Rufinus an der Spitze der Regierung. Stilicho aber trachtete nach der Verwaltung des Ganzen, und dadurch entspann sich zwischen ihm und Rufinus eine verhängnißvolle Feindschaft. Als daher die Westgothen nun Krieg begannen, und unter ihrem zum Könige erhobenen, kühnen und tapferen Führer Alarich in Griechenland einbrachen, wies der Hof zu Constantinopel die Hülfe ab, welche Stilicho anbot. Dieser überließ seine Rache den gothischen Truppen im Dienste des oströmischen Reiches, die von Theodosius bei seinem letzten Feldzuge nach Italien geführt, jetzt unter dem Befehle des Gainas zurückkehrten. Von den Händen derselben fiel der schuldige Rufinus, zur großen Freude des Volkes von Constantinopel; aber Stilicho erntete keine Frucht von dieser That; denn sowohl der Verschnittene Eutropius, welcher nunmehr den größten Einfluß auf Arkadius gewann, als Gainas selbst, traten jetzt als seine Feinde auf. Indeß ging Stilicho nun mit einem Heere nach Griechenland, welches die Gothen durchzogen und, ohne Widerstand zu finden, verheerten. Aber sein Plan, Alarich im Peloponnes einzuschließen, mißlang, und dieser kam auf dem Seewege nach Epirus. Der Hof zu Constantinopel schloß mit dem gefürchteten Feinde Frieden, und ernannte Alarich zum Oberfeldherrn des östlichen Illyriens. Eutropius hatte dabei die Absicht, ihn zum Werkzeuge seiner heimtückischen Pläne gegen das Abendland zu machen. Eutropius verfolgte andererseits im Lande selbst die würdigsten und angesehensten Männer, und übte mit schamloser Raubsucht ungeheuere Erpressungen, bis er gestürzt ward (399), vorzüglich durch Gainas, der nicht länger unter einem Verschnittenen stehen wollte, und einen von ihm selbst begünstigten Aufruhr gothischer Hülfsvölker in Asien benutzte, dem Kaiser den Fall des Günstlings als unvermeidlich darzustellen. Gainas, der jetzt offen zu den Empörern überging, und den Oberbefehl über alle Truppen des Reiches ertrotzte, schien hiermit noch nicht zufrieden zu sein, sondern sich zum unmittelbaren Herrn des Staates machen zu wollen. Er ward aber geschlagen, und kam auf der Flucht um. Jetzt fiel die Gewalt der Gemahlin des stets der Leitung bedürftigen Arkadius, der Eudoxia, zu.

Das oströmische Reich erstreckte sich seit 395 vom Jonischen, später vom Adriatischen Meere in Westen bis Tigranocerta (am Nikephorios oder Khahur, einem Nebenflusse des Tigris: jetzt heißt der Ort Sirt, und liegt südlich und 25 M. von Erzerum), Circesium am Euphrat (nordöstlich und 54 M. von Damaskus) und bis zur arabischen Wüste im Osten; sodann von der Donau und dem Schwarzen Meere im Norden, bis nach Antiochien (Nubien und Abyssinien) und der Libyschen Wüste (östlicher Theil der Sahara) im Süden. Hinzu kamen, zunächst im J. 534 das Vandalenreich in Nordafrika, sodann im J. 554 auf eine Zeit lang ganz Italien, wo sich

aber seit 568 die oströmischen Besitzungen auf das Exarchat in Mittelitalien beschränkten und später ganz verloren gingen. Im 7. Jahrhundert gingen auch die Besitzungen in Asien bis auf Kleinasien, im 7. und 8. Jahrhundert die afrikanischen Besitzungen, die Inseln Sardinien und Corsika, Dalmatien und das rechte Ufer der unteren Donau, im 9. Sicilien, Candia und Cypern verloren. — Nach dieser nothwendigen Zwischenbemerkung nehmen wir den Geschichtsfaden wieder auf.

In der Zeit, als die Kaiserin Eudoxia die Regierungsangelegenheiten leitete, fielen die Hunnen in die asiatischen Provinzen des oströmischen Reiches ein, und Eudoxia wußte bei ihrer Schwäche und Rathlosigkeit keinen anderen Ausweg, als durch einen jährlichen Tribut sich mit ihnen abzufinden. Nach dem Tode ihres Gemahls Arkadius im J. 408 gelangte sein siebenjähriger Sohn Theodosius II. auf den morgenländischen Kaiserthron, jedoch unter Vormundschaft seiner Schwester Pulcheria. Er mußte den Hunnen den jährlichen Tribut noch zweimal (zuletzt bis auf 2100 Pfund Gold) erhöhen; dagegen erhielt er, als die Byzantiner und Perser sich in das zwischen zwei Königen streitige Armenien theilten, dessen westlichen Theil (und von dem abendländischen Reiche Pannonien, Dalmatien und Noricum). Im J. 450 starb Theodosius II., und ihm folgten in der Regierung Pulcheria und deren Scheingemahl Marcian, welcher nach Auflösung des Hunnenreiches mehrere demselben unterworfene Völkerschaften, wie die Ostgothen, in die Süddonauländer aufnahm. Nach Marcian ward Leo I. (453—474) zum Kaiser erwählt. Er war der erste Kaiser, der mit großem Pomp vom Patriarchen der Hauptstadt gekrönt und gesalbt wurde. Die große Expedition, die er gegen die Vandalen in Nordafrika unternahm, scheiterte. Ihm folgte sein Enkel Leo II.; dieser starb aber bereits 474, nachdem er kurz vorher seinen Vetter Zeno zum Mitregenten ernannt hatte. Darauf herrschte Zeno bis 491 allein. Zwar ward er durch eine Empörung verdrängt; er kehrte aber zurück und eroberte Constantinopel, wo er mit Grausamkeit und Härte seine Gegner behandelte, und die erneuerten Empörungsversuche gegen ihn durch seine Strenge vereitelte. Seine Wittwe Ariadne hob den Minister Anastasius auf den Thron, auf welchem ihn der tapfere Präfectus Prätorio Justinus gegen das zur Unzufriedenheit und zu Tumulten einmal aufgeregte Volk befestigte. Dieser, der sich von einem schlichten Bauer zu der ersten militärischen Würde des Staates emporgeschwungen hatte, bestieg nach des Anastasius Tode (518) als Justinus I. den Thron. Sein Neffe Justinian, von gleicher geringer Herkunft wie er, wurde von ihm vier Monate vor seinem Tode, unter großem Jubel des Volkes, mit allgemeiner Zustimmung zum Mitregenten erhoben und zum Nachfolger bestimmt.

Justinian I. (527—566), der nach Justin's am 1. Aug. 527 erfolgtem Tode Alleinherrscher ward, täuschte die Erwartungen nicht, die man von

ihm gehegt hatte. Seine Gedanken waren auf nichts Geringeres, als auf die Wiederherstellung des alten Kaiserreiches, wie es Constantin besessen, gerichtet. Zwar war er kein Feldherr, aber er hatte den Blick, die rechten Männer herauszufinden, und die Geschicklichkeit, sich ihrer für seine Zwecke zu bedienen. Was ihm an persönlichem, Furcht gebietendem Ansehen und Entschlossenheit abging, ersetzte seine Gemahlin Theodora, ein kühnes, leidenschaftliches Weib, die sich durch Schönheit und Geist vom Theater und aus den Winkeln gemeiner Unsittlichkeit einen seltenen Weg zum Kaiserthron gebahnt, und selbst auf diesem Thron so wohl sich befestigt hatte, daß ihr Name neben dem ihres Gemahls auf allen Gesetzen, Verordnungen und öffentlichen Denkmälern mit erwähnt werden mußte, wie denn auch der Patriarch von Constantinopel bei der Krönung Justinian's auch ihr die Krone aufsetzte. Sie übte also natürlicher Weise einen bedeutenden, obwohl durch Wollust und Grausamkeit oft nachtheiligen Einfluß auf die Regierung aus. Auch ein größerer Geist, als der Justinian's, hätte dem Byzantinischen Staate schwerlich wieder ein neues, frisches Leben einzuhauchen vermocht; das Volk war allzu erschlafft und herabgesunken; aber wie es ihm gelang, dem Reiche auf einige Zeit wieder eine größere Ausdehnung zu verschaffen, als es unter seinen Vorgängern gehabt (vermöge der bereits oben angedeuteten Eroberungen in Nordafrika, Italien rc.), so ist er der Nachwelt auch durch manche nützliche Einrichtung für das Innere bekannter geblieben, als alle seine Nachfolger. Vorzüglich hat er sich durch das, was er für die Gesetzgebung that, oder durch Kundige thun ließ, einen berühmten Namen gemacht. Die Seele dieser Unternehmung war Tribonianus, sein Minister und Günstling. Unter dessen Aufsicht und thätiger Mitwirkung erschienen nach und nach: eine Sammlung der Verordnungen früherer Kaiser (codex Justinianeus), ein wissenschaftliches Lehrbuch des römischen Rechts (institutiones), und eine Sammlung der wichtigsten Erklärungen und Aussprüche aus den Schriften von 40 berühmten römischen Rechtsgelehrten. Dazu kommen in der Folge noch neue Zusätze und Verordnungen, theils von Justinian selbst, theils von späteren Kaisern (novellae). Das Ganze, die Frucht der alten, und die Grundlage aller neueren Gesetzgeberweisheit, wird bekanntlich das corpus juris genannt. Sodann wurden die Künstler durch würdige Werke beschäftigt und geehrt. Blos in Constantinopel wurden 25 neue Kirchen gebaut, unter ihnen die vorher schon zweimal abgebrannte Sophienkirche, ein erhabenes Prachtgebäude, an welchem 10,000 Menschen fast 6 Jahre lang (von 532 bis 538) arbeiteten, und wovon die Kosten auf 7 Mill. Thaler nach unserem Gelde geschätzt wurden. Außerdem viele Krankenhäuser, Brücken und Wasserleitungen, und vor allen Dingen eine ungemeine Anzahl von Festungen und Kastellen zur Beschützung des Reiches. Alle diese Bauten zu Pracht und Nutzen erhöhten allerdings den Glanz der Regierung Justinian's; andererseits vermehr-

ten aber auch die Summen, die dazu erfordert wurden, den Abgabendruck, der im Byzantinischen Reiche ohnehin schon sehr groß war. Die innere Ruhe wurde obendrein noch gestört, und zwar auf eine eben so scandalöse wie empörende Weise durch die s. g. Nika, einen Aufruhr der Parteien im Hippodromus zu Constantinopel. Schon bei den altrömischen Wettrennen fuhren in der Rennbahn 4 Gespanne auf einmal ab, deren Lenker jeder mit einer anderfarbigen Tunica bekleidet war und einer besonderen Partei angehörte. Es waren vier Parteien (factiones), von denen die eine in weißen, die andere in rothen, die dritte in grünen und die vierte in blauen Gewändern auftrat. Später unter den Kaisern hießen die Weißen (nämlich die Partei in weißen Gewändern) Collegen der Grünen, und die Rothen Collegen der Blauen. Aus Spielparteien wurden mit der Zeit Staatsfactionen; denn das Tragen der Farben auch außerhalb der Spiele gab Veranlassung, die Interessen der einzelnen Parteien bei anderen Gelegenheiten hervortreten zu lassen; selbst in Beziehung auf die religiösen Ansichten, auf richterliche Verhältnisse, auf Beförderungen beim Heere &c. trat der Unterschied der Farben hervor. Bei den Wettrennen nun nahmen die Zuschauer leidenschaftlich Partei für die eine oder für die andere der vier Farben. Man wettete auf den Sieg der grünen oder der blauen, der rothen oder der weißen Farbe; jeder erhob die seinige, spöttelte über die andere, und so erregte der Spott die Gallsucht, und das Bravorufen und Zischen endigte gewöhnlich mit Prügeln und Messerstichen. Waren z. B. die Grünen bei dem letzten Wettrennen besiegt worden, so betraten sie das nächste Mal die Rennbahn gewiß schon mit Rachsucht im Herzen, und jeder Sieg erhitzte die Gegner immer heftiger. Die Sache ging so weit, daß selbst der Hof für eine der Farben Partei nahm. Zur Zeit Justinian's waren die Blauen die Partei des Hofes und der Orthodoxen, die Grünen die Uebelgesinnten und Ketzer. Jene verübten, im Vertrauen auf des Hofes Gunst, die schreiendsten Gewaltthätigkeiten in der Hauptstadt, und kränkten die Grünen auf alle Weise. Als nun im Januar 532 Justinian das Fest seiner Thronbesteigung mit großen Spielen im Hippodromus feierte, ergriffen die Grünen die Gelegenheit, ihn laut um Beistand gegen die Feindseligkeiten der Blauen anzurufen. Mit unbesonnenem Machtspruch hieß der Kaiser sie schweigen, und schalt sie Lästerer, Juden, Samariter und Manichäer. Diese Ungerechtigkeit erbitterte sie; sie schimpften ihn wieder einen Esel, einen Tyrannen, einen Mörder und Meineidigen. Das war den Blauen genug, um über ihre Erzfeinde, die Grünen, herzufallen und ein allgemeines Blutbad in den Straßen anzurichten. Zwar wurden jetzt einige der Hauptanführer, sowohl der Blauen wie der Grünen, hingerichtet; allein das machte auch die Blauen mißvergnügt, und darüber vereinigten sich beide Parteien gegen die Regierung. Wer sich ihnen widersetzte, ward niedergehauen. Fünf Tage währte das Morden; die vornehmsten Män-

ner verloren das Leben, ihre Häuser wurden angezündet, und ein großer Theil der Stadt ging in Flammen auf. Die Straßen sahen einem Schlachtfelde gleich. Schon riefen die Grünen den Hypatius, einen Neffen des verstorbenen Kaisers Anastasius, zum Herrscher aus, und Justinian war auf dem Punkte, heimlich zu entfliehen, als noch die Geistesgegenwart der Kaiserin ihn rettete. Man gewann durch List die Blauen, zog sie von der Vereinigung mit den Grünen ab, und nun trat plötzlich der Feldherr Belisar mit 3000 Veteranen auf, fiel über die in die Rennbahn gedrängten Grünen her und hieb 30,000 derselben nieder. Hypatius und sein Bruder, nebst achtzehn Senatoren, starben durch des Henkers Hand. — Nicht minder währten die monophysitischen Streitigkeiten unter Justinian fort.

Justinian starb im J. 565, und ihm folgte in der Regierung sein Neffe Justinus II. (565—578). Schon unter diesem Kaiser begannen die Eroberungen der Longobarden in Italien, und ebenso erneuerten sich die Kriege mit Persien und beschäftigten fast ununterbrochen die 4 folgenden Kaiser: Tiberius Konstantinus (578—582), Mauritius Flavius Tiberius (582—602), Phokas (602—610) und Heraklius (610—614). Heraklius verlor Syrien, Palästina, Egypten und Kleinasien an die Perser, welche ihr Lager seiner Hauptstadt gegenüber auf der asiatischen Seite aufschlugen, und zwar zu der nämlichen Zeit, als Constantinopels Vorstädte von den übermüthigen Avaren (die damals von der Wolga bis zur Saale und Ems, im N. bis zu den Karpathen, in S. bis an die Donau herrschten) geplündert wurden. Der von allen Seiten bedrängte Kaiser wollte nach Carthago entfliehen, ließ sich jedoch vom Patriarchen überreden, zu bleiben, landete mit einem Heere in Syrien und eroberte nach drei kühnen Feldzügen und einem Siege bei Ninive (627) jene vier Länder zurück; doch verlor er Syrien, Palästina, Phönizien und Egypten wieder an die Araber.

Unter des Heraklius Nachfolgern wurde der Umfang des Reiches immer mehr beschränkt: im W. durch die Longobarden, welche ihre Herrschaft über Italien auf Kosten des Exarchats beständig erweiterten, im N. durch die wiederholten Einfälle der Bulgaren, welche Mösien (nämlich Obermösien oder das jetzige Serbien) eroberten, und im Osten und Süden durch die Araber, welche nicht nur ferner die Inseln Cypern und Rhodus, Armenien, die ganze afrikanische Nordküste und im 9. Jahrhundert Creta, Sicilien und Sardinien eroberten, sondern auch einen zweimaligen Angriff auf Constantinopel selbst wagten (671—78 jeden Sommer belagert, dann wieder 717—718), welches jedoch jedesmal durch die Wirkungen des griechischen Feuers gerettet wurde. Während so eine Provinz nach der anderen von den Nachbarn erst ausgeplündert, dann weggenommen wurde, ward die innere Ruhe fast beständig sowohl durch bürgerliche als durch religiöse Streitigkeiten erschüttert. Die Thronfolge war gewöhnich von Empörungen begleitet, indem die Kaiser bald

von ihren herrschsüchtigen Gemahlinnen, oder deren Buhlen, bald von ihren eigenen Söhnen, bald von mächtigen Ministern oder siegreichen Feldherren verdrängt, geblendet, verstümmelt, ins Kloster geschickt oder hingerichtet wurden.

So ward des Heraklius Sohn und Nachfolger Constantin III. bald nach seiner Thronbesteigung auf Anstiften seiner Stiefmutter ermordet. Constans II. (642—668) ermordete seinen Bruder Theodosius und machte sich außerdem durch blutigen Verfolgungsgeist beim Volke verhaßt. Justinian II. (685—695, dann von 705—711) hatte zu Günstlingen einen Verschnittenen und einen Mönch. Jener, als Palastpräfekt, züchtigte zuweilen des Kaisers Mutter mit der Peitsche; dieser, als Finanzminister, ließ säumende Steuereinnehmer, mit dem Kopfe nach unten, über ein langsames Feuer hängen! Durch eine solche innere Verwaltung und durch einen schimpflich geendigten Krieg mit den Bulgaren ward das Volk auf's Höchste gegen diesen Kaiser aufgebracht. Die lauten Aeußerungen des Mißvergnügens reizten ihn zur Tücke. Er wollte ihnen zeigen, daß er noch ihr Herr sei, und gab seinen Soldaten heimlich den tyrannischen Befehl, eine Anzahl Einwohner von Constantinopel in einer Nacht in ihren Häusern zu überfallen und zu ermorden, den Patriarchen zuerst. Zum Glück ward der Anschlag verrathen, die Straßen füllten sich, die ganze Stadt gerieth in Aufruhr; Leontius, ein wackerer Feldherr, der drei Jahre lang im Gefängnisse gewesen war, und von seiner plötzlichen Befreiung nichts Gutes ahnete, trat, von seinen Freunden ermahnt, an die Spitze des Volkes und öffnete die Gefängnisse, wo die würdigsten Hauptleute in Ketten schmachteten. Der Patriarch eilte durch die dichten Haufen des Volkes und feuerte es mit dem Ausrufe: „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat!“ noch mehr zur Rache an. Justinian ward gefangen; das Volk erhob ein wüthendes Geschrei und verlangte des Kaisers Kopf, aber Leontius begnügte sich, ihm die Nase und Zungenspitze abschneiden zu lassen und ihn so nach Cherson auf der taurischen Halbinsel ins Elend zu schicken (695). Nun war Leontius Kaiser, aber drei Jahre nachher gewann ein anderer Feldherr, Apsimar, genannt Tiberius III., durch Hülfe des Heeres die Oberhand, bemächtigte sich seiner, schnitt ihm gleichfalls die Nase ab, und steckte ihn in ein Kloster in Dalmatien (698). Tiberius regierte sieben Jahre; da ward Justinian, der bei den Bulgaren Schutz gefunden hatte, durch Hülfe dieses Volkes wieder eingesetzt (705). Er ließ Leontius und Tiberius in Ketten vor sich führen, und setzte ihnen in der Rennbahn die Füße auf den Nacken, wobei das unbeständige Volk ihm die Worte aus den Psalmen zurief: „auf Löwen und Drachen wirst du treten.“ Hierauf wurden sie enthauptet. Ohne Nase und Zungenspitze regierte Justinian noch sechs Jahre und wüthete mit unmenschlicher Grausamkeit gegen alle Anhänger der beiden Zwischenregenten. Endlich ward auch er hingerichtet (711), und Philippikus Bardanes kam auf

den Thron. Dieser machte sich durch Begünstigung der Monotheleten verhaßt; nach zwei Jahren setzte man ihn ab und stach ihm die Augen aus (713). Von 717 bis 741 herrschte Leo der Isaurier; er war ein tüchtiger Feldherr und besaß auch sonst manche Regententugenden; doch durch seine Bilderstürmerei zündete er im Herzen seines Reiches ein Feuer an, welches länger als ein Jahrhundert nach ihm fortbrannte. Er befahl, alle Bilder aus den Kirchen zu entfernen, weil Juden und Mohamedaner die Christen deshalb für Götzendiener halten. Mehr als durch das Vordringen der Araber, die zum zweiten Male von Constantinopel zurückgeschlagen wurden, ward durch dieses Gebot das Volk in die furchtbarste Aufregung gebracht; es bildeten sich zwei einander auf das Grimmigste anfeindende Parteien, die der Bilderdiener und die der Bilderstürmer; und Ströme Blutes flossen seitdem in diesem Streite. Leo's Sohn und Nachfolger, Constantin V., mit dem Beinamen Kopronymus (741—775), und dessen Sohn Leo IV. (775—780) waren ebenfalls s. g. bilderstürmende Kaiser. Leo IV. hatte zur Gemahlin die, auch aus der Geschichte Carl's des Großen bekannte, Irene, welche nach Leo's Tode, als Vormünderin des noch jungen Prinzen Constantin, die Regierung antrat und, um sich einen großen Anhang zu verschaffen, die Gesetze ihrer Vorgänger gegen den Bilderdienst aufheben wollte. Als sie aber zu diesem Zwecke im J. 786 zu Constantinopel eine Kirchenversammlung halten ließ, setzte sich die Leibwache dagegen, jagte die Bischöfe auseinander und drohte, sie umzubringen, wenn sie die Bilder wieder einführen würde. Irene war klug genug, die Sache vor der Hand ruhen zu lassen; im folgenden Jahre wußte sie aber dennoch ihren Zweck zu erreichen. Ihre Herrsucht ging so weit, daß sie selbst ihren eigenen leiblichen Sohn, den Prinzen Constantin, nicht an der Regierung Theil nehmen lassen wollte, ja, sie verläugnete so sehr jeden Funken von Muttergefühl, daß sie ihm, um ihn völlig regierungsunfähig zu machen, die Augen ausstechen ließ! Man stach sie ihm obendrein mit einer Grausamkeit aus, daß er fast unter den Händen seiner Henker den Geist aufgegeben hätte (797). Doch lebte er noch mehrere Jahre, von der Welt vergessen. Irene war nun im Besitze der Alleinherrschaft, aber selbst wiederum von ihren Günstlingen abhängig. Die Araber, welche das Reich von einem Weibe beherrscht wußten, setzten ungestraft sogar nach Europa hinüber, schleppten unermeßliche Beute mit sich fort und erpreßten von der Regierung einen Tribut. Um das Volk zu gewinnen, erließ Irene Abgaben, konnte aber dadurch das Andenken ihrer Schandthaten nicht auslöschen. Ihr Vorhaben, sich mit Carl dem Großen zu vermählen, scheint die Gemüther noch mehr von ihr abgewandt zu haben. Es entspann sich eine Verschwörung, die Kaiserin ward mit List gefangen und in ein Kloster gesteckt, und der Großlogothet (Finanzminister) Nicephorus zum Kaiser ausgerufen (802). Irene starb bald nachher auf Lesbos, in der größten Dürftigkeit.

Nicephorus (802—811), der Nachfolger der grausamen Irene, war ein habsüchtiger, hartherziger, unverständiger Hitzkopf, und verscherzte besonders durch seine Habgier die Liebe des Volkes. Damals beunruhigten, wie immer, Sarazenen und Bulgaren das Reich. Mit jenen schloß er einen schimpflichen Frieden, und gegen die Bulgaren zog er mit einem ansehnlichen Heere, wüthete durch ihr ganzes Land mit Feuer und Schwert, ließ die Erschlagenen unbegraben liegen, verweigerte dem bittenden König hartnäckig den Frieden, und eroberte dessen Schloß mit allen seinen Schätzen. Von Verzweifelung getrieben, sammelten sich die Bulgaren noch einmal, entschlossen, ihr Dasein um den höchsten Preis zu verkaufen. Sie beschlichen das Heer des Nicephorus in einem Walde, machten rings um dasselbe einen weiten Verhau und brachen dann mit wilder Wuth in dies große Gefängniß ein. Der vollständigste Sieg war der Preis ihrer Tapferkeit, und da die Fliehenden den Verhau nicht so schnell übersteigen konnten, so entrannen nur wenige dem Tode. Auch Nicephorus ward niedergehauen. Die Bulgaren steckten seinen Kopf auf eine Stange, und stellten diese öffentlich zur Schmach der Römer auf. Nachher verarbeitete ein Goldschmied den kaiserlichen Schädel zu einer zierlich versilberten Trinkschale für den König.

Staurakius, der Sohn des erschlagenen Kaisers, war schwer verwundet entkommen. Nur wenige Monate regierte er; da erfuhr er, daß man seinen Schwager, Michael, auf den Thron heben wolle. Er gab den Befehl, ihm die Augen auszustechen, aber der mit diesem Befehle beauftragte Oberst der Leibwache ließ statt dessen Michael zum Kaiser ausrufen, und Staurakius ging in ein Kloster (811). Michael I. Rhangabe war mild und freigebig, aber der Regierung eben so wenig gewachsen, wie sein Vorgänger; er ließ sich von der Geistlichkeit und seiner Gemahlin Prokopia blindlings leiten. Gegen die Sarazenen war sein Feldherr Leo glücklich, die Bulgaren wollte Michael selbst zu Paaren treiben. Aber das war nicht so leicht. Der Bulgarenkönig bot zwar Frieden an, doch unter harten Bedingungen. Außer einem ansehnlichen Tribut verlangte er noch eine gewisse Anzahl Kleider und roher Felle, und bestand auf einer ordentlichen Festsetzung der Grenzen und auf richtiger Auswechselung der gegenseitigen Ueberläufer. Die beiden ersten Bedingungen, für den Kaiser offenbar schimpflich, wurden dennoch bewilligt; die dritte war ganz der Billigkeit gemäß, aber gerade sie fand Schwierigkeiten auf seiner Seite. Seine geistlichen Rathgeber nämlich wollten in die Auslieferung der getauften bulgarischen Ueberläufer an deren ungetaufte Landsleute darum nicht willigen, weil in der Bibel der Ausspruch Christi stehe: „wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen.“ Der wilde Barbar wartete indeß die Lösung der theologischen Skrupel nicht ab, sondern nahm den Griechen die wichtige thrazische Seestadt Mesembria, am schwarzen Meere, weg. Kaiser Michael rathschlagte noch einmal wegen der Ueberläufer, aber

ein Theil der Geistlichkeit widersetzte sich durchaus. Nun wollte er wieder zu Felde ziehen; verdrossen folgten ihm die Soldaten, die ihn verachteten, und in der ersten Schlacht entliefen sie alle (813). In dieser Noth übergab Michael dem Feldherrn Leo den Oberbefehl, aber dieser ward von den Truppen zum Kaiser ausgerufen und zu Constantinopel von dem Patriarchen gekrönt. Michael schnitt sich demüthig die Haare ab und ging in ein Kloster, wo er noch dreißig Jahre lebte.

Leo V. der Armenier (813—820) war ein guter Kaiser. Aber das Schicksal wollte nicht, daß das Reich schon so bald zur Ruhe kommen sollte. Empörungen brachen allenthalben aus, und eine mörderische Rotte überfiel den solchen Zeiten nicht gewachsenen Leo einmal plötzlich in der Kirche, hieb ihn nieder und entmannte seine vier Söhne (820). (Man sieht also, wie erfindungsreich in Verstümmelungen man bei Thronrevolutionen in dem entarteten byzantinischen Reiche zu Werke ging: an Nasenabschneiden, Zungenausschneiden, Augenausstechen begnügte man sich nicht, sondern es mußte auch noch Entmannung hinzu kommen.)

Auch die Regierung des Nachfolgers, Michael's II., mit dem Beinamen des Stammlers (820—829), war nicht ruhiger. Ein Rebell, Namens Thomas, verwüstete mit einem großen Schwarm räuberischen Gesindels das Land, und wagte es sogar, Constantinopel zu belagern. Es gelang aber dem Kaiser, ihn lebendig in seine Hände zu bekommen, und seine Strafe war der Barbarei jener Zeiten angemessen. Man hieb ihm Hände und Füße ab, setzte ihn dann auf einen Esel, und führte ihn so im Lager herum, bis er an der Verblutung starb. Um diese Zeit gingen Creta und Sicilien an die Sarazenen verloren, so daß das Kaiserthum von seiner früheren Ausdehnung nur noch Griechenland, Thessalien, Macedonien, Epirus, Thrazien und Kleinasien übrig hatte. Dieser Umfang war indeß so klein noch nicht, daß ein kluger Regent an der Spitze eines regsamen Volkes und bei guten Staatseinrichtungen es nicht zu einem der mächtigsten Staaten jener Zeit hätte erheben können. Aber alle diese Dinge fehlten den Byzantinern. Der Besitz des Thrones war der unsicherste von der Welt; die Regierungsart war unter solchen Umständen höchst schwankend und launenhaft; die Religion verlor in der Richtung, die sie auf spitzige Streitfragen genommen hatte, allen erhebenden Einfluß; die mangelhafte Kirchenverfassung gestattete der Geistlichkeit keine eigenthümliche Entwickelung, und die Wissenschaften und Künste der großen Vorfahren waren den entarteten Enkeln zu einem fast todten Besitze geworden. Auch war gewissermaßen das ganze Staatsleben in der übermäßig großen Hauptstadt concentrirt, die sonach einen ähnlich niederdrückenden Einfluß auf die Provinzen ausübte, wie bis zur neuesten Zeit Paris auf das übrige Frankreich. Wenn sich trotz all' dem das byzantinische Reich von dieser Zeit noch länger als ein halbes Jahrtau-

send erhielt, so ist der Grund in äußeren Umständen zu suchen. Constantinopel war noch immer die festeste Stadt in der Welt, und was von wissenschaftlicher Cultur für das praktische Leben Nützliches kommen konnte, war von den besseren Zeiten her hier noch am ersten anzutreffen. Die Feinde des Reiches konnten sich in der Kriegskunst mit den Griechen nicht messen, und gingen mehr auf Plünderung und Brandschatzung aus, als auf planmäßige Unternehmungen. Stand ein tüchtiger Regent am Staatsruder, so zogen Bulgaren und Sarazenen fast immer den Kürzeren; nur war leider dieser Fall selten.

Theophilus (829—842), der Sohn und Nachfolger Michael II., gehörte zu den besseren byzantinischen Kaisern. Gegen die Sarazenen focht er mit abwechselndem Glücke, doch nicht ruhmlos. Seine Gerechtigkeit war streng, artete aber zuweilen in Willkür und empörende Grausamkeit aus. Letztere zeigte er besonders gegen die Bilderfreunde, die schon seit Leo dem Armenier verfolgt wurden; aber der Sturm, den sie jetzt erfuhren, war der letzte. Denn nach dem Tode des Theophilus stellte seine Gemahlin Theodora, die für ihren unmündigen Sohn das Reich verwaltete, den Bilderdienst wieder her; und es gelang ihrem Eifer, die Partei der Bilderstürmer für immer zu unterdrücken. Ihr Sohn Michael III. (842—867) ergriff, achtzehn Jahre alt, selbst die Zügel der Regierung und entehrte den Thron durch schändliche Ausschweifungen und eine unsinnige Verschwendung. Er ward denn auch endlich auf Anstiften des Basilius, den er zum Cäsar erhoben hatte, dann aber wieder stürzen wollte, ermordet (867).

Basilius I. (867—886), der sich von niederem Stande emporgeschwungen hatte, und, weil er aus Macedonien stammte, den Beinamen der Macedonier führte, wurde der Stifter einer neuen — macedonischen — Dynastie, die mit weniger Unterbrechung den byzantinischen Thron bis 1056 inne hatte. Wenn ein Mord ihn den Weg zur Herrschaft gebahnt hatte, so gelang es ihm, diese That durch die Weisheit seiner Regierung, durch die Kraft, mit welcher er die Sarazenen demüthigte, durch seine Gerechtigkeit und Milde vergessen zu machen. Auch ließ er im J. 887 seine unter dem Namen Basilikai oder Basiliken bekannte griechische Uebersetzung der justinianeischen Gesetzgebung besorgen (die übrigens erst unter seinem Sohn Leo dem Philosophen vollendet wurde, und von der sein Enkel Constantinus Porphyrogenetes um 945 eine verbesserte Ausgabe veranstalten ließ). Ebenso ordnete er die Finanzen. Sein Nachfolger Leo VI., mit dem Beinamen der Philosoph oder der Weise (886—911) und Constantin V. Porphyrogenetus (912—959) ließen das Reich von den Arabern, Bulgaren und anderen Feinden plündern, während sie nur den Wissenschaften und der Schriftstellerei lebten. Dagegen waren die Kaiser Nicephorus II. (963—969) und Johannes Zimiskes (969—976) zugleich tapfere Feldherren,

welche den Arabern Armenien, die Länder zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere, das nördliche Syrien und die Inseln Cypern, Creta und Sicilien entrissen. Auch der ihnen wieder aus dem macedonischen Hause folgende Kaiser Basilius II. (976—1025) regierte nicht ohne Ruhm, befleckte aber denselben namentlich durch folgende entsetzliche Gräuelthat, die sich selbst durch die damalige Alltäglichkeit von Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten nicht im Entferntesten entschuldigen läßt. Nämlich in einem 1014 gegen die Bulgaren unternommenen Feldzuge brachte er ihnen eine große Niederlage bei und machte 15,000 Gefangene. Diesen nun ließ er, Mann für Mann, die Augen ausstechen (und man bedenke, daß das an fünfzehntausend Menschen geschah!), gab jedem Hundert einen Wegweiser, dem ein Auge gelassen war, mit, und schickte die Unglücklichen so nach Hause. Der Bulgarenkönig Samuel fiel bei ihrem Anblick in Ohnmacht, und starb zwei Tage darauf an den Folgen der furchtbaren Gemüthserschütterung! —

Constantin VI. (1025—1028), des Basilius Bruder und Nachfolger, war ein Weichling und überließ sich seinen Ausschweifungen. Er hatte zwei Töchter, Zoe und Theodora. Mit jener war Romanus III. (1028—1034) vermählt. Zoe war staatsklug, aber ausschweifend, und machte sich, ihres Gemahls überdrüssig, kein Bedenken daraus, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen (1034); worauf sie ihren Kämmerer Michael IV. auf den Thron erhob. Dieser war übrigens ein, an Geist und Körper durch Epilepsie zerrütteter Schwächling, untauglich zur Regierung, die er dann auch seinem Bruder, dem Eunuchen Johann, überließ und 1041 ins Kloster ging, das Reich seinem Neffen, Michael V., überlassend. Letzterer verdankte jedoch die Erhebung auf den Thron vornehmlich seiner Tante, der Kaiserin Zoe; er bewies sich aber undankbar gegen sie und schickte sie in die Verbannung, weil er ganz unabhängig von ihr regieren wollte. Darüber kam es zu einem Volksaufstande, und er wurde nun selbst, nach nur viermonatlicher Regierung, in die Verbannung geschickt, nachdem er zuvor geblendet worden war. Zoe kehrte nunmehr aus dem Exil zurück, ergriff die Zügel der Regierung und nahm 1042 ihre Schwester Theodora, die bisher in einem Kloster gelebt hatte, zur Mitregentin an. Wegen der großen Charakterverschiedenheit der beiden Schwestern dauerte jedoch ihre gemeinschaftliche Regierung nur zwei Monate, und da Theodora eine Verbindung mit einem Manne standhaft ausschlug, so vermählte sich Zoe noch in dem nämlichen Jahre (1042) mit Constantin VII., in dessen Todesjahr 1054 die gänzliche Trennung der griechischen von der lateinischen Kirche fällt. Als er gestorben war, bekam Theodora, weil Zoe nicht mehr lebte, wieder den Purpur; unter ihrer kurzen Regierung herrschte Friede nach Außen. Bei ihrem Tode 1056 ernannte sie zu ihrem Nachfolger Michael VI., der aber nur bis 1057 regierte

und dann durch einen Soldatenaufstand vom Thron gestoßen wurde. Mit ihm endete das Haus der macedonischen Kaiser, und an dessen Stelle trat nunmehr die Dynastie der **Comnenen**, obwohl diese nicht in ununterbrochener Reihenfolge regierten.

Isaak Comnenus (1057—1059), aus italienischem Geschlecht, war der erste Kaiser der Comnenen-Dynastie und von seinen Kriegern, an deren Spitze er als Feldherr stand, auf den Thron erhoben worden, weil dieselben der langen Weiberregierung müde waren und ihn als einen tüchtigen Mann kannten. Jedoch regierte er nur zwei Jahre und zog sich 1059 seiner geschwächten Gesundheit wegen in ein Kloster zurück. Ein Freund des Comnenischen Hauses, Constantin VIII. Dukas (1059—1067), bestieg nunmehr den Thron, und übertrug bei seinem Tode seiner Gemahlin Eudoxia die vormundschaftliche Regierung bis zur Volljährigkeit seiner Söhne, jedoch unter der ausdrücklichen, von ihr schriftlich angenommenen Bedingung, sich nicht wieder zu vermählen. Die Schrift wurde bei dem Patriarchen zu Constantinopel niedergelegt. Allein die unaufhörlichen stürmischen Bewegungen der Faktionen in der Stadt und die Annäherungen der Seldschuken lehrten sie ihre Schwäche nur allzubald fühlen; das Volk selbst haßte das Weiberregiment, und Eudoxia hielt sich nicht sicher vor einer Empörung. Mittlerweile hatte sie einen gewissen Romanus Diogenes, der als Mitbetheiligter bei einer Verschwörung zum Tode verurtheilt, aber sonst ein wackerer, kriegserfahrener und tapferer Mann war, auf des Volkes Fürbitte begnadigt. Auf diesen nun richtete sie ihre Augen und eröffnete ihre geheimen Herzenswünsche, die ihn mit den frohesten Hoffnungen entzückten. Er sollte ihr Gemahl und Oberhaupt des Reiches werden. Und um die hindernde Schrift in die Hände zu bekommen, wußte die Kaiserin ein Mittel. Der Patriarch hatte einen Neffen. Für diesen Liebe heuchelnd ließ Eudoxia den Patriarchen wissen, sie wünschte den Neffen wohl zum Gemahl, wenn die verhaßte Schrift nicht wäre. Ein gewandter Verschnittener betrieb die Sache bei dem alten Priester mit vollem Eifer, und dieser ehrgeizige Mann konnte die schöne Gelegenheit, seinem Verwandten auf den Thron zu helfen, unmöglich vorbeigehen lassen. Er trat demnach im Senate mit einer Rede auf, in der er vorstellte, wie nachtheilig die Bedingung sei, welche die Kaiserin gegen ihren verstorbenen Gemahl habe eingehen müssen. Er habe sie offenbar nur aus bloßer Eifersucht dazu verpflichtet. Die Lage der Dinge mache jetzt offenbar einen männlichen Beistand nothwendig, und er trage also darauf an, daß die Kaiserin von ihrer Verpflichtung entbunden werde und ihre Schrift zurück erhalte. Die meisten Senatoren stimmten sogleich bei, die übrigen wurden mit Geld gewonnen, und Eudoxia erhielt ihre Handschrift zurück. Noch in der Nacht kam Romanus heimlich ins Schloß. Die Vermählung ward sogleich vollzogen, und am folgenden Morgen rief die Leibwache den Gemahl

ihrer Herrscherin zum Kaiser aus, zum großen Erstaunen des Hofes und zum nicht geringen Aerger des getäuschten Patriarchen. Romanus Diogenes regierte von 1067—1071 und wußte durch eine kräftige Regierung die Achtung des Volkes sich zu erwerben. Auch besiegte er dreimal die Seldschuken unter Alp Arslan; aber auf dem vierten Feldzuge 1071 ward er gefangen genommen, und diese Gefangenschaft benutzte Michael VII. Parapinakes (1071—1078), ein Sohn Eudoxia's und des Constantin Dukas, sich auf den Thron zu schwingen. Romanus, der von Alp Arslan auf das Edelmüthigste behandelt und bald wieder in Freiheit gesetzt worden war, ahnete von den Vorgängen in Constantinopel nichts und wollte dahin zurückkehren. Allein unterwegs wurde er auf Befehl des, seine Rache fürchtenden Oheims des nunmehrigen Kaisers, des Johannes Dukas, geblendet. Man verband dem Unglücklichen nicht einmal die Wunden — so war es ausdrücklich befohlen — sondern schleppte ihn in diesem entsetzlichen Zustande nach der Insel Prota im Marmorameere. Der Kopf schwoll ihm fürchterlich an, Würmer sammelten sich in den stinkenden Augenhöhlen; so starb der bejammernswerthe Mann (1071).

Schon war der größte Theil Kleinasiens an die Seldschuken, und das gesammte griechische Unteritalien an die Normannen verloren gegangen, als das Haus der Comnenen auf den byzantinischen Thron zurückkehrte. Drei durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnete Kaiser, Alexius Comnenus, dessen Sohn Kalo-Johannes und Enkel Manuel, deren Regierung ein ganzes Jahrhundert (1081—1180) ausfüllte, vertheidigten noch das durch Ruchlosigkeit des Hofes und innere Parteiungen geschwächte Reich gegen die von drei Seiten her andringenden äußeren Feinde, die Seldschuken im Osten, die Normannen in Unteritalien, die Petschenegen und Kumanen im Norden.

Mit Manuel's Tode (1180) gingen die besseren Zeiten, welche das Byzantinische Reiche dem Herrscherstamme der Comnenen verdankte, zu Ende. Sein unmündiger Sohn Alexius II. ward durch seinen Vetter Andronikus (dessen Leben von seltsamen, romanhaften Abenteuern erfüllt war) entthront und ermordet (1183). Andronikus glaubte den Thron, den er einem Verbrechen verdankte, nur durch fortwährende Frevel und Grausamkeiten behaupten zu können, und trieb es so arg, daß er zuletzt in einem Aufstande von dem erbitterten Pöbel unter fürchterlichen Martern hingerichtet ward (1185). Er war der letzte Comnene auf dem Throne von Constantinopel.

An seine Stelle erhob man Isaak II. Angelus zum Kaiser. Auch dieser ward zehn Jahre später, nach einigen Unglücksfällen gegen die Bulgaren und Wallachen und einer unverständigen Regierung (er vergeudete täglich 4000 Pfund Silbers und hielt sich 20,000 Verschnittene!), von seinem Bruder Alexius III. Angelus des Thrones beraubt und zu einem ewigen Gefängnisse bei Wasser und Brod verdammt, nachdem ihm zuvor die Augen

ausgestochen worden waren (1195). Der grausame Alexius III. Angelus regierte darauf acht Jahre, erregte aber gleichfalls mit jedem Jahre größeres Mißvergnügen.

Daß nunmehr der junge Alexius, Sohn des geblendeten Isaak, sich aufmachte und Hülfe für seinen Vater bei den damals in Venedig versammelten Kreuzfahrern fand; und daß diese im J. 1204 Constantinopel eroberten und dort das s. g. **lateinische Kaiserthum** aufrichteten, wogegen der Comnene Theodor Laskaris in Nicäa und ein anderer byzantinischer Prinz in Trapezunt ein griechisches Kaiserthum aufrichtete, ist bereits im vorigen Kap. erzählt worden. Wir wollen jetzt in der Kürze die Schicksale des lateinischen Kaiserthums mittheilen. Balduin, Graf von Flandern und Hennegau, der, wie wir im vorigen Kap. gesehen haben, zum ersten Beherrscher desselben gewählt ward, hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und seine Regierung nahm ein baldiges Ende. Denn die von Haß gegen die Fremden erfüllten Griechen hatten sich heimlich mit dem Bulgarenkönige Johann verbunden, und dieser überzog das Reich mit Krieg. Kaiser Balduin ging den Bulgaren mit geringer Macht entgegen, und wurde am 15. April 1205 bei Adrianopel geschlagen, gefangen genommen und grausam ermordet. Sein Bruder Heinrich folgte ihm in der Regierung, ein tapferer und weiser Fürst, der sich bemühte, das Vertrauen der Griechen zu gewinnen, und mit den Bulgaren, sowie mit dem griechischen Beherrscher von Nicäa Frieden schloß. Nach seinem Tode (1216) wählten die Barone seinen Schwager, den Grafen Peter von Courtenay (Enkel des Königs Ludwig VI. von Frankreich), der sogleich den größten Theil seiner Besitzungen in Frankreich abtrat, Truppen warb und nach Rom ging, wo ihn Honorius III. krönte. Aus Italien brachten ihn venetianische Schiffe nach Durazzo (in Albanien), welches er dem griechischen Beherrscher von Epirus, Theodor, entreißen wollte. Dieser aber bemächtigte sich seiner mit List und warf ihn ins Gefängniß, aus dem er nicht wieder zum Vorschein gekommen ist. Man trug nun die Krone Peter's Sohne Robert an, der auch 1221 in Constantinopel ankam und in der Sophienkirche gekrönt wurde. Dem Reiche ging es unter diesem schwachen und feigen Regenten immer übler. Johann Vatazes, Schwiegersohn und Nachfolger des Theodor Laskaris im Reiche von Nicäa, ein Fürst voll Kraft und Einsicht, nahm nicht nur den Lateinern Alles was sie in Asien hatten, sondern ging auch nach Europa hinüber; von der anderen Seite bemächtigte sich jener Theodor von Epirus des Königreichs Thessalonich und nahm den kaiserlichen Titel an, so daß den Lateinern fast nichts blieb als Constantinopel. Und während die Feinde im Lande ungestraft walteten, wurde Robert in seiner Hauptstadt auf das Frechste beleidigt. Er vermählte sich mit einem Fräulein aus dem Hause Neuville in Artois, die schon mit einem burgundischen Ritter verlobt gewesen war, aber, auf Antrieb ihrer von dem

Rang des zweiten Bewerbers geblendeten Mutter, das Verhältniß wieder abgebrochen hatte. Der tief gekränkte Burgunder konnte indeß seine Zurücksetzung nicht verschmerzen, und ging in seiner Rachsucht so weit, eine Anzahl seiner Freunde unter den französischen Rittern zu einer schändlichen Frevelthat anzureizen. Sie brachen Nachts in den Palast, bemächtigten sich der jungen Kaiserin, schnitten ihr Nase und Lippen ab und ersäuften die Mutter. Robert, der nicht die Macht hatte, diese ruchlose That zu bestrafen, starb vor Gram (1228). Da sein Bruder Balduin noch minderjährig war, so übertrugen die Großen dem wegen seiner Tapferkeit hochberühmten Titularkönige von Jerusalem, Johann von Brienne, dem Schwiegervater Kaiser Friedrichs II., die Herrschaft unter der Bedingung, daß Balduin ihm folgen sollte. Vatatzes (s. oben) und die Bulgaren belagerten Constantinopel mit aller Macht, aber der beinahe achtzigjährige Held machte durch seine tapfere Vertheidigung alle ihre Anstrengungen zu Schanden. Nach seinem Tode (1237) wäre indeß das Reich verloren gewesen, wenn Vatatzes und die Bulgaren sich nicht entzweit hätten. Vergeblich durchreis'te der nun auf den Thron gelangte Kaiser Balduin II. zu verschiedenen Malen die Abendländer, um Hülfe zu erflehen. Die Truppen, die er durch Verkauf und Verpfändung seiner Erbgüter anwarb und mitbrachte, schmolzen schnell zusammen und er sah sich sogar genöthigt, mit mahomedanischen und heidnischen Reichsfeinden Bündnisse zu schließen. Er war in solcher Geldnoth, daß er einem Venetianer, der ihm Geld lieh, seinen einzigen Sohn zum Unterpfande schicken mußte. Die Kaiserin mußte gar einmal zehn französische Livres borgen. Die Bleidächer wurden von den Kirchen und Palästen genommen und zu Gelde gemacht, und aus Mangel an Holz riß man Häuser ein. Endlich machte der griechische Kaiser von Nicäa, Michael Paläologus, dem lateinischen Kaiserthum ein Ende, indem er, mit Hülfe der gegen Venedig eifersüchtigen Genueser am 25. Juli 1361 Constantinopel überrumpelte, worauf Balduin mit den vornehmsten abendländischen Familien die Flucht ergriff.

Michael Paläologus (1261—1282), hielt zwar triumphirend seinen Einzug in die Hauptstadt seiner Vorfahren, ließ aber doch die kleineren lateinischen Herrscher in Süden bestehen, und wünschte überhaupt mit dem Abendlande in gutem Vernehmen zu bleiben, wohl wissend, daß er dort keine schädlicheren Feinde haben könne als die Päbste. Deßhalb betrieb er die Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche mit großem Eifer, erregte jedoch dadurch bei seinen Unterthanen die größte Unzufriedenheit und unruhige Bewegungen. Als er 1282 starb, stellte sein Sohn Andronikus II. (1282—1328) den griechischen Gottesdienst unverändert wieder her, ohne daß darum der einmal heraufbeschworene Sturm sich augenblicklich gelegt hätte. Gegen die Osmanen rief dieser zur Selbstvertheidigung zu schwache Regent im J. 1303 Banden von italienischen und spanischen Miethstruppen

herbei, welche in den damaligen Kriegen zwischen Neapel und Aragonien wegen Sicilien gedient hatten, und gewöhnlich Catalonier genannt wurden, weil der Kern aus Abenteurern dieses Volkes bestand. Sie wurden von einem gewissen Roger de Flor angeführt und leisteten nützliche Dienste gegen die Osmanen, erwiesen sich aber bald, nach Art dieser furchtbaren Plage jener Jahrhunderte im Osten wie im Westen, dem Lande, das sie beschützen sollten, nicht weniger verderblich, als die äußeren Feinde. Sie plünderten und raubten, traten alles Recht mit Füßen, und erpreßten zugleich vom Kaiser ungeheure Summen als Sold. Der feige Hof, der sich nicht anders zu helfen wußte, ließ jenen Roger de Flor, den er zum Großherzog von Romania und zum Cäsar erhoben hatte, meuchlerisch ermorden (1307). Ein Theil der Banden zerstreute sich zwar hierauf; fünfzehnhundert Mann aber, welche sich den stolzen Namen der großen Compagnie gaben, begannen Krieg, des Führers Tod zu rächen, und ein ihnen entgegengesandtes Heer von vielen Tausenden war ihnen nicht gewachsen. Mit ihrem Glücke wuchs ihre Zahl, sie bemächtigten sich Gallipoli's (auf dem thrazischen Chersonesus, unweit der Hellespont-Mündung in das Marmorameer), störten die Schifffahrt und verbreiteten Verwüstung auf beiden Seiten des Hellesponts. Endlich wurden sie durch Mangel und Uneinigkeit der Führer zum Abzuge veranlaßt, und sie wendeten sich nun mehr dem Süden zu. Hier schlugen und tödteten sie den Herzog von Athen, Walther von Brienne, beherrschten eine Zeit lang dessen Staaten und waren das Schrecken des Landes weit und breit. — Solches waren die Gefahren, die den Fürsten, welcher auf dem Throne Constantin's des Großen saß, ängstigten, und diese Herrschaft wurde ihm von seinem Enkel, dem jüngeren Andronikus, beneidet und streitig gemacht. Nach mehreren Empörungsversuchen desselben dankte der Kaiser 1328 zu seinen Gunsten ab, und starb vier Jahre nachher als Mönch in Dürftigkeit.

Die Regierung von Andronikus III. (1328—1341) war weder ruhmvoller noch glücklicher. Ganz Kleinasien ging an die Osmanen verloren, und jene Küstenländer, an welche das christliche nicht weniger als das klassische Alterthum die schönsten Erinnerungen knüpft, wurden die Beute gleichgültiger, von Verachtung dessen, was sie nicht kannten, erfüllter Barbaren. Die Osmanen breiteten sich zunächst in Bithynien aus; Osman (nach welchem sie den Namen führten) starb 1326, und das eben damals eroberte Brussa ward der Herrschersitz seines Sohnes und Nachfolgers Orchan, in dessen Hände auch Nikomedien und Nicäa fielen. Trotz so drohender Gefahren trieben Ehrgeiz und Eifersucht am byzantinischen Hofe fortwährend ihr verderbliches Spiel. Auf Andronikus III. folgte zwar sein neunjähriger Sohn Johann V. Paläologus (1341—1390), jedoch, nach des Vaters Anordnung, zunächst unter der vormundschaftlichen Regierung von Johann Kantakuzenus, einem Günstling des vorigen Kaisers. Gegen diesen erhob sich eine Partei,

ihn zu verdrängen, aber Kantakuzenus nahm selbst den Purpur, und es entstand ein sechsjähriger verwüstender Bürgerkrieg. Es kam so weit, daß die ärgsten Feinde des Reiches, die Osmanen, in den Streit gezogen wurden. Umurbeg, Fürst von Aidin, zog dem Kantakuzenus zu Hülfe; und war dies auch nicht der erste Raubzug der Türken nach den europäischen Küsten, so war doch ein Verständniß mit einer Partei im Innern größere Lockung und bequemere Gelegenheit dazu. Bald verband sich Kantakuzenus auch mit dem mächtigeren Orchan, ja er gab ihm sogar seine Tochter zur Gemahlin, und die christliche Kaiserstochter mußte sich dazu verstehen, einen Platz im Harem des Mahomedaners einzunehmen. Kantakuzenus siegte zuletzt ob, kam 1347 nach Constantinopel und gestand der verwittweten Kaiserin einen Vergleich zu, vermöge dessen er ihren Sohn (Johann V. Paläologus) zum Mitregenten annahm, sich aber für die nächsten zehn Jahre die alleinige Leitung der Staatsgeschäfte vorbehielt. Die Schwäche des Reiches wurde immer fühlbarer. Die Genueser in der von ihnen befestigten constantinopolitanischen Vorstadt Galata schrieben dem Kaiser Gesetze vor und zerstörten, als er Krieg wider sie erhob, seine Flotte. Johann's V. Mutter, Anna, starb aus Kummer über den Verfall des Reiches. Kantakuzenus konnte den Thron, den er sich angemaßt, nicht behaupten. Johann V. Paläologus, dem er, um ihn sich näher zu verbinden, seine Tochter gegeben, wollte der steten Bevormundung entledigt sein, und erhob sich wider ihn. Vergebens rief Kantakuzenus den osmanischen Schwiegersohn wider den byzantinischen auf. Die Osmanen kamen ihm zwar zu Hülfe, aber der Widerstand des Volkes gegen ihn war zu groß, er mußte abdanken (1355) und ging in ein Kloster. Die Osmanen aber hatten nicht versäumt, diese Zwistigkeiten zu ihrem Vortheil bestens zu benutzen, wie wir später sehen werden. Johann V. ward zwar im J. 1375 von seinem eigenen Sohn Andronikus Paläologus vom Thron gestoßen, der sodann dem Sauzes, Sohn Murad's I. gegen seinen Vater half, jedoch von dem Letzteren besiegt ward und hierauf, um einen Bürgerkrieg zu vermeiden, die Regierung an seinen Vater wieder abtrat. Johann V. starb vor Gram, daß er das Reich nicht von dem Verderben retten konnte, dem dasselbe durch die unablässigen Verheerungen und Eroberungen der Osmanen nahe gebracht wurde. Nicht glücklicher war sein Sohn und Nachfolger Manuel II. Paläologus (1391—1425), der, weil er nirgends Hülfe gegen die Osmanen fand, die Herrschaft seinem Sohne Johann VI. (1425—1448) übergab. Als die Osmanen immer näher rückten und 1431 schon Thessalonich erobert hatten, suchte Johann VI. das Reich sogar durch eine Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche zu retten. Aber diese Vereinigung kam nicht zu Stande, und er überließ nun das auf Morea, das Gebiet von Constantinopel und einige Städte Griechenlands eingeschränkte, hülflose Reich seinem Bruder Constantin XI.

(1448—1453), dem letzten oströmischen Kaiser. Vergebens suchte Constantin Hülfe bei den Fürsten des Abendlandes und bei dem Fürsten von Georgien, mit dessen Tochter er sich vermählt hatte. Immer größer wurden die Anmaßungen der Osmanen; Muhammed II. baute in der Nähe Constantinopels ein festes Schloß, und seine Truppen streiften bis vor die Mauern der Stadt. Auf eine Verstärkung von 2000 Genuesen beschränkt, erwartete Constantin die Türken, die auch am 6. April 1453 mit 250,000 Mann vor Constantinopel erschienen. Der heldenmüthigste Widerstand wurde geleistet, und überall bezeigte sich Constantin als Held. Dennoch waren alle Anstrengungen fruchtlos, und nach einer Belagerung von 53 Tagen fiel Constantinopel am 29. Mai 1453 durch einen allgemeinen Sturm. Constantin fand auf der Bresche seinen Tod. Mit ihm endigt die Reihe der oströmischen Kaiser; und das römische Reich, von dem das byzantinische ein schwacher Ueberrest gewesen war, war nun vollständig zerstört.

Von nun an verschmilzt die Geschichte des byzantinischen oder oströmischen Reiches mit der **Geschichte der Türken.**

Der Ursitz der Türken war der Altai, von wo aus sie dann in das fruchtbare Steppenland der Freien Tatarei herabstiegen. Daher wird die Freie Tatarei, als näheres Stammland der Türken, auch jetzt noch häufig Turkestan genannt. Es liegt dieses Land zwischen Asiatisch-Rußland und Ostpersien (Afghanistan und Beludschistan), und zwischen dem Kaspischen Meere und dem Chinesischen Reiche. Das nächste eigentliche Meer ist das Arabische oder Indische, und dahin beträgt die Entfernung durch Ostpersien 160 M. Das Mittelländische Meer ist von der Freien Tatarei 300 M. entfernt.

Die Türken theilten sich in die Uiguren oder Ost-Türken — und diese blieben in Turkestan, wo ihre Nachkommen, insbesondere die Turkmanen, noch leben — und in die Oghusen oder West-Türken, und mit diesen haben wir es hier allein zu thun.

Die Türken nahmen, wie überhaupt alle nicht-christliche von den Arabern unterworfene Völker, den Islam an, nachdem die Araber im 7. Jahrhundert auch über Persien und Turkestan ihre Eroberungen ausgedehnt hatten; und die Chalifen bildeten seitdem aus ihnen, einem schön gebauten, kraftvollen, im höchsten Grade abgehärteten, jedem Kampfe und jeder Gefahr trotzenden Volke, die trefflichsten Kriegerschaaren. Aus den Befehlshabern derselben wurden allmälig Statthalter der eroberten Länder und zuletzt unabhängige Herrscher.

Unter diesen zeichnete sich um das Jahr 1000 nach Chr. Seldschuk aus, der die besten Provinzen des Chalifats sich zueignete und ein Reich gründete, welches den größten Theil des westlichen Asiens umfaßte und das Chalifat nur dem Namen nach bestehen ließ. Doch schon nach des dritten

8*

Sultans (Malok) im J. 1092 erfolgten Tode zerfiel das große Reich durch Bürgerkriege in 5 kleinere, die während der Kreuzzüge theils an andere türkische Horden (wie Aleppo und Damaskus), theils an die Chowaresmier (aus Chorasan und dem angrenzenden Turkmania stammend) fielen; so daß nur das seldschukische Reich von Iconium in Kleinasien sich bis zu Ende des 13. Jahrhunderts erhielt, wo auch ihm und zwar von den Mongolen ein Ende gemacht wurde.

Mehrere Emire der türkischen Kriegerschaaren, die dem Sultan von Iconium gedient hatten, zogen sich in das Taurus-Gebirge zurück, beunruhigten von hier aus das umliegende Land und behaupteten ihre Unabhängigkeit gegen die Mongolen. Einer dieser Emire war **Osman** (1299—1326), nach welchem als dem Stifter einer neuen unabhängigen Dynastie die hier in Rede stehenden Türken sich Osmanen nennen bis auf den heutigen Tag. Als Osman seinen Vorsatz, auf weitere Unternehmungen auszuziehen, den Seinen kund gab, widersprach sein Oheim; und von der Wuth eines Despoten, der keine Einwendungen duldet, ergriffen, ermordete der Neffe den neunzigjährigen Greis, — eine Blutthat, welche nach der Bemerkung des kenntnißreichsten Geschichtschreibers dieses Volkes (v. Hammer-Purgstall) „grauenvoll „den Anfang osmanischer Herrschaft bezeichnet, und in die lange Gallerie „der Morde von Blutsverwandten, als die gewöhnliche Vorhalle der folgen„den Regierungen, als blutige Schwelle einführt."

So begann denn eine unübersehbare Reihe von Beute- und Eroberungszügen, welche die Unersättlichen stets weiter und weiter führte. Zugleich warfen sich andere türkische Häuptlinge auf die ihnen zunächst gelegenen kleinasiatischen Besitzungen der Byzantiner.

Osman's Sohn Orchan (1326—1360), der, wie wir oben gesehen haben, Brussa zu seinem Herrschersitz wählte, übte zuerst in seinem Stamme die beiden höchsten Majestäts- und Souveränitätsrechte des Islam, Münze mit seinem Gepräge schlagen und seinen Namen im Kanzelgebet am Freitag nennen zu lassen, und gab dem osmanischen Reiche die ersten Staatseinrichtungen. Er war der erste Sultan des osmanischen Reichs. Daß Kantakuzenus sich mit ihm gegen Johann V. Paläologus verband und ihm sogar seine Tochter zur Gemahlin gab, ist bereits oben erzählt worden; ebenso auch, daß die Osmanen nicht versäumten, die inneren Zwistigkeiten im byzantinischen Reiche zu ihrem Vortheile bestens zu benutzen. Es war Orchan's Sohn Soliman, der den Gedanken faßte, in Europa festen Fuß zu fassen (1356). Ein Erdbeben verwüstete um diese Zeit die thrazischen Küstenstädte und zerriß ihre Mauern. Durch solche Lücken drangen die Osmanen in die Städte und befestigten sich darin. Die wichtigste dieser Eroberungen war das bereits oben erwähnte Gallipoli (damals Kallipolis genannt), der Schlüssel des Hellespont und Stapelplatz des griechischen und abendländischen Handels.

Soliman starb noch vor dem Vater an den Folgen eines Pferdesturzes (er war der erste Osmanenfürst, der in Europa begraben wurde), daher folgte bei Orchan's Tode eine jüngerer Bruder, Murad I. (1359—1389). Dieser eroberte alles Land vom Hellespont bis zum Balkan, und machte das 1361 genommene Adrianopel zu seinem Herrschersitze. Zum ersten Male waren die Griechen in ihrer Hauptstadt von der asiatischen wie von der europäischen Seite von einem und demselben Feinde umgeben. Aber es war nicht mehr das griechische Reich allein, welches bedroht war. Die Ausbreitung der Mahomedaner in Gegenden, welche selbst den Arabern in der frischesten Begeisterung des Islam unzugänglich geblieben waren, mußte, wo nicht das ganze übrige Europa, doch die zunächst gelegenen Länder aufschrecken, und nachdem Pabst Urban V. einen Kreuzzug wider die Türken ausgeschrieben, verbanden sich die Herrscher von Ungarn, Serbien, Bosnien und der Wallachei zum Kriege wider den Alle bedrohenden Feind. Aber sie wurden geschlagen und die slavischen Völker zwischen der Donau und dem adriatischen Meere den Türken nach und nach entweder zinspflichtig oder völlig unterworfen. Sie versuchten Empörungen, aber ohne dauernden Erfolg. In einem solchen Aufstande der Serbier in Verbindung mit Bosniern und Albaniern fand Murad das Ziel seiner Thaten und seines Lebens. Die Osmanen trugen (1389) bei Kossova auf dem Amselfelde (in Serbien) einen entscheidenden Sieg davon, aber nach schon beendigter Schlacht fiel der Sultan von der Hand eines vornehmen Serbiers (dessen Name Milosch Kobilowich war) und zwar unter folgenden Umständen, wie eine, freilich etwas romantisch ausgeschmückte Erzählung berichtet. Der Sultan ging über das Schlachtfeld, um die Todten zu sehen und seine Augen an dem Anblick so vieler in Blut schwimmender und verstümmelter Leichen zu weiden. Sein Vezier begleitete ihn. Zu diesem sagte er nach einiger Zeit: „Seltsam wäre es doch, wenn mein Traum von voriger Nacht eintreffen sollte. Ich sah mich selbst, wie eine feindliche Hand mich ermordete. Aber, setzte er hinzu, „Träume sind Hirngespinnste; daran ist nicht zu denken." Dies vernahm ein unter den Todten liegender, noch nicht entseelter Serbier und schloß daraus, daß er den Sultan vor sich habe. Sich nicht lange besinnend und die ganze, ihm noch gebliebene Kraft zusammenraffend, erhob er sich rasch und stieß dem Sultan einen Dolch ins Herz. Der Serbier ward nun freilich in Stücke gehauen, aber nach zwei Stunden starb auch Murad. Nach türkischen Berichten ist der Sultan wirklich auf dem Schlachtfelde, und zwar nicht mitten im heißen Kampfe, sondern nach demselben von jenem Serbier getödtet worden. Uebrigens ließ er noch, ehe er starb, den gefangen genommenen Serbierkönig Lazarus hinrichten, und sterbend weidete er sich noch an dieser Hinrichtung.

Wenn man bedenkt, wie lange das Kriegswesen in Europa bereits ausgebildet worden war, und wie unzählig viele tapfere Krieger dieser Welttheil

geliefert und auch noch aufzuweisen hatte, so muß es auffallend erscheinen, daß ein an sich rohes asiatisches Volk, welches drei Menschenalter früher nur eine kleine, armselige Horde war, gegen jene kriegerische Elemente solche Siege erfechten und sogar mehrere Jahrhunderte hindurch beinahe ganz Europa zittern machen konnte. Allein dies wird leicht erklärlich dadurch, daß auf türkischer Seite die entschiedenste Einheit in der Handlungsweise und auf europäischer Seite das gerade Gegentheil herrschte. Durch Einheit in den Maßregeln siegten die alten Römer, siegte Gustav Adolph, siegte Carl XII., siegte Friedrich II. und siegte bis 1813 und 1814 auch Napoleon; wogegen der Krieg der verbündeten Mächte gegen Napoleon in den eben genannten Jahren der einzige Fall in der Weltgeschichte ist, wo Bündnisse gegen einen irgend mächtigen Alleinherrscher den Zweck vollständig erreicht haben. Der türkische Siegeslauf wird aber nicht nur erklärlich durch die Einheit, durch die ununterbrochene Folge von kriegerischen, nicht im Harem, sondern im Rathe und im Felde erzogenen Herrschern, die von Siegesdurst erfüllt, mit allen ihren Kräften, ohne irgend eine Rücksicht zu kennen oder zu achten, auf das Eine Ziel hinarbeiteten, sondern auch durch die klug gewählten, höchst förderlichen Mittel und Einrichtungen für diesen Zweck. Darunter stand obenan die Bildung eines regelmäßigen stehenden Fußvolkes, zu einer Zeit, wo das ganze christliche Europa es nicht hatte, nämlich jener Janitscharen, die so lange der Schrecken der Völker, oft aber auch der Sultane selbst waren, bis sie mit dem Reiche, das sie groß und herrschend gemacht hatten, entarteten und in unseren Tagen vernichtet wurden, um einer dem christlichen Europa nachgeäfften, aber für die Türkei ganz ungeeigneten neuen Ordnung Platz zu machen. Ein Reitervolk Asiens schuf diese Fußtruppen, aber nicht aus der eigenen Mitte, sondern mit verruchter Staatskunst aus der schönsten und kräftigsten Jugend der besiegten Völker. Auserlesene Knaben unter der zur Gefangenschaft und Sklaverei verdammten christlichen Bevölkerung eroberter oder auch nur siegreich durchzogener Provinzen wurden zum dreifachen Abfall, von Eltern, Vaterland und Glauben, gezwungen, im Islam und in Waffenübungen erzogen und so zu dem Kern der Kriegsmacht ihrer Herren. Ein Scheich segnete die, bereits von Orchan ins Dasein gerufene neue Stiftung ein und sprach: „ihr Name sei die neue Truppe (Jeni Tscheri), ihr Angesicht weiß, ihr Arm siegreich, ihr Säbel schneidend, ihr Speer durchstoßend; immer sollen sie zurückkehren mit Sieg und Wohlsein.“ Wenn sie sich auszeichneten, so war ihnen der Weg zu hohen Aemtern und Ehrenstellen eröffnet. Sie erhielten regelmäßigen Sold, ebenso die Spahis, welche ebenfalls schon früh als eine Art regelmäßige Reiterei gebildet wurden und im Abendlande nicht weniger gefürchtet waren als die Janitscharen.

Murad's Sohn Bajazet I. (1389—1402) folgte noch auf dem Schlacht-

selbe bei Kossova seinem Vater in der Herrschaft, und sehr bezeichnend sprach sich sein ganzer Charakter darin aus, daß seine erste That die war, seinen einzigen Bruder — dessen einziges Verbrechen darin bestand, sein Bruder zu sein — hinrichten zu lassen. Ungerechtigkeit und Grausamkeit bezeichneten auch ferner die Handlungen seiner Regierung; in seinen Leidenschaften zeigte er sich heftig und unmäßig, und er war der erste Sultan der Osmanen, der wider die Satzungen des Islam Wein trank. Von der Schnelligkeit seiner Siege wider Christen und Moslemen von der Donau bis zum Euphrat hat er den Beinamen der Blitz (Jildirim) erhalten. Er drang über die Donau vor, bemächtigte sich fast aller den Byzantinern noch gehörenden Plätze in Thrazien, Macedonien und Thessalien, fiel in Griechenland ein, und unterwarf den größten Theil des von den übrigen türkischen Fürsten eingenommenen Kleinasiens seiner Herrschaft. Gleichzeitig zwang ein türkisches Heer den Fürsten der Wallachei zur Unterwerfung und unternahm Streifzüge nach Bosnien und Ungarn. König Sigismund von Ungarn zog 1392 den Türken bis in die Bulgarei entgegen und siegte Anfangs, wurde aber dann zum Rückzuge gezwungen. Hierauf wendete sich Sigismund an andere europäische Fürsten, stellte ihnen die den Christenreichen drohende Gefahr vor, und bat um Hülfe. Nach Frankreich ging eine eigene Gesandtschaft; sie rührte und erschütterte die Herzen durch Schilderung der Grausamkeit und des Blutdurstes der Türken gegen die unglücklichen Christen, und fand besonders an dem Herzoge Philipp dem Kühnen von Burgund (aus dem französischen Königsstamme) einen großen Gönner. Er sandte seinen eigenen Sohn, den nachmaligen Herzog Johann den Unerschrockenen, damaligen Grafen von Nevers, in den Türkenkrieg, und die Blüthe des tapferen französischen Adels begleitete ihn. Die Zahl dieses Heeres betrug 1000 Ritter, eben so viele Knappen und 6000 Söldner. Ihr Zug durch Deutschland schien aber nicht der einer Ritterschaar, sondern eines üppigen Hofes, so überließen sie sich den Lustbarkeiten und Genüssen. Ofen war der allgemeine Sammelplatz, auch deutsche Schaaren stießen hier zu den Franzosen und Ungarn. Die Zahl der von Sigismund wider die Türken geführten Krieger betrug 60,000; und dieses Heer wäre allerdings wohl stark und tapfer genug zum Siege gewesen, wenn nicht Uebermuth und Uneinigkeit es ins Verderben gestürzt hätten. Die französischen Ritter prahlten, daß sie den Himmel, wenn er einstürzen wollte, mit ihren Lanzen aufhalten würden; kein Gedanke eines Unglücks kam in ihre stolzen, übermüthigen Seelen, und es schien ihnen ein Leichtes, nicht nur aus Europa die Türken fortzudrängen, sondern auch nach Asien zu ziehen und das heilige Grab zu befreien. Mit der Belagerung der von den Türken besetzten festen Stadt Nikopolis (in Bulgarien und am rechten Donauufer) wurde der Feldzug eröffnet. Bajazet eilte zum Entsatze herbei; die Vermessenen wollten die Nachricht davon zuerst nicht einmal glau-

ben, und erst als kein Zweifel mehr möglich war, geschah die Rüstung zur Schlacht, aber in unordentlicher Eile. Der Tag dieser unglücklichen Schlacht war der 28. Sept. 1396. Vergebens stellte Sigismund den Franzosen vor, daß sie ihre Kraft nicht gegen die zuerst erschienenen leichten türkischen Reiter verschwenden, sondern gegen die Janitscharen und Spahis aussparen sollten. Sie hielten das für eine Beleidigung ihrer Ehre und stürmten, überdies auch unter sich schon uneins, tollkühn und unbesonnen vor. Tausende fielen von ihrer Tapferkeit, und die Schlacht hätte noch gewonnen werden mögen, wenn sie sich nicht siegestrunken zerstreut hätten, ehe sie den Kern der Schaaren Bajazet's erreicht hatten. Als sie diese Phalanx erblickten, entsank ihnen der Muth. Die Meisten flohen bestürzt, nur Wenige suchten und fanden, ihr Leben theuer verkaufend, einen ehrenvollen Tod, aber auch die Fliehenden ereilte das Verderben. Der Graf von Nevers gerieth mit 24 seiner vornehmsten Waffengefährten in feindliche Gefangenschaft. Nun war es vergebens, daß Sigismund mit bayerischen und steiermärkischen Rittern und einer Schaar treuer Ungarn muthig angriff — das Schicksal des Tages war entschieden, und zwar entschieden es zuletzt die Serbier, welche als Bundesgenossen der Türken fochten. Sigismund wurde noch mit genauer Noth auf ein Donauschiff gerettet. Als Bajazet am nächsten Morgen das Schlachtfeld überschaute und 60,000 der Seinigen todt liegen sah, weinte er vor Wuth und schwor, den Untergang so vieler Türken an den Gefangenen zu rächen! Nachdem die vornehmen Franzosen des großen Lösegeldes wegen, welches für sie erwartet wurde, ausgesondert waren, ließ der Sultan vor seinen Augen ein ungeheures Gemetzel beginnen, und schon war das Blut von zehntausend Gefangenen vor ihm niedergerieselt, als seine Großen sich ihm zu Füßen warfen und um Schonung für die Uebrigen flehten, die er, des Blutes für jetzt gesättigt, gewährte. Der Graf von Nevers und seine Gefährten mußten in harter Gefangenschaft schmachten, bis ein Lösegeld von 200,000 Dukaten (eine ungeheure Summe für die damalige Zeit) sie befreite. Nur ein langer und heftiger Anfall von der Gicht hielt Bajazet damals ab, seine Siegeslaufbahn gegen das Abendland weiter zu verfolgen; obwohl seine Truppen bis Steiermark streiften und Pettau verbrannten.

Unterdessen hatte der furchtbare Mongolenfürst Tamerlan in Asien die mächtigsten Throne gestürzt und war, auf den Hülferuf des griechisch-trapezuntischen Hofes, bis an den Euphrat vorgedrungen. Im J. 1400 eroberte er die, von den Türken in Besitz genommene pontische Stadt Sebaste (jetzt Siwas genannt und 40 M. in südwestlicher Richtung von Trapezunt gelegen) und ließ den bei dieser Gelegenheit in seine Hände gefallenen osmanischen Prinzen Ertoghrul, Bajazet's Sohn, hinrichten. Auf diese Schreckensnachricht ließ Bajazet, der damals vor Constantinopel stand, von dessen Bela-

lagerung ab und zog nach Kleinasien. Tamerlan hatte sich indeß südwärts gewandt, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit fielen Aleppo, Damaskus und Bagdad vor seinem gewaltigen Schwerte. Endlich trafen sich das türkische und das mongolische Heer zur Entscheidungsschlacht bei Angora, welche vormals Ancyra genannte Stadt nordöstlich und 70 M. von Smyrna und ostnordöstlich u. 50 M. von Skutari (der asiatischen Vorstadt Constantinopels) liegt. Beide Heere mochten zusammen wohl eine Million Krieger zählen: das mongolische war übrigens weit zahlreicher als das türkische, welches dagegen jenem an Kriegserfahrung bedeutend überlegen war. Aber Bajazet wählte gegen den Rath seines Großveziers eine Ebene zum Schlachtfelde, und da die unter ihm dienenden Asiaten während der Schlacht zu Tamerlan übergingen, so wurden die Türken trotz ihrer sonstigen Tapferkeit geschlagen und Bajazet, nachdem seine ganze Leibwache gefallen war, gefangen genommen. Von seinen fünf Söhnen retteten sich drei: Soliman, Mohammed und Musa, bisher Statthalter in Europa; Isa gerieth mit dem Vater in Gefangenschaft, und der 12jährige Mustapha verscholl. Tamerlan behandelte den gefangenen Sultan mit Achtung und ließ ihn, erst als er zu fliehen versuchte, in einer vergitterten Rohrsänfte, wie deren vornehme Türkinnen sich zu bedienen pflegen, von Lager zu Lager tragen. Dies gab zu der Sage von dem eisernen Käfig, in dem er verwahrt worden sein soll, Anlaß. Bajazet starb 1403 in der Gefangenschaft, und Tamerlan kehrte nach Samarkand zurück, wo er 1405 starb.

Mit Bajazet's Niederlage und Tod schien das türkische Reich für immer zertrümmert zu sein, zumal seine Söhne sich in die Provinzen theilten und einander bekriegten, wovon sich nichts Anderes als eine gänzliche Auflösung des Staates erwarten ließ. Soliman, der älteste Sohn, bemächtigte sich der Schätze seines Vaters, nahm die europäisch-türkischen Länder in Besitz und schlug seinen Herrschersitz in Adrianopel auf. Mohammed und Musa blieben zurück in Kleinasien, wo jener Amasia und dieser Brussa zu seinem Sitz wählte.

Allein die gegenseitige Bekriegung der Brüder führte dahin, daß zuerst 1410 Soliman und dann 1413 Musa um's Leben kam, und nunmehr der dritte Bruder als Mohammed I. (1413—1421) die Macht seines Vaters wieder vereinigte, auch die türkischen Emire in Kleinasien von Neuem unterwarf. Er starb 1421, jedoch seine Veziere hielten es für rathsam, seinen Tod 40 Tage lang zu verheimlichen, bis Murad II. (1421—1451), sein Sohn, aus Asien ankam und die Herrschaft übernahm. Murad hatte viel mit einem falschen Mustapha (der sich nämlich für den in der Schlacht bei Angora verschollenen Sohn Bajazet's ausgab) zu kämpfen, und 1440 überzog er Ungarn mit Krieg, weil es mit jenem in geheimem Bunde gestanden haben sollte oder wirklich gestanden hatte. Allein diesmal trafen die Türken

einen Gegner, der ihnen vollkommen gewachsen war, den tapferen Johann Hunyad, damaligen Woiwoden von Siebenbürgen. Dieser gewann die erste Hauptschlacht gegen die Türken am 18. März 1442 bei Hermannstadt, und es blieben darin 20,000 Feinde auf dem Wahlplatze; ein zweites türkisches Heer von 80,000 Mann schlug er mit nur 15,000 M. bei Vassag, obwohl der türkische Anführer prahlerisch sich gerühmt hatte, die Ungarn, wenn sie nur seinen Turban erblickten, würden Tagereisen weit fliehen. Cardinal Julian, von Pabst Eugen an den ungarischen Hof gesandt, wendete alles an, den König Wladislav, der die Kronen von Ungarn und Polen trug, zu einem größeren und erfolgreicheren Unternehmen wider den allgemeinen Feind der Christenheit zu bewegen. Er versprach die Unterstützung eines Kreuzzuges, den der Pabst im ganzen Abendlande predigen ließ. Seine Worte wirkten und im Sommer 1443 ging ein ansehnliches Heer, aus Ungarn, Polen, Serbiern, Wallachen und deutschen Kreuzfahrern bestehend, über die Donau. Es war ein glorreicher Feldzug; und wären ihm mehrere seiner Art gefolgt, die Macht der Türken hätte gebrochen werden mögen. Hunyad siegte in zwei Schlachten und ging noch im December 1443 über den Balkan. Da aber das Jahr so weit vorgerückt war, auch Proviantmangel und Krankheiten sich einzustellen begannen, so ward der Rückzug beschlossen, nicht ohne glänzende Pläne für das nächste Jahr. Die daran geknüpften Hoffnungen wurden dadurch erhöht, daß von allen Seiten Versprechungen von Hülfe zur Fortsetzung des Krieges einliefen. Namentlich sagten der Pabst, der Herzog von Burgund, Genua und Venedig auf das Bestimmteste zu, daß ihre Flotten im Aegeischen Meere und in den Dardanellen erscheinen und so den Türken die Verbindung zwischen Europa und Asien abschneiden würden. Indeß that Murad II., dem es ernstlich um Frieden zu thun war, vortheilhafte Versöhnungsvorschläge, und auf Hunyad's Rath wies sie Wladislav nicht zurück. Im Juli 1444 wurde zu Szegedin ein zehnjähriger Waffenstillstand abgeschlossen, auf die Bedingungen, daß Murad Serbien und die Herzegowina an ihren Beherrscher Georg Brankowitsch zurückgeben, die Oberherrlichkeit Ungarns über die Wallachei anerkennen und seinen gefangenen Schwager mit 70,000 Dukaten auslösen sollte. Nachdem ihm dies Geschäft gelungen, legte Murad die Regierung nieder und übergab sie seinem 14jährigen Sohn Mohammed, oder vielmehr den bisherigen Vezieren, um sich selbst mit seinen vertrautesten Gesellschaftern in Magnesia (in Kleinasien und nur wenige Meilen von Smyrna entfernt) dem Genusse der Ruhe und der Lebensfreuden zu überlassen. Kaum war der Waffenstillstand abgeschlossen, so liefen am ungarischen Hofe Schreiben von dem Oberadmiral der verbündeten christlichen Flotte am Hellespont und von dem griechischen Kaiser ein, des Inhalts, daß Karaman, eine stets unruhige Landschaft in Kleinasien, wieder in Aufstand und jetzt ein nie wiederkehrender Augenblick gekommen sei, die Macht der Türken in Europa zu

brechen. Den Uebergang des Sultans Murad nach Europa würden die christlichen Flotten schon verhindern. Durch diese Vorspiegelungen ließ Wladislav sich zu dem Entschlusse bestimmen, den beschworenen Frieden zu brechen und die Türken unversehens zu überfallen. Vergebens rieth Hunyad von diesem Eidbruche ab; der päbstliche Legat entband den König seines Eides, und so wurde denn der eben so gewissenlose als in seinen Folgen verderbliche Krieg begonnen. Aber die Macht, welche auszog, war gering und betrug, selbst mit den erhaltenen Verstärkungen, nicht über 24,000 Mann. Nachdem die Donau überschritten war, wurde der Weg längs der Küste des Schwarzen Meeres gewählt, und so kam man nach Varna (bulgar. Seestadt am Schwarzen Meere, nordwestlich und 36 M. von Constantinopel). Hier war von der erwarteten Hülfsflotte nichts zu hören, dagegen aber lief die Schreckensbotschaft ein, Murad, den die Kunde des Friedensbruches aufgeschreckt hatte, nahe mit großer Macht. Durch den Verrath der Genueser war er mit 40,000 Kriegern über den Bosporus gekommen; und für die Zahlung eines Dukatens Ueberfahrtsgeld für den Mann hatten Jene ihre christlichen Brüder dem Schlachtmesser der Türken überliefert! Man sieht, wessen ein Krämervolk alles fähig ist. Im christlichen Lager entstand nun die Frage, was zu thun sei; einige Führer riethen zu einem schleunigen Rückzuge an die Donau, der Cardinal hielt Vertheidigung des zu befestigenden Lagers, bis Hülfe herbeikäme, für das Rathsamste, aber König Wladislav und Hunyad waren für die Schlacht. Sie geschah am 10. November 1444 gegen den wohl viermal stärkeren Feind, durch dessen Reihen die Urkunde des gebrochenen Vertrages, auf eine Lanze gesteckt, getragen ward. Schon war die Linie der Türken von der Tapferkeit der Christen durchbrochen, schon wandte Murad sein Roß zur Flucht, und stand nur wieder, als ihm der Beglerbeg von Asien in die Zügel gefallen war: als König Wladislav zur Unzeit dem Aufrufe seiner polnischen Leibwache, sie in die Schlacht zu führen, folgte. Die Janitscharen, auf die er ansprengte, wichen Anfangs dem Stoße, als aber die Polen bis an den Graben vorgedrungen waren, wurden sie von der Ueberzahl des feindlichen Fußvolkes umgarnt und niedergemetzelt. Der König stürzte mit seinem verwundeten Pferde, ein alter Janitschar schnitt ihm den Kopf ab und steckte ihn auf eine Lanze. Nun war die Niederlage der Christen entschieden; die meisten suchten ihr Heil in der Flucht, unter ihnen auch Hunyad. Der Cardinal, der Anstifter alles dieses Unglücks, kam bis an die Donau, wurde aber von einem Wallachen, der ihn in einem Kahne über den Strom ruderte und Gold an ihm sah, erschlagen. Murad II. kehrte wieder nach Magnesia in den Ruhestand zurück, verließ ihn jedoch auf's Neue und bestieg den Thron zum dritten Mal, als ein Janitscharenaufruhr sein kräftiges Einschreiten nöthig zu machen schien. Auch der ungarische Krieg, von dem unermüdeten Hunyad fortgeführt, erfor-

derte Murad's ganze Aufmerksamkeit. Seine Uebermacht erfocht indeß in einer dreitägigen, mörderischen Schlacht bei Kossova (in Serbien, s. oben), die vom 17. bis 19. Oct. 1448 währte, einen neuen Sieg über den ungarischen Feldherrn und dessen tapfere Schaaren.

Mohammed II. (1451—1481), der zweimal schon den Thron bestiegen und zweimal ihn dem Vater wieder hatte einräumen müssen, gelangte endlich durch dessen 1451 erfolgten Tod bleibend zur Herrschaft. Er besaß zwar Geisteskraft und Willensstärke, aber diese Eigenschaften waren mit einer ungemessenen Herrschgier gepaart, und sein kriegerischer Ruhm wurde durch wüthende Ausbrüche ungezügelter Leidenschaft, unmenschliche Grausamkeiten gegen Besiegte und schändliche Wollust befleckt. Er begann seine blutige Laufbahn gleich nach dem Tode des Vaters mit einem Brudermord. Von dem griechischen Reiche überdauerte seltsamer Weise das allein übrig gebliebene Haupt noch immer den längst dahin geschwundenen Körper. Murad II. hatte sich mit der Vasallenschaft des byzantinischen Kaisers begnügt; Mohammed II. aber hatte den festen Entschluß gefaßt, Constantinopel zur Hauptstadt seines Reiches zu machen. Zu diesem Ende ließ er dicht bei Constantinopel auf dem europäischen Gestade eine starke Festung bauen, um die Schifffahrt aus dem Schwarzen Meere hemmen zu können und einem Heere aus Asien den Uebergang zu erleichtern, und als dies, wie es nicht anders sein konnte, zu Reibungen und Händeln führte, erklärte er den Krieg. Constantin war entschlossen, nicht feige zu werden, sondern, da der letzte Kampf bevorstand, würdig zu fallen. Wir haben zwar schon oben am Schluß der Geschichte des byzantinischen Reiches über die Eroberung Constantinopels kurz berichtet, doch verdienen noch verschiedene Einzelheiten hier mitgetheilt zu werden.

Schon im September 1452 begann Mohammed die Vorbereitungen zur Belagerung. War es auch nur Eine Stadt, die der Stolze bezwingen wollte, so erkannte er doch die ganze Wichtigkeit und Schwierigkeit des Unternehmens und brachte den Winter in der größten Spannung und Unruhe zu. Constantin, der das Abendland bei seinen Klagen taub oder außer Stande zu helfen fand, griff nochmals nach jenem Schattenbilde, welches seine Vorfahren schon öfters mit leeren Hoffnungen erfüllt hatte. Er wandte sich an den Pabst Nikolaus V. und dieser sandte, zu feierlicher Vollziehung der Kirchenvereinigung, den Cardinal Isidor nach Constantinopel. Aber es hatte dies keine andere Folge, als daß der alte Haß der Griechen wider die römische Kirche mit erneuerter Heftigkeit hervortrat. Es schien, als ob die Geistlichen und Vornehmen lieber von den Türken das Aergste erdulden, als mit Menschen Gemeinschaft haben wollten, die sich im Abendmahle des ungesäuerten Brodes bedienten. Aber eben so wenig als mit einer solchen Duldung wollten die Reichen dem Staate mit ihren aufgesammelten Schätzen

zu Hülfe kommen. Sie versteckten sie lieber, als daß sie sie dem Kaiser hergegeben hätten, der damit große Söldnerschaaren hätte besolden können. (Nach wenigen Monaten wurden diese kurzsichtigen und engherzigen Schätzesammler nicht blos ihrer Schätze, sondern meist auch ihres Lebens oder doch ihrer Freiheit von den Türken beraubt!) Desto eifriger war der Sultan mit Allem beschäftigt, was zur Erreichung seines Zieles nöthig schien.

Am 6. April 1453 begann die eigentliche Belagerung der Stadt. Das türkische Belagerungsheer bestand aus 250,000 Streitern, die sich der Landfront Constantinopels gegenüber vom Marmorameere bis an den Hafen verschanzten. Dem Herkommen gemäß standen hier auf europäischem Boden die europäischen Kriegsvölker auf dem rechten Flügel und die asiatischen auf dem linken; im Centrum aber, dem Thurm des heiligen Romanus gegenüber, pflanzte Mohammed seine Banner auf, gedeckt durch 18,000 Janitscharen.

Eine genaue Zählung verrieth dem Kaiser Constantin das traurige Geheimniß, daß nur 4970 „Römer" bereit seien, die Waffen zur Vertheidigung ihres Heerdes und ihres Glaubens zu ergreifen. Die Griechen setzten ihre Hoffnung auf 2000 Ausländer unter dem freilich sehr tüchtigen und tapferer Genueser Johann Giustiniani. Der Hafen wurde durch eine Kette gesperrt, welche italienische und griechische Schiffe vertheidigten; denn Mohammed hatte zwar 320 Fahrzeuge am Bosporus, aber nur 18 davon waren Kriegsfahrzeuge und obendrein schlecht bemannt.

Eine neue Erfindung in der Kriegskunst hätte das Gleichgewicht der civilisirteren Christen gegen die fanatisirten Schaaren des Islam herstellen können; das Schießpulver wurde eben damals als Kriegsmaterial in Anwendung gebracht; aber das Geheimniß desselben war den Ungläubigen überliefert, und es stellte sich jetzt heraus, daß die Belagerer davon einen weit ausgedehnteren Gebrauch machten als die Belagerten. Freilich waren die hohen engen Thürme der Stadtmauern für Geschütz ursprünglich nicht eingerichtet, so daß man fürchten mußte, die Mauern zu stark zu erschüttern; doch bedienten sich die Byzantiner der Wallflinten, welche mehrere Kugeln von der Größe einer Wallnuß auf einmal schossen, und außerdem machten sie von dem geheimen griechischen Feuer, nebenher auch von den Katapulten und Ballisten Gebrauch.

Sultan Mohammed hatte zu Adrianopel von einem Ungar eine Kanone gießen lassen, welche Steinkugeln von 600 Pfund schoß; hundert Ochsen mußten vorgespannt werden, um sie von der Stelle zu bewegen, und fünfzig Tagereisen waren erforderlich, um sie bis unter die Mauern von Constantinopel zu schaffen, wo sie zwischen zwei anderen ähnlichen Riesengeschützen aufgestellt wurde. Es war nicht möglich, sie öfter als siebenmal des Tages zu laden und abzuschießen; zuletzt sprang sie und tödtete ihren Verfertiger. Man glaubte die Uebrigen vor ähnlichem Unheil zu schützen, indem man

nach jedem Schusse Oel durch das Zündloch einflößte. Es wird erwähnt, daß die Türken 14 Batterien nebeneinander aufgestellt hatten, aber wahrscheinlich ist wohl nicht von Kanonen allein, sondern auch von älteren Kriegsmaschinen die Rede.

Die Wirkung der Batterien scheint auch in der That nur gering gewesen zu sein. Die Türken näherten sich dem Wall in Laufgräben (Sitschanjolu, „Mausewege"), füllten den Graben mit Faschinen und Erde aus, schoben einen hohen Wandelthurm aus Holz, dreifach mit Ochsenhäuten bedeckt, an den schon schadhaften Thurm des heil. Romanus heran und versuchten den Sturm; aber der Kaiser schlug diesen Angriff zurück, und am folgenden Morgen fand der Sultan seinen Thurm verbrannt, den Graben aufgeräumt und die Bresche ausgebessert. Die Minenversuche hatten in dem felsigen Boden eben so wenig Erfolg, und eine Niederlage erlitt das zahlreiche türkische Geschwader gegen vier große genuesische und eine griechische Galeere unter den Augen der Stadt und der Belagerer. Der Sultan hielt zu Pferde am Gestade; die Leidenschaft seiner Seele offenbarte sich in den Bewegungen seines Körpers, welcher die Handlungen der Streitenden nachzumachen schien; als wäre er Herr der Natur, spornte er sein Roß in die Fluth, sein Ruf und sein Grimm trieb die osmanischen Schiffe zu neuen Angriffen vor, die immer verderblicher und blutiger endeten, bis die Fahrzeuge in Unordnung nach den europäischen und asiatischen Gestaden flohen. Siegreich liefen die Galeeren mit Korn, Wein und Oel, mit Soldaten und Matrosen durch die Hafenkette ein. — Balta-Oglu, der Kapudan-Pascha, empfing in Gegenwart des Sultans hundert Streiche mit einem goldenen Stabe, dessen Schwere die Berichterstatter mit sehr unnöthiger Uebertreibung auf 500 librae angeben.

Mohammed empfand die Schwierigkeit eines Angriffes auf der Landfront; der Hafen war durch die Kette gesperrt, und schon forderten mehrere Stimmen die Aufhebung der Belagerung, als man eben zu gelegener Zeit den Säbel Ejub's (Hiob's), des Ansaren (oder Begleiters des Propheten), auffand, der vor beinahe 800 Jahren, während des Angriffes der Araber, als Märtyrer (Schehit) unter den Mauern von Byzanz gefallen war. Die Stelle wird noch heute durch die Moschee von Ejub bezeichnet, die heiligste, noch nie von einem Franken betretene Moschee, in welcher bis auf die neueste Zeit die Sultane bei ihrem Regierungsantritte mit dem Säbel umgürtet wurden, eine Ceremonie, welche die Bedeutung der Krönung bei christlichen Königen hatte.

Der Fund dieser Reliquie begeisterte die Muselmänner nicht minder, wie vierthalb Jahrhunderte früher die Auffindung der heiligen Lanze den Muth der Kreuzfahrer vor Antiochien aufgerichtet hatte. Mohammed faßte nunmehr den Entschluß, seine Flotte über Land in den Hafen der Stadt zu

versetzen. Gewöhnlich nimmt man an, daß dies in der Gegend von Beschiktasch geschehen sei; bei genauer Besichtigung der Oertlichkeit scheint es aber wahrscheinlich, daß man den weißlichen Uebergang etwas entfernter von Galata jenseits des von Mohammed erbauten Schlosses Rumeli=Hissar durch das Thal von Balta Liman unternommen habe. Das Gestade ist hier sehr niedrig, und man konnte auf eine kurze Strecke den Bach selbst benutzen; dann erhebt sich die Thalsohle sehr eben und sanft bis zu den Ruinen von Leven Tschiftlik, und man konnte über einen schmalen Rücken in das Thal von Kjat Hane hinabsteigen, wo der Barbyses für kleine Fahrzeuge schiffbar ist. An den schwierigsten Stellen wurde ein Geleise von Balken gelegt, welche mit Fett beschmiert waren; und mittelst Flaschenzüge und Erdwinden konnte man die größeren Fahrzeuge fortschaffen. Daß man dabei die Segel aufgespannt, ist natürlich nur eine Ausschmückung des Erzählers, ebenso daß die ganze Flotte in einer Nacht diese reichlich eine deutsche Meile lange Landpartie ausgeführt habe. Die kleineren türkischen Fahrzeuge waren wahrscheinlich den jetzigen Mahonnen (türk. Rudersahrzeugen) ähnlich und konnten sich in dem nördlichen Theil des Hafens bis Ejub hinab ausbreiten, ohne daß die tiefgehenden feindlichen Galeeren ihnen beizukommen vermochten. Der Angriff aber, welcher gegen das Thor des Kanals gerichtet war, wurde auch wirklich von den griechischen Schiffen in die Flanken genommen; und man muß annehmen, daß die genuesische Flotte zerschlagen ward, oder, was weit wahrscheinlicher ist, daß sie sich freiwillig zurückzog. Denn die kaufmännisch spekulirenden und eigensüchtigen Genueser hofften den Fall des Kaiserreiches zu überleben; und, verleitet durch die Versprechungen des Sultans, sahen sie von ihren Zinnen dem letzten verzweiflungsvollen Kampfe der Byzantiner ruhig zu. Erst als ihre kurz zuvor noch so wichtigen Hülfsmittel zu ihrem eigenen Schutze nicht mehr ausreichten, erwachten sie aus ihrer Täuschung.

Die Türken zimmerten eine 100 Ellen lange und 50 Ellen breite schwimmende Batterie aus Tonnen und Fässern, mit Stangen und Balken verbunden und belegt; auf diesen wurde unter andern eine der großen Kanonen eingeschifft, und 80 Fahrzeuge mit Sturmleitern und Soldaten legten sich an eben den Theil der Hafenmauer, durch den die lateinischen Eroberer im J. 1204 eingebrochen waren. Mittlerweile wurden auch vier Thürme unweit des Thores des heil. Romanus an der Landfront niedergeworfen, und während die Türken sich zu einem allgemeinen Sturm rüsteten, herrschte in der Stadt Zwietracht, Entmuthigung und Mangel; die Griechen stritten sich mit der bittersten Feindschaft über gesäuertes und ungesäuertes Brod beim Abendmahl und verscharrten, wie schon erwähnt, ihre Schätze, damit sie nicht für den Dienst des Vaterlandes in Anspruch genommen würden.

Der Morgen des 29. Mai 1453 war der drei und fünfzigste Tag der

Belagerung und der letzte in der tausendjährigen Dauer des oströmischen Reiches. Zwei Stunden hindurch widerstanden die Griechen dem Angriffe eines fünfzigmal überlegenen Feindes; der Sultan, mit einer eisernen Keule in der Hand, befeuerte und leitete den Kampf; der Janitschar Hassan erstieg zuerst die äußere Umwallung, aber von seinen dreißig Begleitern kamen achtzehn um und er selbst wurde von der Mauer herabgestürzt; zwar erhob er sich noch einmal auf ein Knie, jedoch ein Hagel von Steinen und Pfeilen zerschmetterte ihn. Nichtsdestoweniger drangen die Türken nach, verbreiteten sich über die Mauer und besetzten mehrere Thürme. — Wie es scheint, war etwas früher schon der gleichzeitige Angriff auf der Hafenseite gelungen; Giustiniani war von einem Pfeil an der Hand verwundet, seine Flucht gab den übrigen lateinischen Kriegern das Beispiel, und der Genueser starb, eines ruhmvollen Lebens unwerth.

Würdiger endete Constantin Paläologus. Nachdem der Kaiser vergebens gesucht, sein entartetes Volk zu kräftiger Vertheidigung zu erwecken, nachdem er alle Gefahren getheilt hatte und alle Hoffnung geschwunden sah, beschloß er, den Fall seiner Größe, den Sturz der römischen Herrschaft und den Untergang des christlichen Glaubens nicht zu überleben. Nur hätte er gern den Todesstoß nicht von den Schwertern der Ungläubigen, sondern von der Hand eines Christen gehabt. „Ist kein Christ hier?" rief er in wehmüthiger Verzweiflung, als ihm das Blut schon in Strömen von Händen und Füßen floß und seine Getreuen rund um ihn herum als Leichen den Boden bedeckten; „ist kein Christ hier, der mir das Haupt abschlage?" — Da dringen drei Janitscharen zu gleicher Zeit auf ihn ein; der eine zerfleischt ihm von vorn das Gesicht, der zweite spaltet ihm das Haupt und der dritte gibt ihm den Todesstoß in den Nacken. Da sich der Kaiser vorher der Zeichen seiner Würde entkleidet hatte, so blieb sein Körper, von Niemand erkannt, unter den Leichen der übrigen Erschlagenen liegen. Das war das Ende des letzten Beherrschers des byzantinischen Reiches, welcher damals kaum sein vierzigstes Jahr überschritten hatte und schon durch die Art, wie er das Unglück seines Reiches, welches, gleichsam das traurige Erbtheil der Jahrhunderte, auf ihm lastete, zu ertragen wußte, den Besseren seines Stammes würdig zur Seite steht. Neben ihm hatten Franciscus Toledo, Theophilus Paläologus, Demetrius Kantakuzenus und einige Andere den Heldentod gefunden.

Dicht vor dem Thore Top Kapu erhebt sich eine Gruppe Cypressen, welche den Ort bezeichnen, wo Kaiser Constantin Paläologus fiel.

Im Inneren der Stadt dauerte unterdessen das Blutbad fort. Denn die Türken, in dem Glauben, daß die Besatzung wenigstens 50,000 Mann stark gewesen sein müsse, machten Anfangs Alles nieder, was ihnen begegnete. Erst als sie ihres Irrthums inne wurden, zogen sie es vor, lieber die ganze Bevölkerung in Fesseln zu schlagen und in die Sklaverei zu schleppen.

Um dieser zu entgehen, strömte Alles, Männer und Weiber, Mönche und Nonnen, in die Sophienkirche, welche trotz ihrer ungeheuren Größe in wenigen Augenblicken überfüllt war. So wenig dachte man jetzt noch an ihre Entweihung durch die Ungläubigen! Nur das Leben und die Freiheit wollte man retten. Denn einer alten Prophezeihung zufolge herrschte unter dem Volke der Glaube, daß die Ungläubigen nur bis an die Säule Constantin's des Großen vordringen würden. Eitler Wahn! Die raubgierigen Haufen der Janitscharen drangen unaufhaltsam bis zur Kirche vor, schlugen die verschlossenen Thüren mit Aexten ein, schleppten Alles, was sich an lebenden Wesen dort fand, in Ketten und Banden nach ihrem Lager, durchwühlten dann die ganze Kirche bis auf den Boden und unter die Altäre, zerschlugen, was ihnen nicht weiter dienlich erschien, nahmen mit fort, was in ihren Augen noch Werth hatte, und verübten in viehischer Wuth an dieser geweihten Stätte den empörendsten Unfug. Das Crucifix wurde von dem Altar herabgerissen, mit einer Janitscharenmütze bedeckt und unter Hohn und Spott: „Seht, das ist der Gott der Christen!“ durch die Straßen getragen! —

Von der Sophienkirche aus verbreitete sich Raub und Plünderung bald über die ganze Stadt. Wer in den Häusern oder Straßen den Türken in die Hände fiel, wurde auf der Stelle in Fesseln geschlagen und ins Lager geschickt. Eine ganze Prozession von Männern und Weibern, welche, vielleicht kaum ahnend, daß der Untergang der Stadt so nahe sei, eben in Festkleidern und mit Wachskerzen ausgezogen war, um das Fest der heil. Theodosia, welches auf den 29. Mai fiel, feierlich zu begehen, theilte dieses Schicksal. Im Ganzen wurden mehr als 60,000 Einwohner Constantinopels zu Sklaven gemacht. Nur wer nach den Schiffen oder quer über die Hafenbucht nach Galata entkommen konnte, rettete sich für den Augenblick. Jedoch war dies Glück nur Wenigen beschieden; denn alle Schiffe ergriffen auf die Kunde von der Eroberung der Stadt in solcher Verwirrung die Flucht, daß mehrere Fahrzeuge, auf denen sich in der ersten Bestürzung Alles zusammengedrängt hatte, noch in der Nähe des Hafens unter der Last ihrer Ladung untergingen; die meisten erreichten fast leer das offene Meer.

Auch den Genuesern in Galata theilte sich die allgemeine Bestürzung mit. Sobald man hier nur das wilde Siegesgeschrei der Türken von Constantinopel herüber vernahm, ergriff auch schon die ganze Bevölkerung die Flucht nach den Schiffen; die Mehrzahl der Fliehenden ließ Hab' und Gut im Stich; Einige nahmen zwar ihre Schätze mit sich fort, konnten sie aber nirgends mehr unterbringen und warfen sie in der Verzweiflung geradezu in's Meer. Vergebens bemühte sich Saganus Pascha, der persönlich nach Galata eilte, der allgemeinen Flucht Einhalt zu thun. Er schwor beim Haupte des Sultans, daß weder den Einwohnern noch ihrem Stadttheil irgend ein Leid

geschehen werde; der Sultan sei im Gegentheil bereit, ihnen dieselben Rechte und Vortheile vertragsmäßig zuzugestehen, die ihnen der Kaiser zugestanden habe, selbst unter noch günstigeren Bedingungen. Umsonst! Fünf Schiffe verließen, mit Menschen überfüllt, den Hafen; die übrigen mußten nothgedrungen zurückbleiben, weil sogar ihre Führer und die Mannschaft nach den fünf absegelnden Schiffen entwichen waren. Da blieb den noch anwesenden Einwohnern keine Wahl mehr. Nach einer kurzen Berathung beeilten sie sich, dem Sultan die Schlüssel von Galata zu übersenden, ihre Unterwürfigkeit anzuzeigen und um Frieden und Schonung zu bitten. Mohammed nahm ihre Gesandten mit sichtlichem Wohlwollen auf, behielt die Schlüssel und bestätigte kurz darauf durch einen förmlichen Vertrag den Bewohnern Galata's ihre Rechte und Freiheiten, befahl aber auch zugleich, ihre Mauern nach der Landseite hin zu schleifen, aus Besorgniß vor ihrem Abfall, sofern sie von Italien aus unterstützt werden sollten.

Erst in den Mittagsstunden des 29. Mai, als sein Heer der eigentlichen Stadt schon völlig Meister war, hielt Mohammed, umgeben von seinen Vezieren und seinen Leibwachen, lauter Leuten von herkulischem Körperbau, seinen Einzug in Constantinopel. Nicht ohne Staunen weilte er in den prachtvollen Räumen der Sophienkirche, ließ die noch mit der Zerstörung dieses Heiligthums beschäftigten Soldaten hinaustreiben und verrichtete sein mahomedanisches Gebet auf dem christlichen Hochaltar. Dann war seine erste Sorge, sich nach dem Schicksale des Kaisers zu erkundigen. Denn noch ging das Gerücht, er sei nicht im Kampfe gefallen, sondern entweder noch in der Stadt verborgen oder mit den Schiffen entkommen. Lucas Notaras, welchen der Sultan zuerst darum befragte, wollte oder konnte keine Auskunft darüber geben. (Dieser Lucas Notaras, einer der vornehmsten Reichsbeamten mit großherzoglichem Titel, hatte sich als der geschworenste Feind der von dem Kaiser beabsichtigten Union der griechischen und lateinischen Kirche gezeigt und offen erklärt, er wolle tausendmal lieber den Türken des Sultans, als die Helme der Lateiner mitten in der Stadt sehen.) Der Leichnam ward aber bald, noch an der kaiserlichen Fußbekleidung kenntlich, von zwei Janitscharen, welche ihn niedergehauen haben wollten, an dem Orte gefunden, wo er gefallen war, und das bluttriefende H a u p t zu den Füßen des Sultans niedergelegt. Dieser ließ das Haupt den Tag über auf der auf dem Augusteon befindlichen Porphyrsäule z u r S c h a u a u s s t e l l e n (also wie den Kopf eines gemeinen Verbrechers!) und dann zu dem Zwecke wieder herabnehmen, um es, gereinigt und mit Stroh ausgefüllt, den Fürsten Asiens a l s S i e g e s t r o p h ä e zuzuschicken. Nur der Rumpf wurde den noch gegenwärtigen Christen zu feierlicher Bestattung überlassen.

Im Uebrigen wußte Mohammed an diesem Tage seiner Tyrannennatur noch Gewalt anzuthun. Erst am folgenden erging über Alle, die sein Zorn

oder seine Politik im Voraus dem Tode geweiht hatte, ein furchtbares Blutgericht. Er lockte dem bis zur Verrätherei feigen Notaras durch verstellte Leutseligkeit ein Verzeichniß aller Würdenträger am kaiserlichen Hofe ab, ließ diese Unglücklichen, so weit sie noch aufzutreiben waren, sämmtlich für 1000 Asper per Kopf (das wären nach heutigem Gelde etwa 1 fl. 2 kr. CMze.) aus der Sklaverei loskaufen, dann an einen Ort zusammentreiben und erbarmungslos niedermachen. Ihre Frauen und Kinder wurden theils auf der Stelle seinem Harem einverleibt, theils zu fernerer Verwahrung nach Adrianopel geschickt. Weder sein knechtischer Sinn noch seine Schätze vermochten Notaras und seine Familie zu retten. Empört über den Stolz, womit er sich weigerte, seinen Sohn, einen schönen Knaben von vierzehn Jahren, auszuliefern, ließ Mohammed ihn mit den Seinigen herbeischleppen und vor seinen eigenen Augen erst die Söhne, dann den Vater hinrichten. Zu spät also erfuhr Notaras an sich selbst, was es heiße, den Turban des Sultans in der Stadt zu sehen.

Dasselbe Schicksal traf eine ziemliche Anzahl namhafter Männer aus dem Abendlande, welche an der Vertheidigung der Stadt Theil genommen hatten, wie namentlich den Bailo der Venetianer, Girolamo Minotto, mit seinem Sohne, und den Consul der Catalonier, Pietro Guliano, mit zwei Söhnen. Für 47 andere venetianische Edle, welche gleichfalls in die Gefangenschaft gefallen waren, erwirkte Saganus Pascha die Erlaubniß, mit einem ansehnlichen Lösegeld Leben und Freiheit zu erkaufen. Die meisten zahlten 1000 bis 2000 Dukaten. Auf diese Weise entkam auch der Cardinal Isidor, welcher, verkleidet, in Galata als Sklave verkauft worden war, glücklich nach dem Abendlande.

Unermeßlich war die Beute an Gold, Silber, kostbaren Gewändern, reichen Stoffen und vorzüglich an Edelsteinen, deren Werth die Janitscharen so wenig kannten, daß sie dieselben fast für nichts verschleuderten; selbst das Gold wurde, wie ein Geschichtsschreiber versichert, häufig für Kupfer verkauft, und die seltensten Bücher, mit unschätzbaren Gemälden und Verzierungen versehen, wurden haufenweise ins Feuer geworfen, weil Niemand da war, der sie auch für den Spottpreis, für den man sie feil bot, hätte kaufen mögen.

Nachdem aber drei Tage lang jedes Haus und jeder Garten durchsucht, aufgewühlt und ausgeplündert worden war, setzte Mohammed der Raublust seiner Horden durch ein strenges Verbot ein zeitiges Ziel. Das Heer zog sich nach dem Lager zurück, die Flotte erhielt Befehl, mit dem besten Theil der Beute, unter deren Last die Schiffe beinahe untergingen, nach ihren Stationen zurückzusegeln, und der Zutritt zur Stadt ward bei harten Strafen untersagt. Eine entsetzliche Stille herrschte hierauf einige Zeit in den entvölkerten Straßen und verödeten Häusern. Alles wüste und leer; nirgends

regte sich ein lebendes Wesen, nirgends ließ sich mehr ein Laut vernehmen. Seitdem auch sind von dem Capitol, dem Forum, dem Hippodromus des Justinian mit zahllosen Bildsäulen, den Theatern, den Bädern des Zeuxippus, den Portiken, den Kornmagazinen und Hallen, den Kirchen, den Palästen und 4400 anderen Gebäuden, die sich durch Umfang und Schönheit vor den Häusern des Volkes auszeichneten, fast keine Spuren mehr oder höchstens nur noch einige wenige Trümmer vorhanden.

Um die ausgeleerte Stadt wieder mit Einwohnern zu füllen, zwang Mohammed — der künftig in Constantinopel thronen wollte — 5000 kleinasiatische Familien zur Einwanderung. Die Sophienkirche, die bisherige Hauptkirche des griechischen Reiches, ließ er in eine Moschee umwandeln, und damit war am augenscheinlichsten bezeichnet, daß der dem Christenthum feindseligste Glaube jetzt herrsche, in der Stadt, welche ihr Begründer einst unter dem Panier des Kreuzes, wie ein großes Siegesdenkmal desselben erbaut oder doch neu ins Dasein gerufen hatte. Wenn aber — wie neuere Geschichtsschreiber behaupten wollen — der mahomedanische Eroberer wirklich den Wahn gehegt hat, hier ein neues, frisches Leben schaffen zu können auf den Grundlagen des Islam, so hat er sich sehr verrechnet. Der Islam hat, eben weil ihm die intensive innere Lebenskraft des Christenthums fehlt, an sich nie und nirgendwo ein neues, frisches Leben geschaffen, ist vielmehr längst selbst erstarrt und zu einer Mumie geworden, und zudem traten gerade seine wesentlichen und eigenthümlichen Bestimmungen und Satzungen der Fortbildung der Gesellschaft durchaus hindernd in den Weg. Der Uebermuth des Sieges und die Trägheit, die ein glücklicher Himmel und ein reicher Boden nährt, aber ganz besonders die Religion des Lügenpropheten, haben nicht nur die europäische, sondern auch die asiatische Türkei und überhaupt alle mahomedanische Länder stationär gemacht. Daß Wissenschaften und Gewerbe eine längere Zeit hindurch bei den Arabern blühten, davon waren verschiedenartige äußere Umstände, insbesondere auch die Charaktereigenthümlichkeit dieses, von den Türken himmelweit verschiedenen Volkes, keineswegs aber der Mahomedanismus, die Ursache.

Die orientalische Kirche war freilich schon lange durch eigene Schuld in Verfall gerathen, und unter dem Joche der feindlich gegen sie gesinnten morgenländischen Eroberer vermochte der christliche Lebenskeim um so weniger auf's Neue in ihr sich zu entwickeln. Dagegen entwickelte sich derselbe mit der Zeit um so kräftiger im Abendlande; und so traten denn hier, da das Christenthum (sofern es nur irgend lebendig aufgefaßt und aufgenommen wird) mit der Cultur stets Hand in Hand geht, Gesetz und Recht an die Stelle der rohen Gewalt; Wissenschaften, Künste und Gewerbe an die Stelle der Barbarei, als nothwendige Folge der christlichen Religion; sie blühten empor unter dem Schutze der durch das Recht erzeugten Sicherheit, und der

Glaube war es, der in diesem Sinne Meere bahnte und Berge versetzte. Drei Jahrhunderte nach dem Siege des Islam über das oströmische Reich sehen wir das christliche Europa groß und mächtig, mit unermeßlichen Reichthümern, gewaltigen Flotten und furchtbaren Heeren in stetem Fortschreiten begriffen; das Morgenland hingegen, das reiche Morgenland, welches einst die Wiege der Gesittung war, durch seine falsche Religionslehre in enge Grenzen gebannt, ist stehen geblieben in der Barbarei.

Uebrigens vernahm Europa die Botschaft von der Eroberung Constantinopels mit Trauer und großem Schrecken; denn es ließ sich nicht erwarten, daß Mohammed's Ehrgeiz es dabei bewenden lassen werde; und nur zu bald zeigte sich, wie gerecht diese Furcht war. Pabst Nikolaus V. that sein Bestes, die Völker durch Kreuz- und Ablaßpredigten zum Kriege wider die grausamsten Feinde des christlichen Namens zu entflammen, noch größeren Eifer zeigte sein Nachfolger Calixtus III. Seine Legaten gingen durch alle Länder, fanden aber leider wenig Gehör; in Frankreich wurde die Bekanntmachung des päbstlichen Ausschreibens sogar verboten. Unter den vom Pabste ausgesandten Rednern war ein merkwürdiger, von hoher Begeisterung erfüllter Mann, ein italienischer Franziskanermönch, Johann von Capistrano. Um den Sinn der Menschen auf den Krieg wider die Ungläubigen zu lenken, bemühte er sich, sie aller weltlichen Sinnenlust zu entreißen. Schon im J. 1450 war er in Deutschland erschienen; der Ruf seiner Heiligkeit ging vor ihm her. Einige Jahre nach Constantinopels Fall, als Mohammed, den stolzen Siegeslauf bis in das Abendland fortzusetzen, mit 150,000 Mann vor Belgrad erschien (1456), kam Capistrano dem tapferen Hunyad zu Hülfe, mit einem Kreuzheere, welches aus einer zusammengelaufenen Menge von Bürgern, Bauern, Studenten und Bettelmönchen bestand und zum Theil nur mit Stöcken und Schleudern bewaffnet war. Sie warfen sich in das geängstete Belgrad. Am 21. Juli drangen die Janitscharen durch die zerschossenen Mauern ein und setzten sich in Besitz der äußeren Stadt. Hunyad hielt Alles für verloren, aber Capistran's Zuversicht war noch unerschüttert. Er ließ die Besatzung der Citadelle brennende, in Schwefel getauchte Reisbündel auf die hinanklimmenden Feinde werfen, machte dann an der Spitze von tausend Kreuzfahrern einen Ausfall, und verbreitete solchen Schrecken, daß die Türken sich in eine unordentliche, wilde Flucht warfen, deren Strom selbst Mohammed, wie sehr er drohte und wüthete, folgen mußte. Alles Belagerungsgeschütz, an 300 Stücke, wurde eine Beute der Sieger; 24,000 Türken hatten hier ihr Grab gefunden. Leider aber starben Hunyad und Capistran noch im Jahre dieses glorreichen Sieges, beide auf dem Krankenbette.

Die erfolgreiche Vertheidigung Belgrads hatte den verheerenden Strom, wenigstens für einige Zeit, von Ungarn abgewendet, und Mohammed's Er-

oberungsgier wendete sich nach anderen Seiten. Nachdem er im Jahre 1458 einen Theil von Griechenland erobert hatte, wendete er sich nach Kleinasien, um sich des Kaiserthums Trapezunt (s. oben in der oström. Geschichte) zu bemächtigen. Hier regierte damals der Comnene David, der, als Mohammed 1461 vor den Mauern Trapezunts erschien, sogleich capitulirte und die Stadt übergab, nachdem der Sultan ihm freien Abzug mit seinen Schätzen bewilligt und einen Wohnsitz in Europa angewiesen hatte. Allein der blutdürstige Eroberer hielt sein feierlich gegebenes Versprechen nicht, sondern ließ den Kaiser mit seiner ganzen Familie hinrichten.

Mohammed's Kriegsleidenschaft und die vielfachen Berührungen seines Reiches mit halb besiegten, halb noch widerstrebenden Völkern trieben ihn in unaufhörlichen Kämpfen umher, und seine Macht wuchs wie ein reißender Strom. In Kleinasien machte er dem karamanischen Reiche (dessen Hauptstadt Konia war), lange dem gefährlichsten Nebenbuhler der osmanischen Macht, mit welchem seit anderthalb Jahrhunderten stets entweder offene Feindschaft oder unsicherer Friede gewesen war, ein völliges Ende (1473). Serbien, Bosnien und die Wallachei wurden erobert, und die Streifzüge der Türken bis nach Krain, Kärnthen und Steiermark, die bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts währten, begannen damals. Mit den Venetianern gerieth der Sultan in Krieg, theils eines den Türken entlaufenen Sklaven wegen, dessen Auslieferung die Venetianer verweigerten, theils und hauptsächlich aber wegen der venetianischen Besitzungen im Peloponnes, wobei dieses unglückliche Land noch mehr als das vorige Mal verheert und zu Grunde gerichtet ward. Das Schicksal der Gefangenen war furchtbar. Die Hinrichtungsart, welche Mohammed am liebsten an ihnen üben ließ, war das Durchsägen oder Entzweihauen, und weshalb? — weil er diese Todesart für die qualvollste hielt! Sechzehn Jahre währte dieser Krieg, bis die Venetianer gegen manche Aufopferung Frieden erhielten (1479). Es soll damals sogar zwischen der Republik und dem Sultan ein Freundschafts- und Vertheidigungsbündniß geschlossen worden sein. Gewiß ist wenigstens, daß die Venetianer gleich darauf in einem Kriege mit Neapel die Türken zu Hülfe riefen. Sie kamen, solcher Einladung froh, und nahmen Otranto (1480). Nun war also schon ein Fuß auf Italiens Küste gesetzt; das Abendland, an einem seiner empfindlichsten Theile verletzt und beschritten, schien den Eroberer zu neuer Beute und neuem Ruhme zu locken. Glücklicher Weise starb Mohammed II. am 3. Mai 1481, und Otranto wurde seinen Truppen bald wieder entrissen. Mit Mohammed's rohem Blutdurste und unmenschlicher Grausamkeit steht in vollem Einklange eine, bis auf die neueste Zeit in Kraft gebliebene Verordnung, durch die er seinen Nachkommen auf dem Throne den Brudermord förmlich zur Pflicht machte. „Die meisten Gesetzgelehrten haben es für erlaubt erklärt, daß,

wer immer von meinen erlauchten Kindern und Enkeln zur Herrschaft gelangt, zur Sicherheit der Ruhe der Welt seine Brüder hinrichten lasse: sie sollen darnach handeln." So lauteten die Worte seines Gesetzes. Ein neuerer Geschichtschreiber rechnet unter die Garantieen für die Dauer des türkischen Reiches insbesondere das religiöse Element (er meint nämlich den Mahomedanismus), welches dessen moralische Grundsäule gebildet und bei fortschreitender Entwickelung in allen seinen Theilen als eigentliches Lebensprinzip dasselbe durchdrungen und aufrecht erhalten habe. Man möchte doch fragen, ob dieser deutsche Türkenfreund das Gesetz Mohammed's II. über den Brudermord ebenfalls zu dem religiösen Element, zu der moralischen Grundsäule und dem eigentlichen Lebensprinzip des Türkenreichs rechnet und das Durchsägen oder Entzweihauen unschuldiger Gefangener, welches dieser nämliche Sultan als die qualvollste und daher von ihm bevorzugte Hinrichtungsart anordnete, jener „fortschreitenden Entwickelung" anreiht?

Mohammed's Sohn und Nachfolger, Bajazet II. (1481—1512), mußte gleich nach der Thronbesteigung gegen seinen jüngeren Bruder Zizim (oder Dschem), Statthalter von Karomanien, zu Felde ziehen, indem dieser ihm die Herrschaft in Kleinasien streitig machte. Bei Nicäa geschlagen, flüchtete Zizim Anfangs nach Egypten und später nach Rhodus zu den Johannitern, die ihn wirksam in Schutz nahmen. Bajazet II. ließ sich sogar herbei, ihnen 45,000 Dukaten jährlich zu zahlen, damit sie sich nur verbindlich machten, ihn nicht aus ihrem Gewahrsam zu entlassen. Sie hielten auch ihr Versprechen, obwohl die Könige von Frankreich, Aragonien und Ungarn nach einander Zizim's Auslieferung verlangten, um mittelst seiner den Sultan in Verlegenheit zu setzen. Doch ließ es sich nicht vermeiden, ihn endlich an den Papst Alexander VI. auszuliefern. Dieser, welcher von 1492 bis 1503 auf dem päbstlichen Stuhle saß und denselben durch einen Wandel schändete, der ihn den Neronen und Heliogabeln zuordnet, knüpfte Unterhandlungen mit Bajazet II. an und schaffte in Folge derselben den Prinzen Zizim 1495 durch Gift aus der Welt. Im J. 1492 wollte Bajazet Belgrad durch Ueberrumpelung nehmen, wurde aber zurückgeschlagen. Nun wendete er sich nach Albanien und ließ zu gleicher Zeit Siebenbürgen, Croatien, Steiermark und Kärnthen verwüsten. Bei Villach wurden die Räuber von einem christlichen Heerhaufen überfallen, 10,000 der Ihrigen erschlagen, 7000 gefangen genommen und 15,000 gefangene Christen befreit. Im J. 1498 fielen die Türken zweimal in Polen ein, und im folgenden Jahre bekriegten sie, auf Anstiften des Pabstes Alexander VI., die Venetianer, und brachen bei dieser Gelegenheit auf's Neue plündernd und verheerend in Kärnthen ein. Die letzten Regierungsjahre Bajazet's II. wurden durch die Empörungen und Kriege seiner Söhne beunruhigt, die sich den Thron sichern wollten. Im J. 1509 erhob sich der älteste, Korkud, der aber nach Egyp-

ten fliehen mußte. Bajazet ernannte darauf seinen zweiten Sohn Achmed zum Thronfolger; aber der dritte Sohn Selim lehnte sich dawider auf, erlitt zwar eine Niederlage bei Adrianopel, siegte jedoch in Asien; und nun beriefen die Janitscharen Selim nach Constantinopel, und erklärten ihn für den rechtmäßigen Thronerben (1512). Sein Vater, der zur Niederlegung der Regierung gezwungen und nach Demotika (südlich und 6 M. von Adrianopel) verwiesen wurde, starb auf dem Wege nach seinem Verbannungsorte.

Selim I. (1512—1519) machte sich seines Beinamens „der Henker" alsbald würdig, indem er sofort die Söhne seiner früher verstorbenen Brüder ermorden ließ. Darüber entspann sich ein Krieg mit seinen noch lebenden Brüdern, Korkud und Achmed, der aber mit deren Besiegung und Hinrichtung endigte. Murad, ein Sohn Achmed's, floh nach Persien, dessen mahomedanische Bewohner der großen Mehrzahl nach bekanntlich die Sunna (Tradition oder mündliche Ueberlieferungen) verwarfen und deshalb von den Sunniten, was die meisten Türken sind, Schiiten oder Ketzer genannt werden. Selim nahm nun wegen des Schutzes, den Murad bei dem persischen Schah Ismael gefunden hatte, zunächst dadurch Rache, daß er 40,000 unschuldige Schiiten in seinem Reiche hinrichten ließ, und als Ismael in Persien mit den Sunniten das Gleiche that, überzog er ihn mit Krieg, schlug ihn am 14. Aug. 1514 gänzlich und zog siegreich in Tebris ein. Ein Aufruhr der Janitscharen nöthigte ihn nunmehr zur Umkehr: jedoch im J. 1516 eroberte er dafür ganz Syrien und Palästina, schlug im folgenden Jahre das Heer des Sultans von Egypten und rückte in Cairo ein, wo er, gegen sein ausdrückliches Versprechen, die Stadt zu schonen, mehr als 50,000 Menschen niederhauen und Alles plündern ließ. Mit der Einverleibung Egyptens in das türkische Reich nahm Selim zugleich den Titel eines Kalifen an, den die egyptischen Sultane bis dahin geführt hatten. Selim I. starb am 21. Sept. 1519.

Ihm folgte sein einziger Sohn, Soliman II. (1519—1566), zubenannt der Prächtige, der nach der Dämpfung eines Aufruhrs in Egypten Krieg gegen Ungarn und Serbien begann, am 29. Aug. 1521 Belgrad eroberte und hierauf Rhodus angriff, welches er jedoch erst nach den ungeheuersten Anstrengungen und der heldenmüthigsten Vertheidigung von Seiten der Rhodenserritter einzunehmen vermochte. Den Rittern wurde freier Abzug mit Habe und Gut bewilligt, auch die Unverletzlichkeit der Kirchen zugesagt; doch brachen die Janitscharen die Capitulation. Der Kaiser Karl V. wies den Rittern die Insel Malta zu ihrem künftigen Wohnsitze an. Hierauf wendete sich Soliman II. wieder nach Ungarn, erstürmte am 27. Juli 1526 Peterwardein, schlug am 28. Aug. den König Ludwig II. von Ungarn bei Mohacz auf's Haupt, bekam in Folge dieses Sieges Ofen und andere feste Städte in seine Gewalt, dämpfte sodann Empörungen in Kleinasien und kehrte

nunmehr nach Ungarn zurück, wo er den siebenbürgischen Fürsten Johann Zapolya als seinen Vasallen zum Lehnkönige von Ungarn einsetzte (1529). Dann brach er gegen Ungarns rechtmäßigen König Ferdinand I. auf und begann am 27. Sept. 1529 die Belagerung Wiens. Hierzu war er durch Franz I. von Frankreich veranlaßt worden, der, obwohl das Prädikat Allerchristlichster König führend und auf seine Ehrliebe pochend, keinen Anstand genommen hatte, mit dem abgesagtesten Feinde der Christenheit und dem Beherrscher eines rohen und unmenschlichen Barbarenvolkes ein Bündniß einzugehen, blos damit er seinem Gegner Carl V., Ferdinand's Bruder, einen neuen Verdruß bereite! Soliman's Heer zählte über 120,000 Mann und führte 400 Stück schweres Geschütz bei sich, während Wien eine Besatzung von nicht mehr als 16,000 Mann hatte und zudem nur durch schwache Mauern und Thorthürme geschützt war. Nie war die Gefahr, welche dem Abendlande von den barbarischen Eroberern drohte, so groß wie jetzt gewesen; denn wäre die österreichische Hauptstadt in ihre Hände gefallen, so würden sie sich unausbleiblich wie ein verheerender Strom über Deutschlands Fluren ergossen, auch, trotz des Bündnisses zwischen dem Allerchristlichsten Könige und ihrem Sultan, keinen Augenblick Bedenken getragen haben, das benachbarte Frankreich ebenfalls mit ihren Mord- und Plünderungszügen heimzusuchen. Schon waren weite Breschen in Wien's Mauern gemacht, und zu verschiedenen Malen stürmten die türkischen Schaaren, entflammt von Blutdurst und Beutegier, aber alle ihre Anstrengungen wurden durch den Heldenmuth der Besatzung zu Schanden, die des Verhängnisses, das in ihre Hände gelegt war, würdig focht. Mangel an Lebensmitteln und das Murren der Truppen bewogen Soliman, am 15. Oktober die Belagerung aufzuheben, nachdem in der Gegend von Wien die Dörfer und Kirchen weit und breit verbrannt und 10,000 zusammengeschleppte Gefangene mehrentheils ermordet worden waren. Von jetzt an schien von Soliman das Glück gewichen zu sein; denn ein Krieg mit Persien (1534) fiel nicht zu seinem Vortheile aus, und ein 1565 unternommener Angriff gegen Malta endigte mit großem Verluste auf seiner Seite. Um diese Scharte auszuwetzen, begab sich Soliman 1566 persönlich zu dem gegen Ungarn bestimmten Heere, wo die Feindseligkeiten immer fortgedauert hatten. Hier fand er jedoch durch den tapferen Widerstand des Grafen Zriny vor Szigeth solche Hindernisse, daß er aus Verdruß über die Langwierigkeit der Belagerung am 30. Aug. 1566 starb.

Ihm folgte sein Sohn Selim II. (1566—1574), der den sinnlichen Genüssen in dem Grade fröhnte, daß er zu allem thätigen Handeln unfähig wurde. Doch erhielten die Erinnerung an den Ruhm seines Vaters und die kluge Leitung seines Großveziers Sokolli auch ihm noch Glanz und Ansehen. Obwohl er aus der angegebenen Ursache den Frieden liebte und daher mit Maximilian II. einen achtjährigen Waffenstillstand schloß und ebenso mit dem Schah

von Persien, wurde doch mit den Venetianern Krieg geführt, ihnen Cypern entrissen und jeder Friedensantrag, den sie machten, zurückgewiesen. Venedig schloß nunmehr mit dem Könige von Spanien, dem Pabste, dem Herzoge von Savoyen und dem Malteserorden ein Bündniß gegen die Türken, und die aus 205 Galeeren und anderen Kriegsfahrzeugen bestehende vereinigte Flotte dieser Mächte, befehligt von Don Juan d'Austria, erkämpfte am 7. October 1571 bei Lepanto einen vollständigen Sieg über die türkische. Die Türken verloren 224 Schiffe und 30,000 Mann; an 350 Kanonen wurden von den Siegern erbeutet und 15,000 christliche Gefangene befreit. Statt aber nunmehr die unermeßlichen Vortheile eines solchen Schlages zu erndten und auf Constantinopel loszugehen, trennten sich die christlichen Flottenführer und segelten zurück, weil sie sich über weitere Unternehmungen nicht einigen konnten. Vergebens stellte Don Juan vor, welch' ein glänzender Erfolg sich erwarten ließe, wenn man die Türken jetzt zu den Angegriffenen und Bedrohten mache. Spanien war damals auf dem Höhepunkte seiner Macht und hätte daher um so leichter die Türken nicht nur zu Paaren treiben, sondern auch aus Europa verjagen können. Allein Philipp II., der zwar die ganze Gewalt der Inquisition, mächtige Flotten und mächtige Heere zur Ausrottung christlicher Ketzer aufbot, war nicht zu bewegen, gegen die Erbfeinde der Christenheit ernstliche Schritte zu thun; und seitdem ist es überhaupt immer eine Haupttendenz der west- und mitteleuropäischen Politik gewesen, die Türken zu retten. So erhielt denn der Großvezier Sokolli volle Zeit, die Flotte wieder zu ergänzen, und schon im Sommer 1572 erschien dieselbe auf's Neue im Adriatischen Meere, 250 Segel stark. Selim II. starb übrigens am 12. Dezember 1574, an den Folgen des Trunkes.

Murad III. (1574—1595), sein Sohn und Nachfolger, war ein Schwächling, verfehlte aber dessenungeachtet nicht, unverweilt seine fünf Brüder erdrosseln zu lassen. Die Tüchtigkeit des Großveziers Sokolli wußte er nicht zu würdigen; derselbe verlor sein Ansehen, und als er 1579 starb, nahm die Unordnung in der Verwaltung überhand. Mit Oesterreich gab es unaufhörlich Kämpfe, obgleich kein Krieg erklärt war, und die Türken landeten und plünderten in Italien, ohne mit einer christlichen Macht im Kriege zu stehen. Mittlerweile waren in Persien mehrere Thronrevolutionen ausgebrochen, die das Reich geschwächt hatten und den Türken Lust zu Eroberungen machten. Es wurde also zunächst gegen Persien (1578) und im J. 1593 gegen Oesterreich Krieg geführt. In dieser und ähnlicher Weise ging es fort, unter Murad und unter seinen Nachfolgern; und es würde eben so ermüdend wie Unmuth erregend für die Leser sein, wollten wir die Einzelnheiten davon hier mittheilen. Die Türkei selbst gerieth besonders seit Murad III. immer mehr in Verfall; fortan im Serail erzogen, bestiegen die Sultane als Weichlinge und Werkzeuge ihrer Hofdiener den Thron und suchten durch Bruder- und

Verwandtenmord sich denselben zu sichern; im Innern versank das Volk immer tiefer in den Schlamm der Unwissenheit und des Despotismus; raubgieriger noch und willkürlicher als der Sultan und sein Divan herrschten in den Provinzen die Paschas, und die Janitscharen hatten unter solchen Umständen vollends freies Spiel: sie setzten Sultane ab und erdrosselten sie, und setzten Sultane ein, ganz nach Belieben. Das alles geschah aber nur daheim oder, so zu sagen, im häuslichen Kreise; denn gegen das christliche Ausland herrschte stets die zum Kriegführen erforderliche Einigkeit unter den Türken, welche die nicht genug zu brandmarkende europäische Jämmerlichkeits-Politik gegen sie bestens benützten, um in den christlichen Grenzländern zu plündern, zu morden und Gefangene daraus in die Sklaverei zu schleppen. Der ihnen so geläufige Ausdruck „Christenhunde" zeigte zur Genüge, wie sehr sie Gelegenheit gehabt hatten, die Verfechter jener feigen, kleinlichen und bornirten Politik verachten zu lernen. Genug, bis zu den letzten Kriegen Rußlands gegen sie machten sie mit den europäischen Mächten gar nicht lange Umstände und bekriegten sie oft nur zu Nebenzwecken. So wurde der oben erwähnte Krieg gegen Oesterreich (1593) lediglich nur zu dem Zwecke geführt, um die unruhigen Janitscharen zu beschäftigen.

Mahommed III. (1595—1603), Murad's Sohn, ließ zunächst seine 19 Brüder ermorden, stillte sodann einen Aufruhr der Janitscharen mit Geld und schickte sie hierauf nach Ungarn in den Krieg. Hier wurde mit abwechselndem Glück gekämpft, aber im Ganzen wenig ausgerichtet, obwohl die Türken Pesth, Ofen und andere ungarische Städte noch immer in ihrem Besitze hatten. Das Beispiel der Janitscharen wurde nun auch von den Spahis nachgeahmt, welche im J. 1600 in Constantinopel sich empörten und die Sultanin Valide, welche die elende Regierung leitete, zwangen, ihnen ihre Günstlinge Preis zu geben. Im J. 1603 erneuerten sie den Aufruhr, und im nämlichen starb Mahommed III.

Achmed I. (1603—1617), sein Sohn, war erst 14 Jahre alt, als er den Thron bestieg. Doch dauerten unter ihm die Kriege unabläßig fort, theils gegen Oesterreich, theils gegen Persien, theils auch gegen Polen. Als er am 22. November 1617 starb, waren seine 7 Söhne noch unmündig; daher folgte sein Bruder Mustapha I., der aber blödsinnig oder doch zu Allem, was irgend Regierungsgeschäfte genannt werden konnte, so gänzlich untauglich war, daß er schon nach drei Monaten auf Verlangen des Mufti abgesetzt und Achmed's ältester Sohn, Osman II., zum Sultan ausgerufen wurde. Dieser war nicht nur kriegerisch gesinnt, sondern trat auch überhaupt selbstständig handelnd auf, verlor aber durch seinen Geiz die Liebe der Truppen (die jetzt meist nur durch Geld oder durch Plünderungen in Feindes Land bei guter Laune erhalten werden konnten), durch Neuerungen die Zuneigung der Ulemas, und durch Hinrichtung seines nächstältesten Bruders Mahommed

die allgemeine Achtung. Hartnäckig bestand er auf einem Kriege gegen Polen und zog 1621 persönlich ins Feld. Er hatte wirklich das Glück, das polnische Heer bei Choczim (am Dniester, in Bessarabien) einzuschließen und in eine bedrängte Lage zu bringen, konnte aber keinen Vortheil davon ziehen, weil seine Krieger bei der vorgerückten Jahreszeit nicht länger im Felde stehen, sondern nach Haus gehen wollten. So mußte er denn den Polen einen für sie nicht unvortheilhaften Frieden bewilligen. Darüber wurden nun die in Constantinopel zurückgebliebenen Janitscharen unzufrieden; sie erregten einen Aufruhr, stürzten Osman vom Throne, setzten am 20. Mai 1622 den blödsinnigen Mustapha wieder ein und ermordeten Osman. Dann aber bereuten sie ihre Uebereilung, stifteten gemeinschaftlich mit den Ulemas neue Empörungen an, erdrosselten mehrere Große, verjagten andere, setzten am 30. August 1623 Mustapha abermals ab, und erhoben Osman's zwölfjährigen Bruder Murad IV., mit dem Beinamen Ghasi, zum Sultan.

Noch Knabe an Jahren, obwohl an Körperkraft wie an Verstand Mann, mußte Murad IV. (1623—1640) Anfangs die Geschäfte der Sultanin Walide und dem Großvezier überlassen; nachdem er aber das Mannesalter erreicht hatte, nahm er sich der Regierung kräftig an, wurde jedoch später blutgierig und grausam, wüthete so zu sagen mit Feuer und Schwert gegen das Tabakrauchen und Weintrinken, verbot jenes bei Todesstrafe und erschoß Betrunkene mit eigener Hand, ergab sich aber dann selbst dem Trunke und handelte nun vollends wie ein Tollhäusler. Bald erregten die Janitscharen und Spahis einen Aufstand, nicht eben wegen des Sultans Tollheiten, sondern weil die Erschöpfung des Schatzes nicht gestattet hatte, ihnen das gebräuchliche Thronbesteigungsgeschenk zu geben. Es blieb demnach, um sie zu beschwichtigen, nichts Anderes übrig, als sie zum Plündern zu führen, und so gab es wieder Krieg nach verschiedenen Richtungen. Weil in den Feldzügen gegen die Perser nicht Alles nach des Sultans Wunsche ging, wurden mehrere Großveziere nach einander, bei einer anderen Gelegenheit einige Spahisführer und sogar auch der Mufti hingerichtet, was zuvor noch kein Sultan gewagt hatte. Um übrigens den Mufti nicht die gewöhnliche Todesart des Erdrosselns oder Enthauptens erleiden zu lassen, wurde er in einem großen Mörser zerstampft. Murad IV. wurde seit 1634 immer grausamer und schonte selbst seine Lieblinge, Vertrauten und Angehörigen nicht. Im J. 1635 war er gegen Persien persönlich zu Felde gezogen und hatte am 8. August Erivan erobert. Mit dieser Siegesbotschaft sandte er zugleich den Befehl zur Hinrichtung seiner Brüder, Bajazet und Soliman, nach Constantinopel. Am 9. Februar 1640 starb er an der Trunksucht. Er hatte über 100,000 Menschen hinrichten lassen.

Sein Bruder und Nachfolger Ibrahim I. (1640—1648) war weichlich, üppig, dabei grausam und ein Werkzeug seiner Günstlinge, Weiber und Gro=

ßen, die in raschem Wechsel erhoben und hingerichtet wurden. Zuletzt wurden in einem Aufruhr der Janitscharen, denen auch die Ulemas beitraten, erst Ibrahim's Günstlinge ermordet und dann der Sultan erdrosselt (18. August 1648).

Sein Sohn **Mahommed IV.** (1648—1687) bestieg nun den Thron, obwohl erst 7 Jahre alt. Einstweilen führte daher in seinem Namen die Regierung der Großvezier, doch unter der Leitung der alten und der jungen Sultanin Valide (Großmutter und Mutter des Sultans), die uneinig waren; so daß sich leicht denken läßt, was für eine Beschaffenheit eine solche Regierung hatte. Endlich erregte eine Münzverschlechterung großes Mißvergnügen und einen Auflauf der Kaufleute, und die Folge davon war, daß der an sich ganz schuldlose Großvezier hingerichtet ward. Nun erhielt die Partei der jungen Valide das Uebergewicht und die alte Valide wurde erdrosselt. Damit war indeß der Stand der Dinge um nichts gebessert; die Empörungen in Constantinopel, Kleinasien und in anderen Provinzen erneuerten sich, und das Türkenreich möchte wohl damals schon in sich selbst zusammengebrochen sein, wenn die Pforte nicht in Mahommed und Achmed Kiuprili, Vater und Sohn, zwei tüchtige Großveziere nach einander erhalten hätte. Achmed Kiuprili, welcher von 1661 bis 1674 die großvezierliche Würde bekleidete, war es, der die S. 7 u. 8 beschriebene Belagerung von Kandia leitete. Obgleich die Kriege gegen die europäischen Nachbarreiche wie gewöhnlich fortdauerten und nur von Zeit zu Zeit durch Unterhandlungen oder prekäre Friedensschlüsse momentan unterbrochen wurden, so gab doch neue Gelegenheit zu einem Feldzuge gegen Oesterreich der ungarische Magnat Emmerich Tököly, der, um König von Ungarn zu werden, 1678 daselbst einen Aufstand organisirte und die Türken dabei zu Hülfe nahm. Seinen Zweck erreichte er denn auch in so weit, als der türkische Pascha zu Ofen sich herabließ, ihn 1682 mit dem Zeichen der fürstlichen Würde zu bekleiden. Aus Dankbarkeit dafür machte sich Tököly zur Zahlung eines jährlichen Tributs an den Sultan anheischig. Um sich indeß vollends in seiner Würde zu behaupten, sprach er Ludwig XIV. von Frankreich um Beistand an, und dieser sonst so stolze Monarch verschmähte es nicht, dem elenden Rebellen sich willfährig zu bezeigen, wiederum, wie bei seinem Vorfahr Franz I., aus kleinlicher Rache gegen das Haus Oesterreich. Demzufolge hetzte er die Türken, Oesterreichs Erbfeinde, zu einem neuen Kriege gegen den Kaiser auf.

Der Wiener Hof wurde dadurch allerdings in eine bedenkliche Lage versetzt, da er gar kein Heer für den Augenblick auf den Beinen hatte. Indeß erboten sich der fränkische und schwäbische Kreis und die Kurfürsten von Bayern und Sachsen, dem Kaiser mit Truppen beizuspringen, und die beiden Kurfürsten erschienen sogar persönlich. Auch der damals in Polen regierende tapfere König Johann Sobiesky war aus nachbarlicher Freundschaft bereit,

gegen eine Entschädigung für die Kriegskosten mit einem Heere nach Ungarn zu ziehen. Was aber den besten Erfolg von Allem hoffen ließ, war der Umstand, daß der Oberbefehl über die verbündeten deutschen Truppen in den Händen des Herzogs Carl V. von Lothringen war, eines der größten Feldherren jener Zeit. Mittlerweile zog im Anfange Juli's 1683 das türkische Heer unter dem Großvezier Kara Mustapha gegen Wien heran. Dieser ehrgeizige, aber glücklicher Weise talentlose Emporkömmling führte nichts Geringeres im Schilde, als Oesterreich zu einem türkischen Paschalik zu machen und seinen Paschasitz in der Kaiserstadt aufzuschlagen. Wien sah sich also zum zweiten Male der Gefahr ausgesetzt, eine Beute der Türken zu werden; und mit welchem Schrecken man die Nachricht vom Herannahen des mehr als 200,000 Mann starken türkischen Heeres vernahm, läßt sich kaum beschreiben. Rings umher sah man Flammen und Rauch vieler Ortschaften emporsteigen, und zahllose Flüchtlinge verkündeten, wie schrecklich die Barbaren haus'ten und wie sie weder Alter noch Geschlecht schonten. Auch Wien würde ein ähnliches Schicksal erfahren haben, wenn die Türken die erste Bestürzung besser zu benutzen gewußt und die Belagerung sofort eröffnet hätten. Sie verbrachten aber ihre Zeit mit Rauben und Plündern in der Umgegend und erschienen erst am 14. Juli vor Wien. Auf diese Weise war es dem tapferen und entschlossenen Befehlshaber, dem Grafen Ernst Rüdiger von Stahremberg, dem der in Linz befindliche Kaiser die Hut seiner Hauptstadt anvertraut hatte, möglich geworden, noch schnell die Festungswerke ausbessern zu lassen und andere zweckmäßige Vertheidigungsanstalten zu treffen. Er hatte nur über 13,000 Mann Besatzungstruppen zu verfügen und 7000 Wiener Bürger als Beihülfe, aber alle waren von Kampfbegierde erfüllt und entschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Indeß würden sie doch wohl den unaufhörlichsten Angriffen von Seiten des übermächtigen Belagerungsheeres zuletzt haben unterliegen müssen, wenn die Türken die Belagerung mit Kenntniß und Einsicht zu betreiben verstanden hätten. Ihre Ingenieure waren aber zum Glück unwissende Renegaten, und zudem war auch der Belagerungsplan, den sie befolgten und den ihnen Ludwig XIV. zugeschickt hatte, ohne genauere Ortskenntniß entworfen. Nachdem die Türken zwei Monate lang die Gegend umher ausgeplündert hatten, und in unzähligen Angriffen von der Besatzung jedesmal tapfer zurückgeschlagen worden waren, erschien endlich Johann Sobiesky mit 26,000 Polen im Lager des Herzogs von Lothringen, der schon 27,000 Oesterreicher und 30,000 Sachsen, Bayern und andere Deutsche vereinigt hatte. Er fühlte sich nun stark genug, einen Entsatz der Stadt zu wagen. Dieser durfte auch in der That nicht länger verschoben werden, da die tapfere Besatzung durch häufige Ausfälle zur Zerstörung der Arbeiten des Feindes, durch die steten Kämpfe der Vertheidigung und durch Krankheiten äußerst geschwächt war, und die Türken ihre Anstrengungen

jetzt verdoppelten. Am 12. September 1683 erschien der Herzog vor Wien und griff sofort die Feinde mit solcher Heftigkeit an, daß sie nicht Stand zu halten vermochten, sondern nach einem ungeheuren Menschenverluste bei einbrechender Nacht die Flucht ergriffen. Da sie Lager und Vorräthe im Stiche lassen mußten, so war die Beute unermeßlich. In der Kriegskasse fand man 2 Millionen an baarem Gelde. Das Zelt des Großveziers wurde allein zu 400,000 Thalern Werth angeschlagen, und die ganze Beute auf 10 Millionen geschätzt. Sie wurde auf der Stelle unter die Sieger vertheilt; und so groß sie auch sein mochte, so war sie doch nur gering zu nennen gegen Das, was diese errungen hatten. Denn der von ihnen vertriebene Feind hatte einen hinreichenden Vorgeschmack von der vollen Bedeutung des Türkenregiments gegeben und sich nicht damit begnügt, das Land zu verheeren und die Menschen leiblich zu morden, sondern an 87,000 Oesterreichern ein fast noch schrecklicheres Loos durch zeitiges Fortschleppen in die Sklaverei bereitet. Unter diesen Unglücklichen befanden sich 6000 Männer, 11,000 Frauen, 15,000 Jungfrauen und über 50,000 Kinder beiderlei Geschlechts; unter den weiblichen Gefangenen rechnete man 204 Gräfinnen und Baronessen.

Man hätte denken sollen, es würde nunmehr alles Ernstes darauf Bedacht genommen worden sein, den Türken die Lust, Wien zu belagern, ein für allemal zu benehmen, oder ihnen doch wenigstens die Gefangenen wieder zu entreißen und sie zugleich aus dem angrenzenden Ungarlande zu vertreiben. Allein woher hätte, vollends damals, die hierzu erforderliche Energie kommen sollen? Die Gefangenen ließ man ruhig in die Sklaverei wandern, und wenn auch zur Vertreibung der Türken aus Ungarn allerdings Schritte gethan wurden, so ging man doch mit solcher kriegsgelehrten Behutsamkeit und Indolenz dabei zu Werke, daß jene sich dort noch sechs ganzer Jahre behaupten und für den Verlust der vor Wien ihnen abgejagten Beute sich reichlich wieder entschädigen konnten. Kara Mustapha war übrigens längst wegen seines Fehlschlages strangulirt worden, und seine Nachfolger in der Großvezierwürde hatte ein ähnliches Loos getroffen. Als nun 1687 das türkische Heer von dem Herzoge von Lothringen abermals geschlagen ward, setzte es den damaligen Großvezier ab und erwirkte den Befehl zu seiner Erdrosselung, setzte eigenmächtig einen Nachfolger (Siwa Pascha) ein und veranlaßte dann einen Aufruhr in Constantinopel, der die Absetzung des Sultans zur Folge hatte.

Soliman III. (1687—1691) bestieg hierauf den Thron. Er war Mahommed's IV. leiblicher Bruder und der herkömmlichen Ermordung nur dadurch entgangen, daß er fern von allem weltlichen Treiben nur mit Andachtsübungen sich beschäftigt hatte. Von welcher Art aber dieselben gewesen sein mögen, läßt sich schon daraus schließen, daß er, kaum Sultan geworden, seinen abgesetzten Bruder hinrichten ließ. Bald nachher plünderten die Ja-

nitscharen mit dem Pöbel die Häuser der Vornehmen, ermordeten den Großvezier Siwa Pascha und setzten seinen Nachfolger ab, weil er die Urheber des Aufruhrs bestrafen wollte. Zu seinem Glück erhielt Soliman endlich an Mustapha Kiuprili (Bruder des obengenannten Achmed Kiuprili) einen einsichtsvollen und energisch handelnden Großvezier; so daß der Krieg in Ungarn seinen weiteren Fortgang nehmen konnte. Kiuprili blieb jedoch in einer Schlacht gegen die Kaiserlichen 1691, und im nämlichen Jahre starb auch Soliman III. Ihm folgte sein Bruder Achmed II. (1691—1694), den noch Kiuprili, mit Zurücksetzung der Söhne Soliman's, auf den Thron erhoben hatte. In Ungarn wurde nichts ausgerichtet, trotz der Hinrichtung mehrerer Großveziere. Nach Achmed's Tode folgte ihm sein Neffe, Mahommed's IV. Sohn, Mustapha II. (1691—1702), unter dem endlich mit dem Kaiser Friede geschlossen wurde, und zwar zu Carlowitz am 26. Januar 1699. Er fiel übrigens nicht zu Gunsten der Pforte aus, deren Schwäche jetzt auch nach außen hin sich kundzugeben anfing. Fast gleichzeitig ward auch mit Polen, Rußland und Venedig Friede geschlossen. Der Janitscharen-Empörungen wegen sah sich Mustapha im April 1702 genöthigt, dem Throne zu entsagen, den nun sein Bruder Achmed III. (1702—1730) einnahm. Dieser liebte in so hohem Grade die Ruhe, daß er dem spanischen Erbfolgekriege sowohl wie dem gleichzeitigen nordischen Kriege gleichgültig zusah und keine Neigung spürte, die ihm hierdurch dargebotene günstige Gelegenheit zum Vortheil der Pforte zu benutzen. Endlich gelang es Carl XII. von Schweden, nach der Niederlage bei Pultowa, ihn zum Krieg gegen Rußland zu reizen; aber leicht erkaufte der mit seinem Heere eingeschlossene Czar den Frieden mit der Rückgabe von Azow (1711). Darauf wurde zwar Krieg gegen die Venetianer geführt und ihnen Morea entrissen (1715); doch Oesterreich ergriff bewaffnet Partei für Venedig, und die Siege des Prinzen Eugen von Savoyen bei Peterwardein und Venedig (1717) entrissen der Pforte im Passarowitzer Frieden (1718) Temeswar und Belgrad nebst einem Theil von Serbien und der Wallachei; doch behielt sie Morea. In Egypten und mehreren anderen Provinzen des Reiches brachen Empörungen aus und wurden zum Theil nur mit Mühe gestillt. Achmed III. beschäftigte sich mittlerweile mit Aufhäufung von Schätzen und mit Blumenzucht, dabei immer ängstlich bedacht, den Frieden zu erhalten. Doch dieser wurde 1730 durch eine Thronveränderung in Persien gestört, dessen neuer Schah die von der Pforte früher eroberten persischen Provinzen zurückverlangte und alle Vergleichsvorschläge von sich wies. Darüber kam es denn zum Kriege mit Persien; aber da Achmed kein Geld zu den Rüstungen hergab und zur Aushülfe eine Steuer auf den Kleinhandel gelegt ward, brach am 28. September 1730 in Constantinopel eine Empörung aus, welche Achmed's Absetzung zur Folge hatte. Ihm folgte sein Neffe.

—

Mahmud I. (1730—1754), war Anfangs ganz in der Gewalt der Empörer, welche die Staatsgeschäfte nach ihrer Willkür lenkten, bald aber die Gunst des Volkes verloren, worauf er 500 von ihnen hinrichten ließ. Der Krieg gegen Persien endigte 1736 mit einem für die Türken nachtheiligen Frieden; günstiger war der mit Oesterreich geschlossene Belgrader Friede vom 1. September 1739, in welchem die 1718 abgetretenen Theile von Serbien und der Wallachei zurückgegeben wurden; dagegen zog die Pforte in dem seit 1736 mit Rußland geführten Kriege entschieden den Kürzern. Mahmud I. starb Ende 1754, und ihm folgte sein Bruder Osman III. (1754—1757), unter dem Frankreich den mehr oder minder überwiegenden Einfluß verlor, den es bis dahin seit langer Zeit bei der Pforte besessen hatte. Mahmud's Sohn und Nachfolger, Mustapha III. (1757—1773), der Rußland's steigende Größe mit Unruhe wahrnahm, und noch von einer Türkenmacht aus der Zeit Soliman's II. träumen mochte, ließ sich von Frankreich (welches immer noch einen Einfluß bewahrt hatte) einreden, er werde im Stande sein, den nordischen Nachbar zu bewältigen oder ihm wenigstens Respekt einzuflößen, und er erklärte demzufolge 1768 an Rußland den Krieg. Er erlebte nur noch die Zerstörung der türkischen Flotte bei Tschesme (1770), das Ende des Krieges aber erlebte er nicht; denn er starb am 24. December 1773. Ihm folgte sein Bruder Abdul Hamid (1773—1789), der jetzt 48 Jahre war, wovon er nicht weniger als 43 Jahre im Kerker hatte verbringen müssen. Daß er daher eben nicht viel Sinn für Kriegführung haben konnte, ist begreiflich. Die an Rußland gestellten Friedensanträge wurden auch keineswegs zurückgewiesen, nur trat jetzt das seltsame Hinderniß in den Weg, daß die Ulemas jedem Zugeständnisse an Rußland sich hartnäckig widersetzten, weil die Abtretung türkischer Festungen mit den Grundsätzen des Islams streite! Nachdem aber die türkischen Truppen neue Niederlagen erlitten hatten und zuletzt sogar das Hauptheer bei Schumla von den Russen eingeschlossen war, konnte auf die Bedenklichkeiten der Ulemas nicht länger Rücksicht genommen werden und es ward am 17. Juli 1774 mit Rußland der Friede von Kudschuk Kainardschi geschlossen, in welchem die Pforte an Rußland die Festungen Kinburn (an der Dniepermündung), Kertsch und Jenikale (auf der Halbinsel Krimm) abtrat, auf die Oberherrlichkeit über die Tataren in der Krimm, im Budschak (oder dem s. g. tatarischen Bessarabien) und im Kuban (gegenwärtig das Land der Tschernomorskischen Kosacken genannt) verzichtete, den Russen freie Schifffahrt in allen türkischen Gewässern gewährte, und der russischen Regierung das Schutzrecht über die zum griechischen Cultus sich bekennenden türkischen Unterthanen einräumte. Wenn auch alle diese von Rußland erlangten Vortheile an sich eben nicht sehr bedeutend schienen, so lag doch darin der Keim zu künftigen größeren Vortheilen; und namentlich gewährte die Unabhängigkeit der Krimm

den Russen einen Einfluß auf dieses schöne und wohlgelegene Land, der endlich dessen Unterwerfung zur Folge haben mußte. Im J. 1783 trat der Tatarenkhan wirklich nicht nur die Krimm, sondern auch Kuban gegen ein Jahrgeld an Rußland ab, was die Pforte ruhig geschehen lassen mußte. Hierdurch und durch manche andere Schritte Rußlands fühlte sich ihr alter Türkenstolz tief gedemüthigt, und da hinzu kam, daß die 1787 bei der Zusammenkunft Joseph's II. mit Katharina II. in Cherson gepflogenen Verhandlungen von den Gesandten Englands, Preußens und Hollands der Pforte im gefährlichsten Lichte sich darstellten, so erklärte sie am 24. Aug. 1787 an Rußland abermals den Krieg. Dieser lief für die Türken noch unglücklicher ab, als der vorige; denn im Frieden von Jassy (9. Jan. 1792) mußten sie außer Oczakow das Land am linken Ufer des Dniesters, der also nunmehr die Grenze bildete, an Rußland abtreten. Dagegen kostete der am 4. Aug. 1791 mit Oesterreich — welches ebenfalls auf den Kriegsschauplatz getreten war — zu Szistowa abgeschlossene Friede der Pforte keine Opfer.

Unterdessen war schon am 7. April 1789 Abdul Hamid gestorben, und sein Neffe Selim III. (1789—1807), ein Sohn Mustapha's III., ihm auf den Thron gefolgt. Selim war von seinem Oheim zwar ins Serail eingeschlossen, aber sonst sehr gut behandelt worden. Zum Jünglinge herangereift, hatte er große Wißbegierde gespürt und, um dieselbe zu befriedigen, vom Serail heraus mit mehreren alten Staatsdienern seines Vaters und seines Oheims eine Correspondenz unterhalten. Ihre Belehrungen hatten ihn jedoch keineswegs befriedigt, und so war er 1786 mit dem französischen Gesandten zu Constantinopel, Choiseul, in Briefwechsel getreten, und hatte außerdem seinen vertrauten Isaak Bey insgeheim nach Frankreich geschickt, um die dortigen Staatseinrichtungen und den ganzen Verwaltungs-Organismus näher kennen zu lernen. Dann war Selim auch mit Ludwig XVI. in einen Briefwechsel getreten, und dieser hatte fortgedauert bis 1789, wo gleichzeitig mit Selim's Thronbesteigung die französische Revolution ausbrach. Dies alles wirft ein helles Licht auf Selim's nachmalige Neuerungsbestrebungen, die ihm zuletzt Thron und Leben kosteten. Seine frühe Wißbegierde läßt voraussetzen, daß es ihm an einem gesunden, natürlichen Verstande nicht fehlte. Die alten türkischen Staatsmänner, an die er bei seiner damaligen äußeren Stellung zunächst gewiesen war, konnten seine Wißbegierde freilich nicht befriedigen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie selbst nichts wußten; aber daß er sich nun von Franzosen und aus Frankreich Raths erholte, war vollends ein verkehrter Weg. Von den damaligen Franzosen konnte er nur sophistische Floskeln à la Voltaire und à la Rousseau, aber kein praktisches, gediegenes Wissen lernen; und Ludwig XVI., wenn er auch in den Sumpf der französischen s. g. Philosophen nicht hineingerathen war, und andererseits sogar ächt gelehrte Kenntnisse besaß, wußte dennoch nicht einmal im eigenen

Lande sich zu helfen und geeignete Mittel zur Verbesserung der dortigen Zustände ausfindig zu machen: wie hätte er also nun gar praktisch ausführbare Verbesserungspläne für die türkischen Zustände ersinnen sollen? Am klügsten hätte Selim jedenfalls gethan, seinen eigenen Verstand zu Rathe zu ziehen; er würde dann durch geringes Nachdenken die handgreifliche Wahrheit erkannt haben, daß das, was für die civilisirten christlichen Nationen paßte, auf seine rohen, ungebildeten mahomedanischen Türken völlig unabwendbar war, wenigstens so lange sie ihren Türkendünkel, ihren Haß gegen alles Fremde und ihre Christenverachtung nicht ablegten. Hätte er zunächst für Verbesserung des Schulwesens, für allmälige Abstellung der schreienden Mißbräuche in den Verwaltungszweigen, für unparteiische Rechtspflege, für Herstellung der Mannszucht im Heere (nur nicht etwa im Sinne des damaligen Straffystems beim preußischen Militär, sondern unter schonender Berücksichtigung althergebrachter Sitten beim türkischen Kriegswesen) gesorgt, unter der Hand auf Milderung des mahomedanischen Religionsfanatismus hingewirkt und dabei gelegentlich auf ungezwungene Weise Musterbilder europäisch-christlicher Zustände seinem Volke vor Augen gehalten, so würde sich Letzteres nach und nach mit der Nothwendigkeit durchgreifender Verbesserungen vertraut gemacht und die Eigenthümlichkeiten desselben würden sich mit der Zeit von selbst modifizirt haben, ohne mit ihrem inneren Kern zugleich alle innere Kraft zu verlieren und zu einem widerlichen Zerrbilde zu werden. Genug, er mußte behutsam vorarbeitend von unten herauf reformiren, um seinen Zweck zu erreichen. Statt dessen reformirte er, wie damals freilich andere Schüler aus der französischen s. g. philosophischen Schule ebenfalls thaten, von oben herab und überstürzte Alles. Zu seinem Unglück war er von Halbwissern umgeben; und solche sind bekanntlich zu Staatsverbesserern bei weitem untauglicher, als völlig Unwissende, sofern diese nur irgend schlichten natürlichen Verstand haben. Die Halbwisser sind in der Regel von einem maaßlosen Dünkel erfüllt; sie haben, wie man zu sagen pflegt, die Glocken läuten hören, ohne recht zu wissen, wo; sie mögen von mancherlei Dingen oberflächliche Kenntnisse besitzen, verstehen aber nicht eine einzige Sache aus dem Grunde; so tappen sie denn auf's Gerathewohl im Dunkeln umher, fahren blindlings zu, schütten das Kind mit dem Bade aus, thun einen Fehlgriff nach dem anderen, glauben aber dennoch Alles vortrefflich gemacht zu haben und dulden nicht den geringsten Widerspruch. Das Erste, wozu die Halbwisser in Selim's nächster Umgebung ihn verleiteten, war die Einführung eines Staatsrathes, der nicht nur die Gewalt des Großveziers, sondern selbst die des Sultans wesentlich beschränkte. Also, mit anderen Worten, es wurde eine Art constitutioneller Verfassung eingeführt, nur mit dem Unterschiede, daß die Staatsrathsmitglieder ihre Gewalt oder Vollmachten nicht von der s. g. Volksrepräsentation, sondern von sich selbst her-

leiteten. Nun denke man sich, ein modernes Constitutionswesen mit dem alten Türkenregiment zusammengespannt! Das hieß so recht, ein altes Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch flicken! Aber „der Lappe reißt doch wieder vom Kleide und der Riß wird ärger"; — und so geschah es auch hier. Selim, der in ähnlicher Weise, wie sein Leidensgenosse Ludwig XVI., sich das Heft aus den Händen reißen ließ, war so verblendet, daß er an der neuen Einrichtung nicht nur seine Freude hatte, sondern auch zu ihrer Befestigung ernstlich beitrug. Der Reis-Effendi, Raschid, dessen Name an den türkischen Staatskünstler neuester Zeit, den vielberufenen Reschid Pascha, erinnert, war die Seele des Staatsrathes und der Kühnste unter jenen Halbwissern: er hatte nunmehr völlig freies Spiel, auf der Bahn der Neuerungen frisch voranzuschreiten. An allerlei Blendwerken ließ er es nicht fehlen; er ließ alte bestaubte Buchdruckereien wieder ans Tageslicht bringen und in Thätigkeit setzen, ließ Offiziere aus Frankreich kommen und unter ihrer Leitung eine Ingenieur-Akademie errichten, Gieß- und Zeughäuser anlegen und erkärte laut, daß er die Wissenschaften in seinen Schutz nehme. Besonders aber lag ihm die Errichtung eines nach europäischer Art uniformirten und exercirten Kriegsheeres am Herzen, um durch dasselbe der Janitscharen Meister zu werden, in denen, wie er sehr wohl wußte, die herkömmlichen Staats- und Volkseinrichtungen ihre eifrigsten Wächter, Neuerungen aber und Annäherungen an das europäische Wesen geborene und geschworene Feinde hatten. Wirklich traf er ernstliche Anstalten, um die neue Militärorganisation — Nizam Dschedid genannt — zu verwirklichen; und weil dazu natürlicher Weise Geld erforderlich war, so führte er zu dessen Herbeischaffung neue Consumtionssteuern ein. Mehr bedurfte es nicht, um die allgemeine Unzufriedenheit zum Ausbruche zu bringen. Die Ulemas erklärten sich auf's Entschiedenste gegen den Nizam Dschedid, und an die Spitze der Janitscharen stellte sich Paswan Oglu, Pascha von Widdin, und trat in offene Empörung gegen die Pforte, die nichts gegen ihn auszurichten vermochte, sondern ihm alles bewilligen mußte, was er verlangte. Es kam dann Krieg mit Frankreich, Egyptens wegen, hinzu; Serbien empörte sich, und 1806 kam es, in Folge der Aufhetzungen Frankreichs (welches 1802 mit der Pforte wieder Friede geschlossen hatte), zu einem Kriege mit Rußland, in welchem die Türken in Europa, wie in Asien, zu Lande und zu Wasser geschlagen wurden. Diese Unfälle maßen die Janitscharen der, zum Theil schon ins Dasein getretenen neuen Truppe oder den Seymens bei, und ihre Erbitterung gegen diese und gegen die, bei verschiedenen Gelegenheiten vor dem Sultan Selim auffallend bevorzugten Franzosen wurde noch durch das Gerücht verstärkt, daß der Sultan die in Constantinopel stationirten Janitscharen zur Donauarmee senden wolle, um dann die Hauptstadt sowie die Bosporus- und Dardanellen-Schlösser der Bewachung der Seymens anzuvertrauen und

den Nizam Dschedid überall einzuführen. Schon war gegen Ende des Maimonats 1807 von mehreren Janitscharen-Anführern und Ulemas über den Sturz des Sultans gerathschlagt, als Selim selbst den Ausbruch der Gährung dadurch beschleunigte, daß er in Begleitung des französischen Gesandten (Sebastiani) und vieler Seymens, unter denen sich auch Griechen befanden, an einem Freitage die Moschee besuchte und dann dem französischen Gesandten das große Band der Ehrenlegion, das ihm Napoleon zugesandt hatte, eigenhändig umhing. Durch diese Verletzung des sultanischen Anstandes auf das Aeußerste gereizt, erhoben die Janitscharen am 29. Mai einen Aufruhr, der sich durch Mitwirkung des Muftis bald so gefährlich anließ, daß Selim sich bewogen fand, ihnen durch Abgeordnete die Aufhebung des Nizam Dschedid zusichern zu lassen und ihnen bald darauf auch die Köpfe derjenigen Staatsraths-Mitglieder, die denselben befördert hatten, zu senden. (Der Kopf des oben genannten Raschid war nicht darunter; denn dieser war schon einige Jahre früher eines natürlichen Todes gestorben.) Aber hiermit begnügten sich die Wüthenden nicht; sie forderten die Absetzung des Sultans, den der Mufti, besonders wegen der den Ungläubigen erwiesenen Begünstigungen, für unwürdig erklärte, der Nachfolger des Propheten zu sein, und zogen vor das Serail, ihren Willen ins Werk zu setzen. Als aber der Mufti und die Ulemas in dasselbe traten, fanden sie bereits einen neuen Sultan. Ueberzeugt, dem durch seine unglücklichen Neuerungsexperimente heraufbeschworenen Sturme nicht widerstehen zu können, hatte sich Selim in den Harem begeben, wo sein Neffe Mustapha (der ältere von Abdul Hamid's Söhnen) verwahrt ward, und ihn unter Anwünschung einer glücklichen Regierung zum Throne geführt; darauf hatte er, nach ächt modern-philosophischem Gebrauch, sich das Leben nehmen wollen (durch eine Schale vergifteten Sorbets), war aber durch Mustapha daran verhindert, und mit dem Versprechen, daß er immer als Freund und Oheim behandelt werden solle, in die Gemächer der nicht regierenden Prinzen abgeführt worden.

Noch an demselben Mittage ritt Sultan Mustapha IV. (reg. vom 31. Mai 1807 bis 28. Juli 1808) in feierlichem Zuge zum ersten Male nach der großen Moschee, ward in herkömmlicher Weise mit dem Schwerte Mahomed's umgürtet, schaffte sogleich den Nizam Dschedid ab und stellte die alten Gebräuche wieder her. Allein unter den von dem Staatsrath angestellten Paschas in den Provinzen befanden sich mehrere, die den Neuerungen eben so eifrig zugethan waren, wie die Staatsrathsmitglieder selbst. Der eifrigste Anhänger derselben war Mustapha Bairaktar, Pascha von Rustschuk, der im Juli 1808 mit 18,000 Mann nach Constantinopel aufbrach, um Selim wieder auf den Thron zu setzen. Es gelang ihm, sich der Hauptstadt zu bemächtigen und den Sultan Mustapha IV. über seine wahren Absichten so lange in Ungewißheit zu lassen, bis er ihm den Befehl zusenden

konnte, den Thron an Selim zurückzugeben. Nicht genug mit dieser Frechheit, stellte er dem Sultan nicht mehr als eine einzige Stunde Bedenkzeit, und machte denselben dadurch so rathlos und verwirrt, daß er, den Eingebungen des Mufti folgend, den unglücklichen Selim grausam ermorden ließ. Als nun die Thore des Serails nicht zur bestimmten Stunde geöffnet wurden, und Bairaktar, Verrath ahnend, herbeieilte, ward ihm Selims verstümmelter Leichnam über die Mauern entgegen geworfen. Hierauf ließ der Pascha das Serail stürmen, brachte den Sultan in seine Gewalt, ließ Alle, die in wohlgemeinter Absicht zur Einstellung der voreiligen Neuerungen gerathen hatten, theils ersäufen, theils erdrosseln, und setzte Mustapha's jüngeren Bruder Mahmud auf den Thron (28. Juli 1808).

Mahmud II. (1808—1839), zweiter Sohn des 1789 verst. Sultans Abdul Hamid, war den 2. Juli 1785 geboren, demnach jetzt 23 Jahre alt. Im alten Serail eingeschlossen gehalten, hatten ihn hier die Kodscheas (türk. Schulvorsteher) ungefähr mit gleicher Sorgfalt erzogen, wie einst im alten Rom die Pullarii den heiligen Hühnerhof, der den Geschicken des Römervolkes vorstand, abgewartet und gepflegt hatten. Nachdem Selim 1807 sein Mitgefangener geworden war, übernahm derselbe seine Erziehung und brachte ihm nicht nur das, was er von Choiseul, Ludwig XVI. und seinem, in Frankreich modernisirten einstigen Vertrauten Isaak Bey gelernt, sondern auch seine Neuerungssucht bei, obwohl diese ihn eben erst um den Thron gebracht hatte. So bestand demnach der ganze Fonds des Wissens, den Mahmud mit auf den Thron brachte, in einem Gemisch von schwerfälligem Türkenthum aus der Schule seiner Kodscheas und von oberflächlichem Franzosenthum aus der Schule moderner Staatsverbesserer. Von jenem behielt er alle Türkenunarten, mit Einschluß roher Grausamkeit, und von diesem einen unverständigen Neuerungstrieb bei. Letzterem zufolge ernannte er Mustapha Bairaktar zum Großvezier und stellte alle europäische Einrichtungen wieder her. Selim's Schicksal ließ er sich nicht zur Warnung dienen; sondern von blindem Vertrauen zu sich selbst und seinem Günstlinge erfüllt, glaubte er sich über Alles hinwegsetzen zu dürfen. Allein er irrte sich. Schon nach einem Vierteljahre waren die Janitscharen in vollem Aufruhr, und in der Nacht vom 13. auf den 14. Nov. 1808 überfielen sie die Seymens, hieben deren viele nieder, stürmten die neuen Kasernen und drangen in den Palast des Großveziers. Dieser flüchtete und appellirte an das Volk; allein die ungeheure Mehrzahl desselben verfluchte ihn als Franken, Ketzer und Abtrünnigen, und schlug sich zu den Empörern. Bereits war die Uebermacht auf ihrer Seite und Bairaktar erkannte sein Geschick. Aber nichts destoweniger war er auf seine Reformen noch so erpicht, daß er aus Furcht, Mustapha IV., ihr Gegner, möchte wieder auf den Thron gelangen, noch in der letzten Stunde seines Lebens ihn nebst der Sultanin Mutter ermorden ließ. Hierauf

zog er sich mit einer Anzahl Seymens in ein steinernes Gebäude zurück, wo er für mögliche Fälle eine beträchtliche Quantität Schießpulver hatte anhäufen lassen. Längere Zeit vertheidigte er sich hier noch; dann aber, als die Janitscharen immer zahlreicher und wüthender auf ihn stürmten, ließ er die verhängnißvolle Lunte anlegen und sprengte sich mit seinen Seymens in die Luft, wodurch viele Nachbarhäuser ebenfalls zu Grunde gingen. Die Janitscharen stürmten nun auch das Serail; und ohne den Umstand, daß Mahmud der allein noch vorhandene legitime Sprößling aus dem Stamme Osman's war, wäre es um sein Leben geschehen gewesen. Doch selbst dieser Umstand würde ihn nicht gerettet haben, wenn er nicht zu rechter Zeit noch Abgeordnete an die Insurgenten geschickt und deren Forderungen unbedingt bewilligt hätte. Uebrigens war Mahmud schon am 28. Juli dem Tode sehr nahe gewesen; denn Mustapha IV. hatte außer Selim's auch Mahmud's Ermordung befohlen, welchem Schicksale er nur durch das rechtzeitige Erscheinen Bairaktar's entgangen war. Aber diese wunderbare Lebensrettung ließ bei Mahmud keinen bleibenden Eindruck zurück. Vielmehr ließ er jetzt, um sich auf dem mit dem Blute seines Oheims und seines Bruders befleckten Throne zu befestigen, seines Bruders Sohn, ein Kind von drei Monaten, erwürgen und vier schwangere Sultaninnen, in Säcke eingenäht, in den Bosporus werfen! So blieb er der Einzige und Letzte seines Stammes. Mit ihm saß das Schrecken auf dem Throne, und sein Wille machte sich durch Blutbefehle kund.

Mit Rußland war im August 1807 ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, der später verlängert ward; die in den Jahren 1809 und 1810 angeknüpften Friedens-Unterhandlungen zerschlugen sich, und es kam erst am 28. Mai 1812 zu Bucharest ein definitiver Friede zu Stande, durch den ganz Bessarabien bis zum Pruth an Rußland abgetreten wurde. Zugleich ward darin das, schon im Frieden von Kutschuk Kainardschi bewilligte, Schutzrecht des russischen Kaisers über die griechisch-christlichen Unterthanen der Pforte (s. oben) ausdrücklich bestätigt. Allein da die Pforte der Verwirklichung dieses traktatmäßigen Rechtes hinterdrein immerwährend Schwierigkeiten in den Weg stellte und ihre Versprechungen in dieser Hinsicht nie erfüllte, so kam es darüber 1828 zum Kriege und, außer zahlreichen anderen Zwischenfällen, noch in der allerneuesten Zeit zu ernstlichen Irrungen mit Rußland. Näher zu erzählen, wie der anarchische Zustand des türkischen Reiches unter Mahmud nicht nur fortdauerte, sondern auch sogar die Türkei der gänzlichen Auflösung entgegenführte; wie Griechenland sich losriß; wie dann die Pforte solchen Unfug trieb, daß sie es mit Freund und Feind verdarb; wie Mahmud noch kurz vor dem Kriege mit Rußland das ganze Janitscharenkorps vernichtete (1826); wie hierauf im Kriege selbst die Russen bis ins Herz der europäischen Türkei vordrangen und in Adrianopel den Türken

Gesetze vorschrieben (1829); wie später der Vicekönig von Egypten, Mehemet Ali, ganz Syrien nebst einem Theil von Kleinasien eroberte und, ohne Rußlands bewaffnete Dazwischenkunft, jedenfalls auch Constantinopel erobert und auf Mahmud's Thron sich gesetzt hätte; wie Mahmud sodann seinen egyptischen Vasallen nur durch förmliche Abtretung der Eroberungen in Syrien und Kleinasien zufrieden stellen konnte; wie sein letzter Versuch, den Vasallen zu demüthigen, gänzlich mißlang, und wie er zuletzt die volle Ueberzeugung mit ins Grab nehmen mußte, daß von allen seinen Reformen nicht eine einzige gute Früchte getragen hatte, und daß seine in europäische Uniformen gesteckte und nach europäischer Weise dressirte neue Kriegstruppe nichts tauge: — dies alles mit, auch nur einiger, Ausführlichkeit hier zu erzählen, würde uns viel zu weit führen. Der bekannte Fürst Pückler-Muskau, der kurz vor Mahmud's Tode diesen Sultan zu sehen Gelegenheit hatte, als derselbe eine Moschee besuchte und auf dem Rückwege die Bittschrift einer alten Frau entgegen zu nehmen befahl, knüpft hieran folgende Bemerkungen: „Es war Mahmud's letzte Erscheinung vor der Welt, und seine letzten öffentlichen Handlungen waren die der Frömmigkeit und des Wohlwollens. Die Geschichte wird ihm gerecht werden, und ihm gewiß seinen Platz unter den ausgezeichnetsten, einflußreichsten Männern seiner Zeit, wie unter den hervorstechendsten Herrschern seiner Dynastie anweisen ꝛc." Wenn der entschiedene Haß des Fürsten Pückler-Muskau gegen das Christenthum nicht notorisch wäre, so würde man obige Ausdrücke und Zusammenstellung kaum begreifen können. Also Mahmud war fromm, denn er besuchte eine Moschee; und er besaß Wohlwollen, denn er ließ einer alten Frau ihre Bittschrift abnehmen. Eine seltsame Schlußfolgerung! Was nun das Urtheil der Geschichte über Mahmud betrifft, so ist dasselbe längst gefällt und zwar durch allbekannte Thatsachen, auf die wir bereits oben mit kurzen Worten hingedeutet haben, und die wohl den bündigsten Beweis liefern, daß die Geschichte, wenigstens die unparteiische Geschichte, dem Sultan Mahmud seinen Platz weder unter den hervorstechendsten Herrschern seiner Dynastie, noch unter den ausgezeichnetsten oder gar unter den einflußreichsten Männern seiner Zeit anweisen kann. Wie es mit seiner „Frömmigkeit" und seinem „Wohlwollen" aussah, davon haben wir oben schon ein Beispiel an dem Erwürgen des dreimonatlichen Kindes und dem Ersäufen der schwangeren Frauen seines Bruders gesehen. Hieran wollen wir noch einige andere Beispiele reihen. Kurze Zeit nach dem griechischen Aufstande im J. 1821 erließ Mahmud einen Aufruf an die Muselmänner, worin er erklärte, die mahomedanische Religion, „die doch von Gott selbst geschützt werde", sei von den Christen mit dem Untergange bedroht, und demgemäß fordere er sie auf, zu ihrer Vertheidigung die Waffen zu ergreifen. Das ließen sich seine Türken nicht zweimal sagen. In der Hauptstadt war binnen wenigen Stunden, und in den Provinzen

binnen wenigen Tagen Alles, was muselmännisch hieß, unter den Waffen. Ueberall fiel man über die Griechen her, mordete die Männer und schändete die Frauen oder schleppte sie und die Kinder in die Gefangenschaft. Sogar acht- bis zehnjährige türkische Knaben zogen mit Pistolen und scharfen Messern umher und suchten sich ihre Schlachtopfer unter den unbewaffneten Christen, und selbst der englische Gesandtschaftsprediger in Constantinopel war einmal nahe daran, von einem solchen Buben erschossen zu werden, und nur der rein zufällige Umstand rettete ihn, daß die Pistole versagte. Die älteren Türken trafen mit ihren Schießgewehren um so besser, und noch sicherer thaten sie dies mit ihren Dolchen, die sie den ihnen in den Wurf kommenden Griechen in die Brust stießen, dann die blutige Waffe an dem Gewande des Gefallenen abwischten und gleichgültig, als sei nichts geschehen, in ein Kaffeehaus gingen und ihre Pfeife rauchten. Die Leichname der schneller gemordeten oder auch langsamer zu Tode gemarterten Christen und Christinnen lagen unbegraben auf den Gassen; Schaaren von Aasgeiern und Hunden fraßen ihr Fleisch und nagten an ihren Knochen. Obwohl auch Armenier, die doch an dem Griechenaufstande gar keinen Antheil hatten, und selbst manche Franken, trotz des Gesandtenschutzes, gleiches Loos mit den Griechen traf, so wurden doch am meisten oder am wüthendsten die griechischen Geistlichen verfolgt. Der wahrhaft ehrwürdige griechische Patriarch Gregorius in Constantinopel, ein Greis von 82 Jahren, der sich auf das Entschiedenste gegen den Aufstand seiner Landsleute ausgesprochen und sie mit eben so entschieden christlichem Sinne zu ruhiger Ergebung in den Willen Gottes und zum Gehorsam ermahnt hatte, ward von dem Großherrn ausersehen, als Racheopfer zu dienen und zugleich den Griechen ein abschreckendes Beispiel zu geben. Am ersten Ostertage (22. April) 1821 verrichtete er, umgeben von seinen Bischöfen, in der Patriarchalkirche das Hochamt mit der gewöhnlichen Feierlichkeit; als er aber aus der Kirche trat, umringten ihn Janitscharen und schleppten die Bischöfe fort; doch hielt sie eine natürliche Scheu vor dem ehrwürdigen Greise ab, sofort Hand an ihn zu legen. Ihr Anführer mußte sie an den Befehl des Großherrn erinnern, worauf sie den Patriarchen in seinem Festgewande vor der Hauptpforte der Kirche aufknüpften, obendrein noch in so nachlässiger Weise, daß der Bejammernswerthe erst mit Einbruch der Nacht starb und bis dahin mit dem Tode ringen mußte. Die übrigen drei Bischöfe und acht andere Geistliche wurden ebenfalls in ihrer Amtskleidung aufgeknüpft, theils vor den Kirchen, theils vor dem Patriarchenpalaste. Der Leichnam des Patriarchen ward erst am 24. April abgenommen und den gemeinsten Juden überlassen, die ihn durch die Straßen schleppten und ins Meer warfen, jedoch, durch die Griechen mit Geld gewonnen, nicht ganz versenkten, so daß ihn griechische Matrosen Nachts herausziehen und nach Odessa bringen konnten, wo er feierlich beigesetzt wurde. Auch der zu Adrianopel

im Zurückgezogenheit lebende Patriarch Kyrillos und der dortige Erzbischof Proisos wurden gehängt. An 200 Kirchen (davon 16 in Constantinopel) wurden, aller Protestationen der christlichen Gesandten ungeachtet, zerstört; ja, diese Gesandten selbst wurden nicht nur von der Pforte mit argwöhnischen Blicken betrachtet, sondern sogar, namentlich der russische Gesandte, Baron Stroganoff, offen insultirt, die Wohnung eines Gesandtschaftsrathes von dem Pöbel demolirt und der Bosporus von den Russen abgesperrt. Baron Stroganoff brach nun alle diplomatische Verbindung mit der Pforte ab und schiffte sich am 31. Juli nach Odessa ein. Mahmud hatte bei diesem Allen nur nach eigenem Willen, außerdem auch nach den Eingebungen seines Jugendfreundes Haleb Effendi gehandelt; und wenngleich er, nachdem die aus Asien herübergeführten Horden in Constantinopel wo möglich noch ärgere Gräuel, als der dortige Pöbel, verübt hatten, den dringenden Vorstellungen des englischen und anderen Gesandten insofern Gehör gab, daß er den Befehl zu allgemeiner Bewaffnung der Muselmänner zurücknahm, so erließ er doch bald darauf einen ganz ähnlichen neuen Befehl, der sich von dem vorigen nur dadurch unterschied, daß er zwar überall, blos nicht in Constantinopel, öffentlich bekannt gemacht wurde. Er trieb also förmlich seinen Hohn mit den Gesandten und den von ihnen repräsentirten christlichen Mächten. Unter allen Christenmördern in den Provinzen that sich an Grausamkeit und unersättlichem Blutdurst besonders der Kapudan-Pascha Kora Ali hervor, welcher die kleinasiatischen Inseln des Archipels und die benachbarte Küste zum Schauplatz seiner Mordthaten wählte und z. B. auf Chios dermaßen wüthete, daß von den 100,000 christlichen Bewohnern dieser schönen Insel nur einige wenige Kinder und Frauen aus der ärmeren Volksklasse übrig blieben. Der Kapudan-Pascha that aber doch im Grunde nicht viel mehr, als andere Stamm- und Glaubensgenossen. Ueberall wollte man beweisen, daß man zu den Waffenthaten der Väter: „zur Vertilgung der Feinde des Glaubens“ bereit sei. Nach althergebrachter türkischer Sitte wurden die Beweise dieses Vertilgungseifers dem Großherrn — diesem, nach Fürst Pückler's Meinung frommen und wohlwollenden Großherrn — vor Augen gelegt, der sich sattsam weiden konnte an dem Anblicke der täglich eingelieferten Christenköpfe, die theils auf den Spitzen des Gitterwerks vor dem Serail aufgesteckt, theils in dem Hofe desselben aufgeschichtet wurden. Aus den entfernteren Provinzen wurden wenigstens die vom Schädel abgehauenen Theile des Angesichts der frisch geschlachteten Opfer eingeliefert. Das geschah im Jahre 1821, fast unter den Augen der Gesandten christlicher Mächte, die dazu schwiegen, zur Verherrlichung ihrer kostbaren europäischen Gleichgewichtstheorie!

Da die Pforte durch Aufstände mehrerer Paschas in den Provinzen und ...n Ausbruch eines Krieges mit Persien verhindert wurde, nachdrück-

lich gegen die insurgirten Griechen einzuschreiten und durch den Verlust der Einkünfte aus den im Aufstande begriffenen Provinzen in Geldverlegenheit gerieth (z. B. Morea allein hatte jährlich über 35 Mill. türk. Piaster zu zahlen gehabt), so suchte sie sich unbedenklich durch Ausplünderung der Moldau und der Wallachei zu helfen; obgleich sie von diesen Fürstenthümern vertragsmäßig nichts weiter als ein jährlichen Tribut zu erheben hatte, der stets pünktlich entrichtet worden war. Die Türken nahmen hier Alles weg, was sie in den öffentlichen Kassen und in dem Privatbesitze der Reichen an Geld und Kostbarkeit fanden.

Ferner, nach der Vernichtung des Janitscharenkorps im Sommer 1826, wurden hinterdrein noch 16,000 Menschen hingerichtet, die nicht nur ebenfalls Janitscharen, sondern auch heimliche Christen gewesen sein sollten; und als sich darüber Unzufriedenheit in Constantinopel kundgab, ließ der Sultan an Einem Tage 6000 Unzufriedene enthaupten und eine noch größere Anzahl ersäufen.

So handelte Mahmud II., derselbe Mahmud, den Fürst Pückler-Muskau unter die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit gerechnet wissen will!

Mahmud II. starb am 2. Juli 1839, und ihm folgte sein damals erst sechzehnjähriger Sohn Abdul Meschid (geb. 23. April 1823), der zur Zeit noch auf dem Thron sitzt und der 28. Sultan seit der Eroberung Constantinopels durch die Türken ist. Was von Diesem, oder vielmehr von den, seit seiner Thronbesteigung in der Türkei vorgefallenen Ereignissen zu sagen ist, werden wir in den, von dem türkischen Verwaltungssystem, dem Verhältniß zwischen der Türkei und Europa u. s. w. handelnden Kapiteln an geeigneter Stelle mittheilen. — Zuvörderst müssen wir aber nunmehr die Bewohner der Türkei nach ihrer Abstammung, Religion und ihren Sitten näher kennen lernen.

Siebentes Kapitel.

Die Bewohner der Türkei, mit Beziehung auf ihre Stamm- und Religionsverhältnisse rc.

Im ersten und zweiten Kapitel, S. 1 und 3, haben wir gesehen, daß die Bevölkerung der europäischen Türkei auf 14,745,500 E. sich beläuft oder, besser gesagt, geschätzt wird. Sie besteht aus einem Gemisch verschiedenartiger Völker; und was wir darüber mittheilen werden, gilt im Wesentlichen auch von der Mehrzahl der Bevölkerung der asiatischen Türkei, wenigstens mit Beziehung auf die Türken, Tataren, Griechen, Armenier und Juden.

Wir beschäftigen uns zunächst mit der Nationalität der, die europäische Türkei bewohnenden verschiedenen Völkerschaften, bei der sich zum Theil andere Zahlenverhältnisse herausstellen, als mit Beziehung auf den Religionsglauben.

I. Mit Beziehung auf die **Stammverhältnisse** oder die **Nationalität** bilden, wie in der asiatischen, so auch in der europäischen Türkei die **Türken** oder Osmanen (wie sie nach ihrem, im vorigen Kapitel erwähnten ersten Sultan Osman sich nennen) nur die Minderzahl der Bevölkerung, obwohl sie allerdings hier wie dort das herrschende Volk sind; denn selbst türkische Berichte nehmen die Gesammtzahl der Türken oder Osmanen in der europäischen Türkei nur zu 1,100,000 an, während Privatberichte gar nur 700,000 oder höchstens 800,000 angeben. Daß die Türken ihren Ursitz am Altai hatten, und daß die hier in Rede stehenden Osmanen von der Freien Tatarei, als ihrem zweiten Stammsitz, ausgingen, haben wir im vorigen Kapitel gesehen. In der europäischen Türkei sind die Osmanen am zahlreichsten in Romanien oder Rumilien; nächstdem in Macedonien und Thessalien; weniger zahlreich in Bulgarien und Albanien, und nur spärlich vertheilt in Bosnien. In der Moldau und Wallachei dürfen seit 1829 gar keine Türken wohnen, und in Serbien ist ihr Wohnsitz auf die Stadt Belgrad beschränkt, wo höchstens 6000 sich aufhalten mögen.

Die **Mehrzahl** der Bevölkerung in der europäischen Türkei bilden dagegen die **Slaven**, und zwar, nach türkischen Angaben, mit 7,200,000, nach anderer Angaben aber mit nahe an 9,000,000 Seelen. Zu den Slaven gehören die Bulgaren, Serbier, Bosnier oder Bosniaken (s. S. 11), die Croaten (in Türkisch-Croatien oder der Kraina, worüber S. 11 nachzusehen ist), die Morlachen (in der Herzegowina, worüber ebenfalls S. 11).

Auf die Slaven folgen in der Zahl die **Romanen**, zu denen die Moldauer und Wallachen (Letztere wenigstens der bei weitem großen Mehrzahl nach) gehören, 4,000,000 an der Zahl, die sich selbst Rumuyi (s. S. 16) oder Romunen nennen und freilich nicht geradezu Nachkommen der alten Römer, sondern Dacier (s. a. a. O.) sind, aber auf welche die Herrschaft der Römer einen großen Einfluß ausgeübt hat, namentlich in Beziehung auf die Sprache, welche eine Tochter der römischen oder lateinischen ist. Dies geht so weit, daß, wenn man den moldau-wallachischen Bauer, der von der italienischen Sprache nie etwas gehört hat, italienisch anredet, er aufhorcht und ihm bekannte Töne findet.

Sodann wird die Zahl der **Albanesen** oder Arnauten (s. S. 9) zu 1,500,000 angegeben; denn sie sind nicht auf Albanien allein beschränkt, sondern auch über verschiedene andere Provinzen zerstreut, obwohl sie allerdings ihren Hauptsitz in Albanien haben. Sie sind Nachkommen der alten Epiroten oder eigentlich der Illyrier; nach anderen Angaben jedoch sollen sie Abkömmlinge der Albaner sein, die vormals am Kaukasus wohnten und für ein Volk mit den Alanen gehalten werden.

Die Zahl der **Griechen** (nämlich der Abstammung nach in der europäi-

schen Türkei, nimmt man zu 1,000,000 an. Die Griechen können als ächte Abkömmlinge der alten Hellenen nicht betrachtet werden; vielmehr tragen sie schon seit Jahrhunderten eine sehr starke Beimischung von slavischem Blute in sich. Indeß ist ihre Sprache, die neugriechische genannt, allerdings eine Abart der altgriechischen. Die in der europäischen Türkei wohnhaften Griechen sind am zahlreichsten in Thessalien, Macedonien, auf den Inseln und in Constantinopel, sonst aber auch in allen Provinzen anzutreffen.

Die Zahl der **Armenier** in der europäischen Türkei wird zu 400,000 angenommen. Die Armenier, die diesen Namen von ihrem Stammlande Armenien in Vorderasien führen, von wo aus sie schaarenweise in alle Welt sich zerstreut haben, um ihrem Lieblingsgeschäfte, dem Handel, nachzugehen, sind in der europäischen Türkei am zahlreichsten in Constantinopel und anderen Handelsstädten.

Die **Tataren**, stammverwandt mit den Türken, aber sonst in vielen Stücken von ihnen verschieden, haben in der europäischen Türkei, wo ihre Gesammtzahl etwa 230,000 beträgt, ihren Hauptsitz an den Donaumündungen und in den Thälern des Balkan; wenigstens sind sie dort seßhaft. Sonst aber verrichten sie in der Türkei besonders den Courierdienst und werden außerdem Reisenden als Escorte und Führer beigegeben; wobei sie als eine Art fliegender Polizei sehr dictatorisch verfahren, Lebensmittel und Pferde requiriren und im Ganzen aufmerksam für ihre Reisenden sind.

Die Gesammtzahl der **Zigeuner** in der europäischen Türkei wird auf 80,000 geschätzt. Sie stammen wahrscheinlich aus Indien, sind am zahlreichsten in der Moldau und Wallachei, und bewohnen außerdem einen Zweig des Balkan, der von ihnen den Namen Tschengije-Balkan (Zigeunergebirge) trägt und in der Nähe von Philippopel sich befindet.

Die **Juden** in der europäischen Türkei, wo ihre Zahl auf 70,000 sich beschränken soll, sind meist Nachkommen der portugiesischen und der 1492 aus Spanien vertriebenen Juden. Sie reden die s. g. Frankensprache, ein Gemisch von Italienisch, Spanisch und Türkisch, gehen türkisch gekleidet und halten sich, vom Handel lebend, fast nur in den größeren Städten auf. In Constantinopel haben sie ihren Hauptsitz.

Diese Zahlenangaben mögen an sich freilich manche Unrichtigkeit enthalten, aber die angegebenen Zahlen-Verhältnisse dürften mit der Wirklichkeit übereinstimmen.

Die Zahl der in der Türkei, des Handels wegen, sich aufhaltenden Oesterreicher, Italiener, Engländer, Franzosen, Schweizer u. s. w., die mit dem gemeinschaftlichen Namen **Franken** dort bezeichnet werden, läßt sich sogar kaum annäherungsweise angeben, da sie selten ihren permanenten Wohnsitz in der Türkei haben, sondern häufig nur ab und zu kommen und dann wieder gehen oder durch andere Landsleute ersetzt werden.

II. Mit Beziehung auf die **Religion** stellen sich zum Theil andere Zahlenverhältnisse heraus, als mit Beziehung auf die Nationalität. Staatsreligion ist die **mahomedanische**, und zwar die sunnitisch-mahomedanische; und zu ihr bekennen sich nicht blos die Türken — deren Vorfahren bereits im 7. Jahrhundert den Islam annahmen —, sondern auch die Tataren und ein Theil der Bulgaren, ein Theil der Bosniaken und ein Theil der Albanesen; so daß die Gesammtzahl der Mahomedaner in der europäischen Türkei von der türkischen Regierung zu 3,800,000 (wahrscheinlich zu hoch) angegeben wird. Der Großherr oder Sultan gilt als das Haupt der „Gläubigen" oder Moslemin und der Koran zugleich als Gesetzbuch; weßhalb die Ulemas nicht nur eine religiöse, sondern auch gerichtliche Körperschaft bilden. Oberhaupt der Ulemas ist der Mufti oder eigentlich Scheik ul Islam (d. i. der Alte des Islam oder Bewahrer des Glaubens), und seine eigentliche und wesentliche Funktion besteht in der Auslegung des Gesetzes. Scheiche werden die Prediger oder öffentlichen Ausleger des Korans genannt; auch besorgen sie die religiösen Ceremonien in den größeren Moscheen. Die Imams halten das im Koran für jeden Tag vorgeschriebene fünfmalige Gebet (Morgens, Mittags, Nachmittags, Abends und Nachts) in den Moscheen und haben außerdem die Krankenbesuche und Leichenbegleitungen über sich. Chatibs sind die Freitagsprediger und Vorbeter am Freitage, Muësins die Gebetsrufer, und Keimas die Küster. Zu der mahomedanischen Geistlichkeit, als Stand betrachtet, rechnen sich auch die Mollahs (Großrichter), Kadis und Naibs (Unterrichter), ferner die Muderris (Professoren) und die Derwische oder Mönche, die zwar in Klöstern wohnen, aber doch manche, von christlichen Mönchen sie unterscheidende Eigenthümlichkeiten haben. Die gottesdienstlichen Gebäude heißen im Allgemeinen Moscheen, die man vorzugsweise so nennt, wenn sie mehrere schlanke Thürme oder Minarets haben, und die in den Hauptstädten und wenn sie von Sultanen gegründet worden sind, auch Dschamien heißen. Kleinere gottesdienstliche Gebäude oder Kapellen werden Medscheds genannt. Das große dreißigtägige Fasten im Monat Ramazan wird durch gänzliche Enthaltung von Speise und Trank des Tages über und so lange die Sonne am Himmel steht, gefeiert. (Natürlich entschädigt man sich desto reichlicher während der Nacht.) Diejenigen Muselmänner, welche die im Koran vorgeschriebene Wallfahrt nach Mekka gemacht (was übrigens von der europäischen Türkei aus nur noch sehr selten oder gar nicht mehr geschieht), werden Hadschis genannt und von eifrigen Glaubensgenossen hoch geehrt.

Wenn aber in der Türkei der Mahomedanismus Staatsreligion ist, so bilden dagegen die **Christen** die große Mehrheit der Bevölkerung, und es wird ihre Gesammtzahl in der europäischen Türkei auf 11,630,000 geschätzt. Hiervon rechnet man beinahe 11,000,000 auf die Anhänger

der griechischen Kirche, und zu ihnen gehören nicht nur die Griechen (der Abstammung nach), sondern auch die Moldauer, Wallachen, Serbier und Montenegriner, die Mehrzahl der Bulgaren, ein Theil der Bosniaken und ein Theil der Albanesen. Die Zahl der Katholiken in der europäischen Türkei wird zu 260,000 angenommen, und zu ihnen gehören die Croaten in der Kraina (s. S. 11), ein Theil der Bosniaken und selbst ein Theil der Bulgaren und der Albanesen, sowie Einzelne unter den Griechen (der Abstammung nach) und unter den Armeniern (ebenfalls der Abstammung nach). Die Armenier bekennen sich der bei weitem großen Mehrzahl nach zu der nach ihnen benannten orientalischen Kirche. Die Zahl der unter den Franken (s. oben) befindlichen Protestanten mag an 5000 betragen.

Was die Cultusverhältnisse der Christen an sich betrifft, so ist das geistliche Oberhaupt der griechischen Christen der Patriarch zu Constantinopel, unter welchem Metropoliten, Erzbischöfe und Bischöfe mit der niederen Geistlichkeit stehen. Die armenischen Christen haben ebenfalls einen Patriarchen in Constantinopel zum geistlichen Oberhaupte. Die Katholiken stehen unter 2 Erzbischöfen und 10 Bischöfen. Von den Protestanten bilden die Lutheraner Gemeinden, namentlich in Constantinopel und Buchareſt, und die Reformirten eine Gemeinde in Constantinopel.

Diejenigen Zigeuner, die in der Moldau und Wallachei leben, sind im Laufe der Zeit größtentheils Christen geworden, und zwar griechischer Confession; wogegen die übrigen, namentlich die im Balkan wohnenden (s. oben), gleich den meisten Zigeunern überhaupt, so gut wie gar keine Religion haben.

Die Juden haben einen Oberrabbiner in Constantinopel, der eine Art Patriarchengewalt besitzt und unter welchem die übrigen Rabbiner in der Türkei stehen. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß die Juden in der Türkei weit mehr ihres Lebens sicher sind, als die Christen. So blieben denn auch bei der im vorigen Kapitel erzählten gräßlichen Christenverfolgung unter Mahmud II. die Juden völlig unangetastet; und unter den vor dem Serail damals ausgestellten und aufgeschichteten unzähligen Christenköpfen befanden sich hin und wieder wohl einzelne Köpfe rebellischer Paschas, aber kein einziger Judenkopf. Die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung ist jedoch nicht etwa darin zu suchen, als ob die Mahomedaner, und so denn auch die Türken, eine größere Achtung vor den Juden als vor den Christen hätten. Ei bewahre! Im Gegentheil, die Türken verachten die Juden im höchsten Grade, behandeln sie mit der äußersten Geringschätzung, machen bei Gelderpressungen nicht die mindesten Umstände mit ihnen und geben einem Hunde weit seltener Fußtritte als einem Juden.

Man erzählt in dieser Beziehung eine charakteristische Anekdote. Raghib Pascha, der unter Osman III. (1754—1757) und auch geraume Zeit unter dessen Nachfolger Mustapha III. Großvezier der Pforte war, hatte einen Diener, dessen Treue er gern belohnen wollte. Er erlaubte ihm daher, sich eine Gnade von ihm zu erbitten. Der Diener bat um weiter nichts, als um die schriftliche Erlaubniß und Ermächtigung, auf dem jüdischen Begräbnißplatz in Constantinopel sich einen Kiosk zu erbauen. Nach einigen Fragen und Erklärungen stellte der Großvezier lachend und bereitwillig die Vollmacht aus. Der Diener ging nun auf den jüdischen Begräbnißplatz mit einer Meßschnur, maß hin und her, und rechnete dann wieder auf einer kleinen Tafel. Einige Juden sahen das, und gaben auch den Uebrigen Nachricht davon. Sie kamen herbei und fragten ihn, was er da mache. Er antwortete: „Ich will hier meinen Kiosk bauen!" Die Juden fragten dann weiter, wer ihm das erlaubt habe. Er zeigte die Vollmacht des Großveziers vor. Nun legten sich jene auf's Bitten und erboten sich, ihm Geld zum Bauen zu geben, nur sollte er einen anderen Platz wählen. Durch vieles Bitten und Steigern ihrer Anerbietungen bewogen sie ihn endlich, den Todtengarten als Bauplatz aufzugeben, und zahlten ihm dafür baar und blank eine Summe von 30,000 türkischen Piastern, nach damaligem Course mehr als 36,000 Gulden. Nun gab er seinen ganzen Bauplan überhaupt auf; denn es war ihm nie in den Sinn gekommen, auf dem jüdischen Begräbnißplatze sich anzubauen, sondern er hatte nur die Absicht gehabt, von den Juden eine große Summe Geldes zu erpressen.

Daß man bei solcher rücksichtslosen Behandlung der Juden in der Türkei dennoch selten oder nie an ihrem Leben sich vergreift, davon liegt der Grund gerade in der großen Verachtung, in der sie bei den Mahomedanern stehen. Man hält es gewissermaßen unter der Würde, einen Juden zu tödten, sofern er nicht etwa einen Mahomedaner schwer beleidigt oder gar erschlagen, oder sonst irgend ein todeswürdiges Verbrechen begangen hat. Ein anderer, zwar indirekter, aber tiefer liegender Grund ist auch in dem Christenhaß zu suchen, indem man durch geflissentliche Schonung des Lebens der Juden die Christen um so tiefer zu verletzen glaubt. Außerdem sucht man sie mittelst der Juden dadurch zu kränken, daß man keinen Proselyten aus den Juden in die Gemeinschaft der „Gläubigen" aufnimmt, wenn er nicht zuvor, sei es auch nur auf einen Tag, Christ geworden ist. Auf diese Weise ist er gezwungen, des den Mahomedanern verächtlichen Judenthums zuvörderst bei den Christen sich zu entledigen, um dann bei der Annahme des Islam das Christenthum abzuschwören; und das ist eben, was die Türken wollen.

Der eingefleischte Christenhaß der Türken liegt freilich hauptsächlich im Mahomedanismus selbst. Gleichwie die Juden an den Gott der Christen, nämlich an den Einen wahren Gott, aber ohne Christum glauben, so glauben auch die Mahomedaner an den Einen wahren Gott und zwar gleichfalls ohne Christum. Jedoch erkennen sie — und hierin liegt ein wesentlicher Glaubens-Unterschied zwischen den Mahomedanern und Juden — Christum ebensowohl wie Moses als göttlichen Gesandten an, nur daß sie Mahomed, den Stifter ihrer Religion, über Beide stellen und als den größten aller Propheten verehren, erwählt von Gott, den alten Glauben Abrahams wieder auf der Erde einzuführen, die bestehenden Religionen aber abzuschaffen. Mahomed glaubte sich

schon frühe zum Stifter einer neuen Religion berufen. Aber wenn er auch ein mit lebhafter Einbildungskraft begabter Dichter war, so war er doch kein Denker, wie etwa Zoroaster, um das ihm, wie überhaupt jedem Menschen angeborene dunkle Bewußtsein von einer höheren Macht und das damit mehr oder minder verknüpfte Bedürfniß einer Befriedigung desselben durch Verstandes- und Willenskraft aus dem Anschauen der Natur und aus dem Gewissen zur Entwickelung zu bringen und so wenigstens zu einer Naturreligion durchzudringen, gehaltreicher oder reiner, als der damalige Sternendienst seiner arabischen Landsleute. Indeß dieser für ihn schweren Aufgabe wurde er überhoben durch den Umstand, daß er auf seinen Handelsreisen vielfache Gelegenheit fand, nicht nur mit Christen und Juden in nähere Berührung zu kommen, sondern auch mit den göttlichen Offenbarungsquellen in den Schriften Alten und Neuen Testamentes bekannt zu werden. Nunmehr hatte er für sein Streben, Stifter einer neuen Religion zu werden, leichtes Spiel. Denn er brauchte nur aus jenen Schriften herauszuschreiben (oder vielmehr herausschreiben zu lassen, da er selbst nichts vom Schreiben verstand), was ihm am passendsten schien, und dann zur Ausschmückung desselben den Dichter in sich wirken zu lassen, und seine Religion war fertig. Und so geschah es. Er entlehnte aus dem Christenthum manche Sittenlehren und aus dem Judenthum verschiedene Religionsgebräuche, machte die ihm erforderlich dünkenden Zusätze nach eigener Erfindung, brachte dies Alles in poetische Formen, paßte es mehr oder minder dem arabischen Volkscharakter an und faßte es unter den Hauptsatz zusammen: „Es gibt nur einen Gott, und Mahomed ist sein Prophet." Denn daß er sich selbst dabei nicht vergaß, war natürlich. Dieser Mischmasch von Religionssystem, Islam (oder Ergebung in Gott) genannt, würde wohl ohne die dichterische Hülle, in welcher er auftrat, wenig Anhänger gefunden haben. So aber trug derselbe ungemein zu seiner raschen Verbreitung unter den Arabern bei, deren Ohren und Gemüther der Poesie und dem Glanze der Rede stets offen und zugänglich waren. Ueberhaupt paßte der Islam ganz zu der Vorstellungs- und Anschauungsweise der Orientalen, besonders da keine Farben gespart waren, um ihrer Sinnlichkeit bei Schilderung der Freuden des Paradieses zu schmeicheln. Schon auf Erden waren sie in den sinnlichen Genüssen wenig oder gar nicht beschränkt; der Verbot des Weingenusses legte ihnen keine große Entbehrung auf, da die Orientalen ohnehin schon in dieser Hinsicht sehr mäßig sind; und die zu dereinstiger Erlangung des Paradieses erforderliche Beobachtung einiger äußerer Religionspflichten kostete vollends keine Anstrengung; es sei denn mit Ausnahme des gleichfalls gebotenen Kampfes für die Ausbreitung des Islams. Doch auch dafür war Rath geschafft. Denn solchen Glaubenskämpfern waren ganz und gar überschwengliche Verheißungen gegeben; ja, es ward ihnen das blose Bestauben ihrer Füße in der Schlacht zum Verdienste angerechnet; und wenn sie auch nur so lange kämpften, als das säugende Kameel aussetzt, um Athem zu schöpfen, so hatten sie schon das Paradies erworben. Hierzu noch der Glaube an ein unabänderliches Schicksal, nach welchem Alles so unbedingt vorausbeschlossen ist, daß jedes Rettungsmittel gegen die Uebel des Lebens, folglich auch jedes Vorbeugungsmittel gegen den Tod in der Schlacht als eine Empörung gegen das höchste Wesen erscheint: was Wunder dann, daß Völker, die von Jugend auf an das Waffenhandwerk, an Raub und Plünderung gewöhnt waren, freudig in den Krieg zogen zur Ausbreitung ihres Glaubens in fremden Ländern, wo sie immerwährend neue Weide für ihre Lieblingsneigungen und sinnlichen Genüsse zu finden hoffen durften! Sie waren ja damit so recht in ihrem Elemente. Ueberdies hatten sie damals, und auch später, weit und breit keine Gegner zu fürchten, die ihnen auf dem Kampfplatze ge-

wachsen waren. Denn wie das damals äußerlich mächtigste Reich, das oströmische, in Wirklichkeit beschaffen war, haben wir im vorigen Kapitel gesehen. Je reißendere Fortschritte nun aber die Mahomedaner mit ihren Waffen machten, um so größer mußte begreiflich ihre Geringschätzung gegen alle Nichtmahomedaner werden. Ihr Prophet hatte ihnen geboten, alle Götzendiener, die sich der Annahme des Islams weigerten, auszurotten. Der Ausdruck Götzendiener ließ freilich der Deutung einen weiten Spielraum; denn die rohen Horden konnten am Ende durch den Anblick von Heiligenbildern in den Kirchen zu dem Wahne verleitet werden, daß die Christen ebenfalls Götzendiener wären und demnach ausgerottet werden müßten; wie sie denn auch mit dem Tödten eines Christen, als eines „Ungläubigen", nie lange Anstand genommen haben. Aber abgesehen von der Unmöglichkeit, die Christen auszurotten, würden sie damit auch die Henne todt geschlagen haben, die ihnen die goldenen Eier legte. Daher war schon bei Zeiten eine Gnadenthür offen gelassen, und der Grundsatz aufgestellt worden, daß den Monotheisten, also den Christen wie den Juden, erlaubt sein solle, bei ihrem Glauben zu verharren, wenn sie die Mahomedaner als ihre Oberherren erkennen und ihnen zinspflichtig werden wollten. Diesem Grundsatze verdanken denn auch die Christen in der Türkei die Gnade, von ihren mahomedanischen Oberherren am Leben gelassen und nicht schon zur Zeit des Eindringens der Türken in diese Länder ausgerottet worden zu sein! Der eigentliche Christenhaß aber, von dem oben die Rede war, erklärt sich nach diesen Vorbemerkungen leicht auf folgende Weise. Die scheinbar glänzenden Resultate der Ausbreitung des Mahomedanismus mußte bei seinen Anhängern die überspanntesten Erwartungen wecken und sie den Wahn hegen lassen, daß der von Mahomed ausgegangene Befehl, den von ihm gelehrten Glauben mit dem Schwerte in der Hand über den ganzen Erdboden zu verbreiten, wirklich ausgeführt werden würde. Die nämlichen Ursachen, die ihnen in den vorderasiatischen Ländern den Kampf so leicht gemacht hatten, machten ihnen denselben nach Westen hin längs der afrikanischen Nordküste ebenfalls leicht. Schwerer schon wurde ihnen der Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel, wo sie ohne die damalige innere Zwietracht unter den Westgothen wahrscheinlich auch nie festen Fuß gefaßt haben würden; wenigstens machten sie hier zuerst die Erfahrung, daß zwischen Christen und Christen ein Unterschied sei (wir haben uns hierüber schon im vorigen Kapitel bei Gelegenheit der Eroberung Constantinopels durch die Türken ausgesprochen). Indeß, nachdem die Mahomedaner dennoch vor der Hand die ganze pyrenäische Halbinsel, bis auf einen geringen Theil in Asturien, unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten, glaubten sie es nunmehr mit der ganzen europäischen Christenheit aufnehmen und derselben ihren Islam aufzwängen zu können. Aber im J. 732 wurden sie von Carl Martell und seinen Franken dermaßen auf's Haupt geschlagen, daß sie von dieser Idee zurück kamen und froh sein mußten, im jetzigen Spanien und Portugal noch eine geraume Zeit sich behaupten zu können, bis sie nach und nach auch hier von den Christen gänzlich verdrängt wurden. Der im 8. Jahrhunderte gescheiterte Plan, ganz Europa mahomedanisch zu machen, wurde seit dem 14. und 15. Jahrhunderte von den mahomedanischen Türken wieder aufgenommen, welche alles Ernstes von Osten her zu verwirklichen suchten, was den arabischen Mahomedanern von Westen her mißlungen war. Sie sind damit ebenfalls gescheitert und haben obendrein zu ihrem grimmigen Aerger sehen müssen, daß in eben dem Grade, wie der Mahomedanismus zusammengeschrumpft und ohnmächtig geworden, die europäische Christenheit zu Kraftfülle und Macht herangewachsen und selbst zur Weltherrschaft emporgestiegen ist. Nichts destoweniger zehren sie noch immer von den

Erinnerungen an die Thaten der mahomedanischen Vorfahren; und wenn sie gleich als rohes und dünkelhaftes Barbarenvolk viel zu beschränkt sind, um einsehen zu können, daß die gänzliche Erstarrung und Verknöcherung des Mahomedanerthums lediglich von dem Mangel an eigener, innerer Lebenskraft herrührt, so haben sich ihnen doch die Beweise der intensiven und unbesiegbaren Kraft des Christenthums zu handgreiflich aufgedrängt, als daß sie die ungeheure Ueberlegenheit des Christenthums über den Mahomedanismus geradezu läugnen könnten. Der innere Grimm hierüber nun ist es, der mit den anderen Ursachen zusammen in dem Hasse der Türken gegen die Christen sich ausspricht.

Die bürgerliche und staatsrechtliche Stellung der **Christen** in der Türkei läßt sich nunmehr um so leichter auffassen. Eigentliche Staatsbürger und im Genuß aller Rechte derselben sind in der Türkei nur die steuerfreien Türken und die Mahomedaner überhaupt; — alle übrigen Unterthanen der Pforte sind dagegen von dem Genuß der staatsbürgerlichen Rechte ausgeschlossen und nichts weiter, als Schutzgenossen, oder, wie die von den Türken ihnen beigelegte erniedrigende Benennung lautet, **Rajah**, d. i. Heerde (Viehheerde, Schweineheerde, oder wie man will). Da diese übrigen Unterthanen lediglich als Nichtmahomedaner von den Staatsbürgerrechten ausgeschlossen sind und nur Zigeuner, Juden und Christen begreifen, Letztere aber, wie wir oben gesehen haben, die beträchtlich große Mehrzahl der Gesammtbevölkerung bilden; so gehören also ganz besonders die Christen zu der Rajah oder türkischen Viehheerde. Sie werden denn auch ganz in diesem Sinne von den Türken behandelt, die nach dem bereits oben erwähnten, das Verfahren gegen unterjochte Monotheisten betreffenden mahomedanischen Grundsatze von der Ansicht ausgehen, daß die christlichen Unterthanen den „Schutz“ der Pforte lediglich dem Umstande zu verdanken haben, daß ihren Vorfahren bei der Eroberung des Landes das Leben geschenkt worden ist. Nach türkischen Begriffen haben demnach die christlichen Unterthanen keine Rechte weiter, als daß ihnen die Pforte gegen ein jährliches Kopfgeld Leben und Freiheit, oder was die Türken Schutz nennen, gewährt. Das zu entrichtende Schutz- oder Kopfgeld wird Charadsch genannt. (Die oben erwähnten Franken haben freilich keine Schutzsteuer zu entrichten, weil sie unter dem Schutze und der Gerichtsbarkeit ihrer respectiven Gesandten und Consuln stehen, aber — wohlgemerkt — lediglich nur kraft besonderer Verträge mit den fremden Mächten.) Die Christen verdanken dem ihnen gewährten Schutze in Wirklichkeit wenig mehr, als Leben und Freiheit, und auch dies ist obendrein oft genug gefährdet, wie schon ihr massenhaftes Abschlachten unter Mahmud II. (s. vor. Kap.) klar beweist. Daß sie zu keinem Staatsamte zugelassen werden, ist freilich eine Sache, die sich von selbst versteht; aber in schreiendem Widerspruche mit dem ihnen zugesicherten „Schutze“ und den von älterer Zeit bis auf die allerneueste herab zu ihren Gunsten erlassenen Firmans steht ihre rücksichtslose sonstige Behandlung, es sei faktisch oder prinzipiell. Faktisch sind sie nicht nur der Willkür jedes Pascha's

und anderer Beamten der Pforte, sondern auch dem Uebermuthe und den Mißhandlungen jedes gemeinen Türken preisgegeben. Faktisch und prinzipiell dürfen sie in den unmittelbar unter der Pforte stehenden Provinzen ihren Gottesdienst, so zu sagen, nur verstohlen feiern, wenigstens dürfen sie keine Kirchenglocken haben oder läuten. Wird ihnen von fanatischen Türken eine Kirche zerstört, so müssen sie mit schwerem Gelde von dem über sie gesetzten Pascha das Recht erkaufen, die Kirche wieder aufbauen zu dürfen. Nicht genug sodann, daß sie sich auch noch vielerlei Beschränkungen im Leben, hinsichtlich der Wohnung, Kleidung u. dgl. m. unterziehen müssen, ist es sogar ein von der türkischen Gesetzgebung aufgestelltes Rechtsprinzip, daß die Zeugenaussage eines Christen gegen einen Muselmann durchaus keine Gültigkeit hat und daher von dem Gerichte unbedingt zurückgewiesen wird! Ein zweites türkisch-mahomedanisches Rechtsprinzip ist, daß ein mahomedanisch gewordener Christ, der zum Christenthum zurücktritt, unausbleiblich hingerichtet wird.

Unter solchen Umständen ist das von Rußland und anderen europäischen Mächten traktatmäßig ausbedungene Schutz- und Schirmrecht über die christlichen Unterthanen der Pforte sehr begreiflich.

Nun treten freilich die offenen und geheimen Türkenfreunde im christlichen Europa auf und sagen: alle diese Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen mögen allerdings gegen die christlichen Unterthanen der Pforte verübt worden sein; allein das geschah früher, jetzt aber kommt dergleichen durchaus nicht mehr vor; denn nachdem schon der letztverstorbene Sultan Mahmud II. alle Unterthanen ohne Unterschied für gleich vor dem Gesetze erklärt hatte, hat der jetzige Sultan Abdul Meschid noch größere Sicherung der Menschenrechte in Rücksicht auf Leben, Ehre und Vermögen aller Unterthanen, von welcher Religion oder Sekte sie sein mögen, durch den 1839 erlassenen berühmten Hattischerif von Gülhane gewährt.

Wie liebevoll und gerecht der verstorbene Sultan Mahmud gegen seine christlichen Unterthanen war, haben wir im vorigen Kapitel gesehen; und welchen praktischen Werth der Hattischerif von Gülhane, den der jetzige Sultan erlassen, sowie überhaupt alle seine und seiner Vorgänger Firmans, die zu Gunsten der christlichen Unterthanen erlassen worden, haben, davon werden wir späterhin auf das Vollständigste uns zu überzeugen vielfältige Gelegenheit haben. Einstweilen mögen die nachfolgenden Thatsachen aus den Sommermonaten 1853, also aus der neuesten Zeit, bekunden, ob die Türkenfreunde mit ihrer Behauptung Recht haben oder nicht.

In der Herzegowina (s. S. 11) liegen unter anderen die Oerter Trebigne, Dubrovnik, Gradacz und Popow. Trebigne ist die Hauptstadt der Herzegowina und liegt nordöstlich und 3 M. von der bekannten Seestadt Ragusa. Dubrovnik liegt nicht sehr weit von Trebigne; Gradacz liegt nordwestlich

und 14 M. von Trebigne, und Popow liegt in der Gegend von Gradacz. In Popow wohnte ein sechzehnjähriges christliches Mädchen von katholischen Eltern, die aber vor Kurzem gestorben waren. Ihre Schönheit erregte die sinnlichen Begierden eines türkischen Lüstlings, und da sie seine frechen Anträge mit Entrüstung zurückwies, sie auch sehr eingezogen lebte und von ihren Verwandten, bei denen sie sich aufhielt, sorgsam geschützt wurde, so wendete er den in der Türkei beinahe alltäglichen Kunstgriff an, vor Gericht zu erklären, das Mädchen verlange zum mahomedanischen Glauben überzutreten, werde aber von ihren Verwandten daran gehindert. Auf diese nichtswürdige Lüge hin wurden sofort türkische Schergen zu den Verwandten geschickt und das Mädchen ihnen mit Gewalt entrissen, obendrein noch unter den gröbsten Schmähungen, daß sie es gewagt hätten, die Annahme der Lehre des Propheten zu hintertreiben zu suchen. Dies geschah in den ersten Tagen des Augustmonates 1853. Der obere katholische Geistliche in Gradacz erhielt hiervon Kunde und erfuhr zugleich, wo das Mädchen hingeschleppt worden war. Augenblicklich bot er Alles zu ihrer Befreiung auf; und wirklich gelang es seinen eifrigen Bemühungen, sie zu befreien, worauf er sie nach Dubrovnik zu ihrem Oheim bringen ließ. Kaum war dies den Helfershelfern jenes Türken bekannt geworden, als sie in Begleitung von anderen bewaffneten Glaubensgenossen nach Gradacz eilten und das Haus jenes Geistlichen stürmten; und es wäre um ihn geschehen gewesen, hätten sie ihn persönlich in ihre Gewalt bekommen. Zum Glücke entdeckten sie sein Versteck nicht, doch hielt er sich in Gradacz nicht mehr sicher, sondern flüchtete, sobald sie wieder abgezogen waren, nach Dubrovnik. Der teuflische Anschlag auf das Mädchen wurde aber keineswegs aufgegeben, sondern jetzt ward ein altes Weib bestochen, und diesem gelang es durch List, die Unglückliche den Türken wieder in die Hände zu spielen. Mit einem Worte, die Türken erreichten ihren Zweck. — Dergleichen Schandthaten sind übrigens nichts Seltenes in der Türkei, vielmehr kommen sie dort sehr häufig vor, gelangen jedoch aus Furcht vor neuen Mißhandlungen, aus Mangel an Schreibkundigen, aus Mangel an Gelegenheit und aus mancherlei anderen Ursachen nicht immer zur Oeffentlichkeit. Fast um die nämliche Zeit, als Obiges in der Herzegowina geschah, fand Aehnliches zu Magnesia in Kleinasien (nordöstlich und 5 M. von Smyrna) statt. Mehrere von den s. g. türkischen Freiwilligen, die eben dort eingetroffen waren, überfielen auf öffentlicher Straße christliche Frauen, schleppten sie nach einem nahe gelegenen Garten und thaten ihnen dort Gewalt an. Hätten sie diesen Frevel an Türkinnen verübt, so würden sie ohne Zweifel dafür mit dem Leben haben büßen müssen; da es aber Christinnen betroffen hatte, so kamen sie mit einigen Stunden Arrest davon; und selbst diese gelinde Strafe würde ihnen nicht einmal auferlegt worden sein, wenn nicht ihre Oberen schlimme Folgen von der allgemeinen Entrüstung, die sich in der Stadt über die That kund gab, befürchtet hätten. Zwei Monate zuvor, nämlich um die Mitte Juni's 1853, waren zu Volo in Thessalien albanesische Mahomedaner, die als Militärpflichtige einberufen worden waren, ihren kleinasiatischen Kameraden mit dem Beispiele vorangegangen und hatten in dieser, fast nur von Griechen bevölkerten Stadt nicht nur gegen das weibliche Geschlecht, sondern auch noch auf andere Weise, was sich hier nicht erzählen läßt, Gewaltthaten verübt.

In einem zum Ejalet Uskup (s. S. 19) gehörenden und am Drin gelegenen albanesischen Dorfe stand eine kleine griechische Kirche oder Kapelle, in der die christlichen Bewohner der Umgegend bisher so ziemlich ungestört ihren Gottesdienst gefeiert hatten; was sie freilich wohl nur dem Umstande, daß dort wenige oder gar keine Türken wohnen, zu verdanken gehabt. Sobald nun aber die Pforte von Rußland in die Enge getrieben und die öffentliche Darle-

gung des türkischen Patriotismus an die Tagesordnung gekommen war, wollte auch der Pascha von Uskup in dieser Hinsicht nicht zurückbleiben, wußte jedoch nicht recht, wie er es anzufangen habe. Den Christen eine schwere Kränkung zuzufügen, dazu war er allerdings entschlossen, nur wagte er nicht, dies in Uskup selbst oder in einer anderen größeren Stadt zu thun. Endlich fiel ihm jene kleine Dorfkirche ein, und diese zu zerstören ward sogleich von ihm beschlossen. Um die Sache einzuleiten, ging auf sein Anstiften ein Muselmann nach dem Dorfe, riß das Kreuz von der Kirche herunter und schleuderte es in den Fluß. Die Dorfbewohner richteten das Kreuz wieder auf, und der Muselmann riß es abermals herunter und warf es in den Drin. Als aber die Christen es wiederum aufrichteten, erklärte der Pascha dies für eine Beleidigung und gab Befehl zu gänzlicher Zerstörung der Kirche, was auch alsbald geschah. Dieser Vorfall hatte Ende Juni's 1853 statt. Wenn vielleicht nicht auf direkte Veranlassung des Pascha's, aber doch mit seinem Vorwissen geschah es auch, daß eine türkische Räuberbande in das Basilianerkloster Decanj an einem Feiertage eindrang, die Mönche von ihren Andachtsübungen aufstörte und sie zwang, ihr eine Mittagstafel anzurichten. Noch ärger wurden um die nämliche Zeit die Christen in Bulgarien behandelt; und in Kleinasien legten sich die Türken in ihrem Christenhasse nicht den geringsten Zwang an. Verwundungen und Todtschlag von Christen kamen dort fast täglich vor. Auf die Klagen der dadurch Betroffenen versprachen die türkischen Behörden allerdings, daß sie eine Untersuchung anstellen lassen wollten; allein sie thaten nicht das Mindeste, vielmehr ließen sie dem Christenhasse der „Gläubigen" freien Lauf. Auf der Insel Candia überfielen am 4. Juli zu Megaly Vrysi, einem Orte im Bezirke Mossea, 15 bewaffnete Türken 5 wehrlose Christen, tödteten einen derselben und verwundeten drei andere lebensgefährlich. Der fünfte Christ, ein griechischer Priester, entkam und meldete die Sache dem türkischen Gouverneur in der Stadt Candia. Sogleich schickte dieser, um seinen Eifer zu zeigen, zwei Türken nach dem Orte der That, die mit der Nachricht zurückkehrten, die Aussage des Priesters sei zwar der Wahrheit gemäß, jedoch seien die Thäter nicht zu ermitteln. Der Gouverneur ließ nun die ganze Angelegenheit auf sich beruhen.

Um dieselbe Zeit, als der oben erwähnte Vorfall mit dem Mädchen in der Herzegowina stattfand, kam daselbst ein zweiter Fall vor, zwar anderer Art, aber nicht minder geeignet zum Beweise, welche Beachtung den vom Sultan zu Gunsten der christlichen Unterthanen erlassenen Firmans von den Türken geschenkt wird, und wie sehr alle die Versicherungen von der Fürsorge der Pforte für die Christen eitles, leeres Geschwätz sind. Zwei Brüder, Beide Christen, trieben 18 Stück Ochsen nach dem Dubrovniker Viehmarkte. Mehrere Türken aus dem benachbarten Trebigne (s. oben) hatten davon Wind bekommen und beschlossen, das Vieh zu rauben. Demgemäß lauerten sie den beiden Brüdern auf, überfielen sie von einem Hinterhalte aus, erschlugen sie und theilten sich in den Raub. Die Familie der Gemordeten verlangte nun wenigstens Schadenersatz für das geraubte Gut; er wurde ihnen verweigert: ja, noch mehr: der Raub wurde von dem türkischen Gerichte zu Trebigne den Mördern zugesprochen!!!

Ein Beispiel türkischer Gerechtigkeit und Unparteilichkeit gegen christliche Unterthanen liefert auch folgender Fall. Im J. 1852 wurde das nur von Griechen bewohnte kleinasiatische Dorf Pascha-Köy von einer türkischen Räuberbande überfallen; die Einwohner wehrten sich und tödteten bei dieser Gelegenheit mehrere Räuber. Was hätten in einem solchen Falle die Behörden eines christlich-europäischen Staates gethan? Sie hätten vor allen Dingen den Räu-

bern nachsetzen lassen, um sie der gerechten Strafe zu unterziehen; und gegen die Dorfbewohner höchstens nur zu dem Zwecke eine Untersuchung eingeleitet, um zu ermitteln, ob sie sich auch wirklich innerhalb der Schranken erlaubter Selbsthülfe gehalten. Was thaten aber die türkischen Behörden? Sie ließen die Räuber ungestört ihr Wesen forttreiben und richteten ihren Gerechtigkeitseifer lediglich gegen die griechischen Dorfbewohner, weil dieselben bei Vertheidigung ihres Lebens und Eigenthums einige Räuber getödtet hatten, und weil diese Räuber Türken und Mahomedaner gewesen waren! Acht der angesehensten Einwohner wurden ergriffen, an die Gerichtsbehörden in Konstantinopel geliefert (gleichsam wie zu einem Hochverrathsprozeß) und dort eingekerkert. Vielleicht, daß man Anstand nahm, ihnen unmittelbar unter den Augen der europäischen Gesandten die Köpfe abschlagen zu lassen, oder daß sonst ein besonderer Grund obwaltete: genug, hingerichtet wurden sie vor der Hand nicht, wohl aber fortwährend eingekerkert gehalten. Ihre brodlos gewordenen Weiber und Kinder liefen verzweiflungsvoll und bettelnd in den Straßen Konstantinopels herum, umsonst die Hallen bald dieses, bald jenes Würdenträgers bestürmend, um die Freilassung oder wenigstens die Aburtheilung ihrer Familienväter zu erflehen. Selbst angesehene Europäer, die sich das traurige Schicksal der Armen zu Herzen nahmen und über die an ihnen begangene schreiende Ungerechtigkeit empört waren, hatten sich, jedoch mit eben so wenig Erfolg, für sie verwendet und konnten nie erlangen, daß die in scheußlichen Kerkern schmachtenden Griechen entweder ihrer Haft entlassen, oder ihre Sache gerichtlich entschieden werde. Sie blieben eingekerkert während des ganzen Frühjahres und während des ganzen Sommers von 1853 und sind, so viel bekannt, bis auf diese Stunde noch nicht in Freiheit gesetzt worden! Von welcher Beschaffenheit die türkischen Kerker sind, davon werden nicht nur diese Griechen, sondern unter anderen auch bosnische Christen am besten zu erzählen wissen, welche, blos, weil sie Christen waren, auf dem Zuge der Türken gegen Montenegro im Winter $18^{52}/_{53}$ in Mostar (in der Herzegowina) eingekerkert und erst auf Oesterreichs Verwenden am 2. April 1853 ihrer Kerkerhaft entlassen wurden. Sie hatten nicht einmal in eigentlichen Kerkern, sondern in einer Art unterirdischer Höhle schmachten müssen, und mehrere von ihnen waren in Folge der dort erduldeten Leiden gestorben. Als die siebzehn am Leben gebliebenen Gefangenen herausgeführt wurden, vermochten sie nicht, längere Zeit auf den Beinen sich zu erhalten, und so wurden sie, leblosen Wesen gleich, am Bazarplatze der Stadt hingelegt. Blutmaale und abgerissenes Fleisch bezeichneten die Stellen, wo dreizehn Wochen lang Stricke in ihre Glieder eingeschnitten hatten. Den ersten Tag vermochten sie weder Speise, noch Trank zu sich zu nehmen, und erst am zweiten waren sie im Stande, etwas Suppe hinunterzubringen. Da vier von ihnen an ihren Leiden schwer erkrankt waren, so erboten sich einige Christen in Mostar, sie bei sich aufzunehmen und zu verpflegen, was ihnen jedoch von den Türken nicht eher gestattet wurde, als bis zwei dieser Kranken gestorben waren.

Daß das von der türkischen Gesetzgebung aufgestellte Rechtsprinzip wegen Ungültigkeit der Zeugenaussage eines Christen gegen einen Mahomedaner bis auf den heutigen Tag geltend gemacht wird, zeigt folgender Fall. Anfang März 1853 miethete ein angesehener und allgemein geachteter armenischer Kaufmann in Brussa einen türkischen Maulthiertreiber zu einem Waarentransporte, kam mit ihm über den Preis von 150 türkischen Piastern überein und zahlte ihm, auf dessen Bitte, die bedungene Summe sogleich im Voraus. Mit der Ankunft der Waaren an Ort und Stelle war das Geschäft überhaupt erledigt und ein für allemal abgemacht. Der Kaufmann dachte nicht weiter daran. Wie mußte er nun aber erstaunen, als vier Monate später, nämlich zu Anfang Ju-

lius, der Maulthiertreiber die für den Waarentransport bedungene Summe von ihm noch einmal verlangte. Es waren damals gerade türkische Freiwillige in Brussa angekommen (wir werden sie in dem vom türk. Militär handelnden Kapitel kennen lernen), und dies mochte dem Maulthiertreiber als eine ihm sehr günstige Gelegenheit erscheinen. Umsonst erinnerte ihn der Kaufmann an den Ort und die Umstände, wo und unter welchen die von ihm geleistete Vorausbezahlung stattgefunden hatte; der Türke behauptete mit der unerschütterlichsten Frechheit, er habe sein Geld noch nicht erhalten, und als jener mit Recht Anstand nahm, dem Schurken doppelte Zahlung zu leisten, verklagte er den Kaufmann. Der türkische Richter oder Kehaya-Bey forderte den Kläger auf, die seiner Klage zum Grunde liegende Behauptung der Nichtzahlung zu beweisen. Man denke sich den Unsinn einer Beweisführung, daß der Verklagte nicht gezahlt habe! Allein darüber darf man sich in der Türkei nicht wundern: sogar das Gesetz verlangt es so. Außerdem ist noch zu bemerken, daß es in der Türkei unter den Mahomedanern eine Menge Tagediebe gibt, die aus der Zeugenaussage ein förmliches Gewerbe machen, jedem Prozeßführenden, der sie bezahlt, als Zeugen dienen und Alles, was er ausgesagt haben will, vor Gericht aussagen. So leistete denn auch der Maulthiertreiber der Aufforderung des Kehaya-Bey alsbald Folge und brachte zwei Stamm- und Glaubensgenossen, welche eidlich bezeugten, daß der Armenier nicht bezahlt habe! Darauf hin ward der verklagte Christ zu nochmaliger Zahlung an den Kläger verurtheilt. Der Kaufmann hatte dem Maulthiertreiber auf dem öffentlichen Bazar zu Brussa die genannten 150 Piaster vorausbezahlt, und zwar in Gegenwart einiger armenischer und türkischer Kaufleute. Allein was nützten ihm diese als Zeugen? Die Einen durften nicht und die anderen mochten nicht Zeugniß für ihn ablegen. Die Christen wären dem erwähnten türkischen Rechtsprinzipe gemäß vor Gericht gar nicht einmal angehört worden; und was die Türken betrifft, so gehört es zu den äußerst seltenen Fällen, daß ein Muselmann für einen „Ungläubigen“ zeugt.

Nach diesen Thatsachen aus der neuesten Zeit möge der Leser beurtheilen, ob die Türkenfreunde im christlichen Europa mit ihrer Behauptung von den jetzigen befriedigenden Zuständen in der Türkei und von den erfolgreichen Wirkungen des „berühmten“ Hattischerifs von Gülhane Recht haben oder nicht. Gerade zur Zeit, als mehrere der oben erzählten Gräuel und Schandthaten im besten Gange waren, ließ sich ein türkenfreundliches deutsches Blatt aus Constantinopel melden, der Sultan habe nur mit dem größten Widerstreben seine Zustimmung zu der abschlägigen Antwort auf das russische Ultimatum gegeben. Zuvor habe er wiederholt gefragt, ob es denn keinen anderen Ausweg gebe; und als ihm nochmals ausführlich Alles auseinander gesetzt worden, habe er seinem Schmerze durch Thränen Luft gemacht und gesagt: „Ich weiß nicht, was man von mir will? Ich will das Beste meiner Unterthanen jedes Glaubens, in einer Ausdehnung, wie nie ein Sultan vor mir; aber je mehr ich es thue, desto weniger Dank finde ich.“ Darauf habe er mit fester Stimme die von ihm verlangte Zustimmung gegeben. Der Korrespondent jenes Blattes fügt dann hinzu: „Des Sultans Worte laufen von Mund zu Mund und elektrisiren alle Muselmänner. Nie ist ein Sultan beliebter gewesen.“ Der Korrespondent des türken-

freundlichen deutschen Blattes hat hierbei die christlichen Unterthanen des Sultans wohlweislich aus dem Spiele gelassen; er mag wohl selbst gefühlt haben, daß er sich lächerlich machen würde, wenn er auch sie durch die Worte des Sultans elektrisirt werden ließe. Mag übrigens der Sultan die ihm in den Mund gelegten Worte gesprochen haben oder nicht, so ist es jedenfalls naiv, ihn sagen zu lassen: „Ich will das Beste meiner Unterthanen jedes Glaubens ꝛc“. Denn an seinem guten Willen ist vielleicht nicht zu zweifeln, desto mehr aber an der wirklichen Ausführung desselben, die sich im Gegentheil nirgends kundgegeben hat. Es wird, wie wir oben gesehen haben, ungestraft Nothzucht an Christinnen verübt, es werden ungestraft von Türken Kirchenkreuze ins Wasser geschleudert, und Kirchen zerstört; christliche Mönche werden gezwungen, in ihrem Kloster türkischen Straßenräubern eine Mittagstafel anzurichten; die „Gläubigen“ dürfen ungehindert ihrem Christenhasse freien Lauf lassen, wehrlose Christen erschlagen oder sie berauben und ermorden; Christen werden in scheußliche Kerker geworfen, blos weil sie Christen sind, oder weil sie in gerechter Selbstvertheidigung gegen türkische Räuber einige dieser Schurken unversehens getödtet haben; und ein Christ wird zu doppelter Zahlung an einen Türken verurtheilt, weil ihm, als einem Christen, die türkische Gesetzgebung alle Beweismittel entzieht, und der Türke dagegen nach Belieben falsche Zeugen vorzubringen vermag: — wie kann bei so unerhörten Freveln, von denen wir oben nur einzelne wenige aus einer Menge anderer mitgetheilt haben, von Lobsprüchen auf die türkischen Zustände der Gegenwart oder der Vergangenheit noch irgendwie die Rede sein?

Sollte ein Türkenfreund uns etwa vorwerfen wollen, wir hätten obige Thatsachen in der Darstellung übertrieben oder gar entstellt, so brauchen wir ihn nur auf die nachstehenden Aeußerungen Londoner und Pariser Blätter zu verweisen, namentlich der Times und des Pays, die bekanntlich in der russisch-türkischen Differenz so entschieden Partei für die Türken genommen haben, deren Aeußerungen demnach um so unverdächtiger erscheinen müssen. Als in der ersten Hälfte Septembers 1853 die Nachricht bekannt wurde, daß die Pforte die Wiener Konferenznote nicht unverändert angenommen habe, sondern mit Modifikationen, von denen sich voraussetzen ließ, daß sie von dem St. Petersburger Kabinet verworfen werden würden, tadelten sie unverholen das Verfahren der Pforte und nahmen nunmehr auch keinen Anstand mehr, in Betreff des wirklichen Zustandes in der Türkei mit der Wahrheit offen hervorzutreten. Indem sie sich auf das Zeugniß eines mit den türkischen Zuständen genau vertrauten und schon seit längerer Zeit in der Türkei weilenden, völlig glaubwürdigen Mannes beriefen, äußerten sie: „Europa weiß gar nicht, daß noch gegenwärtig in der Türkei die Ehre eines jeden christlichen Weibes dem ersten besten Muselmann, dem sie zu gefallen das Unglück hat, preisgegeben ist. Europa weiß nicht, daß die Türken nach Willkür in christliche Häuser gehen und sich daraus nehmen, was ihnen gerade beliebt, daß eine Klage viel gefährlicher noch, als der Widerstand ist, und daß die geringste Bürgschaft für die unglückliche Rajah schon eine sehr

große Wohlthat wäre. Lord Redcliffe (bekanntlich der britische Gesandte in Konstantinopel) hat, ungeachtet aller seiner Anstrengungen, die Türkei auf die Wege der Civilisation zu leiten, es dennoch nicht einmal dahin bringen können, die Christen in den Provinzen von den ewigen Gelderpressungen und Plackereien zu befreien, und er konnte es nicht durchsetzen, daß einem Türken das Recht benommen werde, sich an einem Christen ungestraft zu vergreifen." Daß solchen Mittheilungen gegenüber, die von Blättern herrühren, welche zu den türkenfreundlichen zu rechnen, aber zu ehrliebend sind, um Thatsachen, welche die türkischen Zustände nach ihrer Wirklichkeit erkennen lassen, absichtlich zu verschweigen, — daß solchen Mittheilungen gegenüber die oben gegebenen Thatsachen wahrlich nicht mehr als Uebertreibungen erscheinen können, wird jeder Leser leicht einsehen.

Nachdem wir nunmehr die bürgerliche und staatsrechtliche Stellung der Christen in der Türkei dem Prinzipe und der Wirklichkeit nach kennen gelernt haben, wollen wir die bemerkenswerthesten Einzelnheiten in Betreff des Grundcharakters der Sitten, der Lebensweise 2c. der Türken, Bulgaren, Walachen und anderer Völkerschaften in der Türkei hier mittheilen.

Bei den **Türken** war früher ein Unterschied zu machen zwischen denen, die der bürgerlichen Klasse, und denen, die der Beamtenklasse angehören. Jene besaßen einzelne Tugenden oder gute Eigenschaften, diese so gut wie gar keine. Oder besser gesagt: jene blieben, im Ganzen genommen, mehr als jetzt, bei der einfachen, nüchternen Lebensweise der Orientalen und bewahrten dadurch auch besser den äußeren Firniß bürgerlicher Ehrbarkeit und Rechtschaffenheit, und offenbarten erst den eigentlichen Grundcharakter, sobald sie vielleicht vom Kameeltreiber oder vom Barbiere aus zu hohen Aemtern und Würden gelangt waren. Vom niederen Stande zu einer hohen äußeren Stellung gelangen und sich dann seines vorigen Standes nicht schämen oder sich nicht überheben, dazu gehören Demuth und Selbstverläugnung, zwei christliche Tugenden, die der Mahomedanismus nie und nimmer wecken kann, weil er sie durchaus nicht kennt, vielmehr gerade aus dem Gegentheile, aus Hochmuth und Eigenwillen, hervorgegangen ist und darin seine Stärke sucht. Gegenwärtig ist aber selbst der äußere Firniß bürgerlicher Rechtschaffenheit fast gänzlich geschwunden; denn die unsinnigen Neuerungs- und Reform-Experimente unter Selim III., und besonders unter Mahmud II. und dem jetzigen Sultan haben ihre nachtheiligen Wirkungen auf alle Klassen der Osmanen oder Türken geäußert. Seitdem die türkischen Gesandten in Europa gelernt haben, mit der Gabel statt mit den Fingern zu essen, in Gesellschaften zu erscheinen und weniger plump, als ehedem, sich zu benehmen; seitdem die europäischen Diplomaten zu Constantinopel in europäischer Form empfangen werden und der Divan zuvorkommend, freundlich, ja ergeben, selbst unterthänig und kriechend geworden ist; seitdem junge Türken zu ihrer Ausbildung nach Europa geschickt und dagegen abgedankte Militärs, Revolutionsführer und Andere dieses Schlages bei dem Unterrichte im eigenen Lande verwendet werden; seitdem es Mode geworden ist, Französisch zu lernen, statt des Turbans den rothen Fes zu tragen, Gastmähler und selbst Zweckessen nach europäischer Art zu geben und in schäumendem Champagner oder feurigem Ungarwein den „Fortschritt" hoch leben zu lassen: — seitdem findet auch der gemeine Türke an klarem Brunnenwasser oder am nüchternen Sorbet keinen Geschmack mehr, und selbst das bisherige Reizmittel des Opiums erscheint ihm veraltet; der Wein ist ihm theils zu theuer, theils nicht stark genug, und so hält er sich mit größtem Eifer zum Branntwein, der denn auch nicht ver-

fehlt hat, bei ihm die nämliche Wirkung zu thun, wie überhaupt bei Allen, die sich ihm maaßlos hingeben. Frühzeitiges Altern der Kräfte, physische Schwäche, Unfähigkeit zur Arbeit, ein an Blödsinn grenzender geistiger Zustand und die größte moralische Verderbniß sind die unausbleiblichen Folgen gewesen; und der Branntwein hat bei den Türken einerseits die viehischen Begierden dermaßen aufgeregt, daß er einem gewissen abscheulichen Laster mehr, als je fröhnt, und andererseits alle zarteren Gefühle in dem Grade abgestumpft, daß die Liebe zum Branntwein die Liebe zum Kinde und zum Vaterlande gänzlich verdrängt hat. Jetzt hat der Türke so recht gezeigt, daß nie ein gediegener geistiger Fonds in ihm steckte; er ist wesentlich ein roher Barbar geblieben, wie er ursprünglich war, als er noch in den Wüsten und Einöden Turkestan's haus'te oder in Asien und Europa im Mord- und Schlachtgetümmel sich bewegte. Die geistige Entwickelungskraft und Bildungsfähigkeit wohnen freilich in jedem Menschen; denn Leib, Seele und Geist haben alle Menschen mit einander gemein; allein da, wo die Geistes- und Seelenkräfte noch schlummern, und der innere Antrieb zum Erwachen nicht stark genug ist oder durch äußere Einflüsse niedergehalten wird, ist zu ihrer vollständigen Entwickelung ein geistiges Hülfsmittel erforderlich, und das ist das Christenthum, welches die rohesten Barbaren in liebreiche, sanfte und gesittete Menschen umzuwandeln vermag; wie es ja denn selbst wilde Menschenfresser auf den Südsee-Inseln zu civilisirten Nationen herangebildet hat. Aber der hochmüthige und dünkelhafte Mahomedaner verschließt ja Ohr und Auge dem Christenthum und ist sogar mit grimmigem Haß gegen dasselbe erfüllt, wie wir oben gesehen haben. Daher ist sein ganzes geistiges und Seelenelement Flickwerk geblieben. Die gewöhnliche Schilderung des Türken in europäischen Werken und Schriften lautet: er sei von klarem, gesundem Verstande, würdevoll und tapfer, abgehärtet, ernst, gastfrei, mäßig in leiblichen Genüssen, das Alter und die Wahnsinnigen ehrend, redlich im Handel und Wandel, andererseits freilich auch sehr abergläubisch, dem Fatalismus blind anhangend, ohne Sinn für Verbesserungen und für Ausbildung seiner natürlichen Anlagen und Fähigkeiten, fanatisch und bigott im Islam, herrschsüchtig und voll Verachtung gegen alle übrigen Nationen, am meisten gegen die Christen und Europäer, deren wahre Verhältnisse in ihrer Heimath der Türke bei seiner schlechten Kenntniß der Geographie gar nicht kenne. Diese Schilderung ist ihrem letzten Theile, oder so weit sie die Schattenseiten des Türken betrifft, ganz richtig, ebenso auch in Betreff seiner nachsichtigen Beurtheilung und Behandlung der Wahnsinnigen, in Betreff einer ihm angeborenen, äußeren würdevollen Haltung und eines damit verbundenen mehr oder minder feierlichen Ernstes, der ihn häufiges Lachen, vieles Sprechen oder hastige Bewegungen für unanständig halten läßt, und endlich in Betreff eines von der Natur ihm verliehenen gesunden Verstandes. Allein damit behält es hinsichtlich der guten Seiten des Türken auch sein Bewenden; und wenn er die übrigen ihm beigelegten Tugenden wirklich besessen haben mag, so sind sie doch jetzt längst erstickt oder im Branntweine ersäuft. Allerdings gibt es einzelne ehrenvolle Ausnahmen, aber deren gibt es in allen bewohnten Ländern der Erde, und die wenigen Ausnahmen unter den Türken können das, was gegenwärtig von der ganzen Nation gilt, nicht umstoßen. Wir brauchen uns in eine weitere Schilderung des türkischen Grundcharakters hier nicht einzulassen, da die oben erzählten Beispiele von ihrem Thun und Treiben ein genügend helles Licht auf denselben werfen. Nur bemerken wir noch, daß bei denjenigen Türken, die in Aemtern stehen und um die Hofgunst buhlen, einerseits Sklavensinn und kriecherisches Wesen gegen Höhere und andererseits Brutalität und Härte gegen Geringere, sodann unersättliche Habgier, Falschheit, eine über alle Begriffe weit getriebene Verstellungskunst und die

gräulichste Sittenverderbniß die charakteristischen Merkmale und entschieden vorherrschenden Züge sind.

Man wird fragen, ob denn keine Schulen und Bildungsanstalten vorhanden seien, um der unter den Türken herrschenden großen Unwissenheit zu steuern? Allerdings gibt es deren; und zudem haben die mehrerwähnten vermeintlichen Reformen des vorigen, sowie die Neuerungen unter dem jetzigen Sultan sich auch auf das türkische Schul- und Unterrichtswesen erstreckt, und so denn z. B. Kriegsschulen, Navigationsschulen, eine medizinische Lehranstalt und 1846 sogar eine Universität zu Constantinopel in's Dasein gerufen. Zugleich ist das früher gesetzlich bestandene Verbot des Erlernens fremder Sprachen förmlich außer Kraft gesetzt, und junge Türken sind nach Paris, Wien und Berlin zu ihrer höheren wissenschaftlichen Ausbildung geschickt worden. Man würde sich jedoch sehr irren, wollte man hieraus den Schluß ziehen, daß sich nunmehr, wenigstens unter den angeseheneren Klassen, wissenschaftliche Bildung verbreitet hätte. Im Gegentheile, es ist mit sehr wenigen Ausnahmen ganz beim Alten geblieben, und das bei den Türken tief eingewurzelte, beinahe unaustilgbare Vorurtheil gegen alles Fremde hat die unter ihnen herrschende Unwissenheit so entschieden fortbestehen lassen, daß selbst die jungen Türken, die in den oben genannten europäischen Städten ihre Ausbildung erhalten haben, nach ihrer Heimkehr das Meiste von dem Erlernten wieder vergessen und in die angeborene Trägheit und Indolenz zurücksinken, auch wenn sie in Deutschland oder Frankreich noch so fleißig gewesen wären. Wer soll denn also in den erwähnten neuen Lehranstalten den Unterricht ertheilen, da die Fremden scheel angesehen werden, und sie sowohl, wie die im Auslande gebildeten Türken mit Vorurtheilen aller Art zu kämpfen haben? Daß es einzelne höhere Staatsbeamte in der Türkei gegeben hat und noch gibt, welche nicht nur durch Geistesschärfe, sondern auch durch staatswissenschaftliche und andere Kenntnisse sich ausgezeichnet haben, steht hiermit nicht im Widerspruche; denn diese Türken haben, mit einem natürlichen Verstande ausgerüstet, ihre Kenntnisse auf praktischem Wege und im Auslande sich angeeignet. Die türkischen Landesschulen sind theils Elementarschulen (Mekteb), theils höhere Schulen oder Medresse. In den Elementarschulen lernen die Kinder nur das Elef Be (A B C) und das Fatiha (die erste Sura des Korans); sie lernen hier also nur lesen, auch hin und wieder wohl etwas schreiben. In den höheren Schulen werden, außer dem vollständigen Koran, Arithmetik, Geometrie, Geographie, Geschichte, Naturlehre, Astronomie und Astrologie, Redekunst, Poesie, Rechtsgelehrsamkeit, Metaphysik und Philosophie vorgetragen. Die bleiche Gesichtsfarbe und das abgelebte Ansehen der in diesen Collegien oder Medressen gebildeten Zöglinge, welche Softa (verbrannte Seelen) genannt werden, deutet entweder auf angestrengtes Studiren oder auf geheime Sünden oder auf schmale Kost, welche letztere ihnen unentgeltlich gereicht wird. Die Philosophie wird ihnen vorgetragen nach Aristoteles (in arabischer Uebersetzung) und nach „Mehmed's hohen Sitten", einem Hauptwerke für die Moralphilosophie, in welchem das Kapitel über die Höflichkeit den ersten Platz einnimmt. Was wir Metaphysik nennen, heißt bei den Türken Kelam oder Ilmi Kelam, d. i. Wissenschaft der Wörter, weil sie auf den Koran gegründet und nach türkischen Begriffen nichts Anderes als theoretische Theologie ist. Die Geographie wird in den Medressen nach dem Dzihan-Nouma (d. i. Darstellung der Welt), welches im Anfange des vorigen Jahrhundertes mit Jakolakys Argyropulos geopraphischer Compilation erschien, gelehrt, und dieses Werk ist zugleich fast das einzige Lehrbuch der Erdbeschreibung, welches die Türken besitzen. Die Astronomie wird hauptsächlich nach Durandeli Mehmed, Verfasser des ewigen Kalenders (Ruz Nameh), vorgetragen. Wie alt dieses Lehr-

buch ist, kann man daraus entnehmen, daß Hieronymus Welsch schon 1676 einen Abdruck davon in Augsburg veranstaltete. Astrolabien, Pendeluhren, Quadranten und andere astronomische Meßinstrumente sind zwar seit Selim III. angeschafft, dienen aber den türkischen Astronomen und deren Zuhörern eigentlich nur als Spielzeuge oder zu ihrer Belustigung. Ueberhaupt schätzen die Türken die Astronomie nur als Gehilfin der Astrologie; ja der Astronom ist ihnen blos der Anfänger und erst der Astrolog Meister der Wissenschaft. Dabei ziehen sie fleißig Kamel Schadschid Ben Aslam's Abhandlung über die Algebra zu Rathe, weil darin auch Anleitung zur Stern- und Traumdeuterei gegeben wird. Die Naturgeschichte wird nach einer arabischen Uebersetzung des älteren Plinius, und die Politik nach Lufti Pascha's Spiegel der Wessire vorgetragen. Wenn nun von solcher Beschaffenheit das Unterrichtswesen auf den höheren türkischen Schulen ist, so darf man sich über die unter den Türken herrschende grobe Unwissenheit wahrlich nicht wundern. Was die Schulverbesserungen des vorigen und jetzigen Sultans bewirkt haben, ist schon oben gezeigt worden.

Wir wollen nun noch Einiges von der Lebensweise, den Sitten 2c. der Türken mittheilen. Die Türken pflegen den größten Theil des Tages in unthätiger Ruhe auf Polstern niedergekauert mit Tabakrauchen und Kaffeetrinken zuzubringen, und zwar meist in Kaffehäusern. Abends legen sie sich auf den nämlichen Polstern nieder, auf denen sie am Tage saßen, wenn sie zu Hause geblieben sind; von Bettstellen und besonderen Schlafzimmern wissen sie nichts, auch behalten sie in der Regel die gewöhnlichen Kleider im Schlafe an. Die türkischen Frauen der reicheren Türken machen den Tag über bei anderen Frauen Besuche, um ihre schönen Kleider oder ihre Juwelen zu zeigen; denn einen anderen Gegenstand der Unterhaltung haben sie selten. Nur ärmere Frauen gehen allein auf den Straßen, vornehmere nie ohne Begleitung von Eunuchen oder anderen Sklaven; oft fahren sie auch in plumpen, geschlossenen und mit Vorhängen umhüllten Wagen (Araba), in denen sie liegen und verschleiert durch ovale Fenster heraussehen. Die Frauen genießen im Harem manche Rechte und auch Einfluß; sie sind ohne alle Erziehung, können weder lesen noch schreiben, leiten aber, schlecht genug, die Erziehung ihrer Kinder, die sie übrigens wenig lieben, und verachten die europäischen Verhältnisse, besonders die Freiheit, welche dort die Frauen genießen. Daß sie es verstehen, sich mit einem Manne allein zu unterhalten, ist aus den, ungeachtet aller Eifersucht der Ehemänner, stattfindenden Liebschaften bekannt; aber selbst bei den besten natürlichen Anlagen würden türkische Frauen sich sehr unbeholfen in der Unterhaltung benehmen, wenn sie sich in gemischter Gesellschaft bewegen sollten. Selbst Kenntnisse ersetzen den Mangel an Uebung nicht, während z. B. die italienischen Frauen ohne alle Kenntnisse die lebendigste Unterhaltung zu führen vermögen. Uebrigens sind die Türkinnen bei aller Verachtung der europäischen Verhältnisse sehr neugierig, wenn ihnen Europäer auf der Straße oder in den Bazars begegnen; sie betasten ihre Kleider und ihr Gesicht ohne alle Entschuldigung, sind auch zuweilen Liebeshändeln mit ihnen nicht abgeneigt, zu denen sie oft durch kokette Entschleierung des Nackens, Gesichtes oder des Busens, scheinbar durch den Wind bewirkt, den ersten Anlaß geben. Doch hat sich der Europäer sehr in Acht zu nehmen, denn, im Frauengemache ertappt, wird er unfehlbar ermordet. Die Frau pflegt in solchen Fällen von ihrem Ehemanne nach alttürkischer Manier in einen Sack gesteckt und ersäuft zu werden. Die reichen Türken geben bisweilen große Feste, gewöhnlich sehr verschwenderische, um ihren Reichthum zu zeigen; von dem Reize der freundschaftlichen Unterhaltung, über Kleinigkeiten vielleicht, aber auf eine angenehme Weise, verstehen sie nichts; sie

wollen lieber, daß von einem Feste, das sie gegeben, ein ganzes Jahr gesprochen werde, statt, wie in Europa, für dieselben Kosten wöchentlich oder täglich Jemand bei sich zu sehen. Die Türken, welche in civilisirten europäischen Ländern gewesen sind, möchten gern Alles nachahmen; allein da diese Nachahmung übertrieben wird, und überall die Einheit fehlt, ist damit wenig gewonnen. Die türkischen Wohnungen sind unansehnlich und schmucklos, und die Privathäuser meist nur von Holz und einstöckige. Diese Einfachheit in der Bauart hat ihren Grund hauptsächlich in der unter den Türken allgemein vorwaltenden Ansicht, daß sie in Europa nur ein Feldlager aufgeschlagen und jedenfalls zu gewärtigen haben, daraus wieder vertrieben zu werden. Die Häuser haben im Inneren einen viereckigen Hof, nach welchem die Fenster gehen, während nach außen nur einige Gitterfenster vorhanden sind, darunter ein eng vergitterter Vorsprung, wo die Frauen sitzen und Beobachtungen anstellen. Die Fenster sind gewöhnlich rund, meist ohne Glas, das nur bei Reichen und in großen Städten üblich ist; bei schlechtem Wetter setzt man in Ermangelung desselben nur einen Rahmen mit geöltem Papiere vor. Der Hof ist bei den Reichen mit Marmor ausgelegt, auch wohl mit Säulen umgeben, oft bei schönem Wetter mit Teppichen belegt und ringsum mit Divans besetzt. Aehnlich sind die, meist nur kleinen und lediglich ausgeweißten Zimmer eingerichtet; selten zieren grob gemalte Arabesken Wände und Decken, und Divans oder Polstersitze bilden die einzigen Möbeln. Auch haben die Häuser fast durchgängig keine Keller. Die Dächer sind meist flach. Die öffentlichen Gebäude nehmen sich, besonders die Moscheeen, aus der Ferne freilich, oft pomphaft aus, doch herrscht bei ihnen eine große Ueberladung im Baustyl oder Mangel an Symmetrie und richtigem Verhältniß.

Unter den übrigen Volksstämmen in der Türkei wollen wir zunächst den **Bulgaren** unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Daß sie der Abstammung nach Slaven und der Religion nach größtentheils griechische Christen sind, haben wir oben gesehen. Der Bulgar ist gut gewachsen, sein Blick ist ernst, und er versteht sich stillschweigend der Macht zu unterwerfen, welcher er nicht widerstehen kann; er ist fleißig, mäßig und von erprobter Rechtlichkeit, dienstfertig und vorsichtig; hat er sich aber zu etwas entschlossen, so ist er in der Ausführung von seltener Beharrlichkeit. In Vergleich mit dem Serbier ist der Bulgar langsam und phlegmatisch; der Grieche übertrifft den Bulgaren an Geist, der Serbier übertrifft ihn an Muth. Arbeitsamkeit und Geduld ist der Hauptvorzug des Bulgaren, überall ackert und gräbt er, er pflegt Bäume, während der Walache und Moldauer nie daran denkt; er ernährt beinahe allein den anderen Theil der Bevölkerung, der aus Hirten und Kaufleuten besteht. Den Bulgaren treibt es, überall das Land tragbar zu machen, während der Grieche reiche Städte bevölkert. Die bulgarischen Frauen sind ebenfalls von hohem, schlankem Wuchs und nach den Griechinnen die schönsten Frauen der europäischen Türkei; sie sind sanft, arbeitsam und, da sie beinahe durchgängig tugendhaft sind, von aller Prüderie entfernt. Der gastfreie Bulgar läßt den Fremden in dem nämlichen Zimmer mit seiner Frau, seiner Mutter und Tochter schlafen. Der Haarwuchs der Bulgarinnen ist so stark, daß sie sich wie in einen Mantel in ihre Haare einhüllen können. Die Mädchen tragen das Haar unverhüllt, mit einer Blume verziert; die Frauen tragen Schleier, welche über die Schulter herabhängen, von einer Rose überragt; die älteren Frauen tragen eine geschmacklose Kopfbedeckung mit Reihen von Goldstücken, Korallen, Halsbändern und einem vergoldeten Gürtel. Die Männer lassen häufig nur einen Haarbüschel auf dem Oberhaupte stehen, wogegen der übrige Theil des Kopfes geschoren ist. Von seinem Pferde ist der Bulgar unzertrenn-

lich, und selbst wenn er nur ein Paar Schritte von seiner Hütte sich entfernt, reitet er. Die Bulgaren verstehen, nicht nur bei sich durch künstliche Bewässerung der Fruchtbarkeit des Bodens nachzuhelfen, sondern sie wandern auch während der Zeit der Ackerbestellung in benachbarte Länder aus, um für Geld zu arbeiten. Doch auch die Industrie ist den Bulgaren nicht fremd; beinahe die schönsten unter den türkischen Teppichen werden zu Jaskol und Berkoutsa in Bulgarien verfertigt. So zerstreut hin und wieder auch die Bulgaren unter anderen Völkerschaften der europäischen Türkei leben, so vermischen sie sich doch schwer mit ihnen und behalten ihre Sprache bei. Doch leben sie mit den Griechen im besten Einvernehmen, und man findet hier nicht den Nationalhaß, den andere Slaven, wie z. B. die Polen, gegen die mit ihnen vermischt lebenden Deutschen zeigen. Die bulgarischen Dörfer liegen größtentheils von den Straßen entfernt und bestehen meist aus Erdhütten von konischer Form und oft nur mit einem Flechtwerke von Weidenruthen umgeben; auf dem Gipfel nistet nicht selten der gesellige Storch. Im Inneren dieser Hütten herrscht übrigens die größte Reinlichkeit. Die bulgarischen Städte bestehen gewöhnlich aus drei Theilen: der auf einer Anhöhe gelegenen Festung (Grad), der mit einer Mauer umgebenen Handels- und Handwerkerstadt (Varoch) und der von Palissaden umgebenen Militärstadt (Palanka). Die Bauwerke in den Städten sind meist von Holz, und das Vieh zieht meist in den Straßen umher; doch herrscht auch hier Reinlichkeit im Inneren der Häuser. Die Abgaben der Bulgaren bestehen in der Kopfsteuer, von 15 bis 20 Piastern für den Kopf, und in der Grundsteuer. Die Kopf- oder Schutzsteuer (Charadsch: s. oben) ist bei den Bulgaren insofern weniger drückend, als in anderen türkischen Provinzen, weil die bulgarischen Gemeinden ihre Vertheilung selbst anordnen, und zwar dergestalt, daß der Reiche für den Armen mitbezahlt. Am drückendsten aber sind die Frohnden, welche die Pascha's für den öffentlichen Dienst fordern dürfen, und die sich bis auf 36 Tage jährlich belaufen, und die Verpflichtung, alle Reisenden zu bewirthen, die mit einem Firman der Pforte reisen, und für deren Unterbringung der Dorfälteste, Starechine oder Kiaja, sorgen muß. Die Geistlichkeit kauft ihre Stellen, die Bischöfe von den Türken und die Pfarrer von den Bischöfen; mancher Pfarrer kauft wohl an 15 Parochieen zusammen. Sie lassen sich bis 20 Piaster für eine Trauung und 20 bis 50 P. für ein Begräbniß bezahlen. Die Bulgaren haben 16 Bisthümer und 4 Erzbisthümer oder Metropolen, nämlich zu Ternow, Sophia, Silistria und Varna. Die Geistlichen sind meist Griechen (der Abstammung nach), da sie von dem Patriarchen zu Constantinopel abhängen; bis 1463 hatten sie einen eigenen Patriarchen, der sich Patriarch von Ternow und von ganz Bulgarien nannte. Bei jeder bischöflichen Kirche befindet sich eine Schule und ein Seminar für die Weltgeistlichkeit. Die Mönche in den Klöstern sind arm. Aller Unterricht des Volkes ist dem guten Willen der Geistlichen überlassen, welche aber selbst wenig mehr wissen, als die Fest- und Fasttage und die Liturgie. Denn das Türkenregiment hat seine geisttödtende Wirkung auch auf die christlichen Unterthanen ausgeübt. Die Wiederherstellung der Kirchen darf erst nach einer, mit schwerem Gelde zu erkaufenden Genehmigung des Pascha's vorgenommen werden (s. oben). Am unabhängigsten können die Bulgaren ihren Gottesdienst auf dem Plateau des Balkan, zwischen Sophia, Philippopel und Ternow, feiern, und dort stellen sie selbst an den Wegen Kreuze auf, was in den Ebenen streng bestraft werden würde. Dort haben auch die Bulgaren noch am meisten ihre Nationalität beibehalten. Der Bulgar liebt vor Allem den Frieden. Doch hat sich in neuerer Zeit einiger Nationalgeist zu regen angefangen. Als im J. 1828 Wittgenstein in Bulgarien vordrang, hielten sich die Bulgaren ruhig, wenn sie gleich jeden Sieg der Rus-

sen mit Dankgebeten in den Kirchen feierten. Diese wurden noch inniger, als Diebitsch 1829 den Balkan überschritt. Da sich nunmehr die Bulgaren von der Ohnmacht der Türken überzeugten, beriethen sie in geheimen Zusammenkünften über die geeigneten Mittel, das Türkenjoch, wenn nicht ganz abzuschütteln, doch weniger drückend zu machen. Die Bedrückungen der Bulgaren durch die Türken nahmen zu, als die Festungswerke am linken Donauufer wiederhergestellt werden sollten, welche 1837 Sultan Mahmud besuchte, und seitdem fingen nicht nur einige Bewegungen unter den Bulgaren an, sondern im folgenden Jahre brach auch wirklich ein Aufstand aus, bei dem sich mehrere Tausend Bauern der Festung Jakoi bemächtigen wollten. Dies hatte die Folge, daß den Bauern eine freiere Gemeindeverfassung zugestanden ward. Später brachen neue Unordnungen zu Kiok Kilisse aus, und im J. 1841 wurden die Bulgaren auf's Höchste erbittert durch die Entführung einer schönen Bulgarin, Namens Agapia. Der Neffe des Pascha's von Nissa hatte sie gezwungen, den mahomedanischen Glauben anzunehmen und in seinen Harem zu treten. Dergleichen Türkenfrevel sind freilich nichts Ungewöhnliches, wie bereits oben gelegentlich bemerkt worden. Allein die Bulgaren waren über diese Gewaltthat so entrüstet, daß sie sich mit den Waffen in der Hand empörten, in den Pässen von Kotna-Bogaz sich verschanzten, die Türken bei Derbend schlugen, die Festung Ak-Palanka erstürmten und, 10,000 Mann stark, Nissa belagerten. Erst mit großer Uebermacht konnten sie bezwungen werden; der Haß gegen die Türken glimmt jedoch mehr als je unter der Asche fort, und beim Ausbruche eines Krieges zwischen Rußland und der Türkei dürften die Russen an den Bulgaren zuverlässige Bundesgenossen finden.

Was die **Moldau-Walachen** betrifft, so waltet ein sehr wesentlicher Unterschiede ob zwischen dem, mit dem Gesammtnamen Bojaren oder Großbojaren bezeichneten hohen Adel und den übrigen Volksklassen. Die meisten Bojaren haben ihre Erziehung in Frankreich, Deutschland oder der Schweiz erhalten und sich die europäischen Sitten in dem Grade anzueignen gewußt, daß man von der Eigenthümlichkeit des moldau-walachischen Volkscharakters wenig mehr bei ihnen spürt. Der Franzose, der zu einem Bojaren eingeladen wird, glaubt sich in einen Pariser Salon versetzt, und freut sich, hier seine Muttersprache in voller Reinheit reden zu hören und die neuesten Pariser Moden zu sehen. Daher gibt nur die eigentliche Volksklasse ein richtiges Bild von der Eigenthümlichkeit der Moldau-Walachen oder Romunen, wie sie mit Beziehung auf ihre Stammverhältnisse genannt werden (s. oben). Die Natur hat den Körper der Romunen im Ganzen gut ausgestattet; meist sieht man kräftige, gedrungene Gestalten, wenn auch gewöhnlich nur von mittlerer Größe; doch finden sich auch sehr wohlgewachsene Personen, meist mit schwarzen Haaren, gesunder Farbe und feurigen Augen. Die Frauen zeichnen sich durch schöne Schultern und wohlgebaute Brust aus; die der gebildeteren Klasse sind zugleich von natürlicher Anmuth und lebhaft, wenn auch weniger, als die Griechinnen oder Polinnen. Die Moldau-Walachen besitzen hinreichende Bildungsfähigkeit und sind anstellig, sobald ihr guter Wille geweckt wird. Zugleich sind sie im Ganzen sehr gutmüthig, wenn auch nicht durch Charakter, doch aus Mangel an Leidenschaft. Dabei sind sie äußerst mäßig in ihren Genüssen. Diebstähle kommen verhältnißmäßig wenig vor, wozu freilich auch der Umstand beitragen mag, daß das noch auf einer niederen Stufe der Bildung stehende Volk nicht viele Bedürfnisse hat und dieselben, da die Bevölkerung noch dünn gesäet, leicht befriedigen kann. Duelle und Selbstmorde sind hier gleich selten, gewaltsame Einbrüche ebenfalls. Eine große Tugend ist die Reinlichkeit, die man bis in die ärmste Hütte findet; und es ist die Arbeit der Frauen, wenigstens die inneren Wände

und den Heerd häufig mit Kalk zu überstreichen; ein widerliches Gegenstück hierzu bildet der Straßenschmutz in fast allen Städten. Andererseits sind die hübschen Gärtchen, welche in anderen Ländern die Bauernhäuser zu umgeben pflegen, in den moldau-walachischen Dörfern ganz unerhört; daher hat der Anblick des Landes etwas Oedes, Trauriges. Außer in den Wäldern sieht man selten einen Baum, und von den Baumpflanzungen, die selbst in Polen von dem schlechtesten Dorfe zum anderen führen, zeigt sich hier keine Spur. Diesen Mangel an Schönheitssinn findet man auch bei den meisten, selbst den reichsten Leuten. Die Nationaltracht der Männer auf dem Lande besteht in langen Beinkleidern, Stiefeln, die Hemden über den Beinkleidern durch einen Gürtel zusammengehalten; darüber tragen sie eine Weste, gewöhnlich ohne Aermel, und einen braunen Mantel, oft mit rothen und blauen Verzierungen besetzt. Den Kopf bedeckt eine Mütze von Schaffell, so wie oft der Mantel oder die Weste vom nämlichen Material mit der Wolle nach außen ist. Die Bäuerinnen schlingen um die Mitte des Körpers ein großes Tuch von gestreiftem wollenem Stoffe in der Art, daß die eine Seite offen bleibt; die unverheiratheten gehen mit geflochtenem Haare, die verheiratheten winden ein Tuch um den Kopf. Dazu gehört im Winter ein Mantel mit Aermeln, meist mit Pelz gefüttert. Sie tragen Stiefeln, wie die Männer, diese aber haben oft einen Ueberschlag über die Stiefeln von weißem Tuche, mit blauen oder rothen Verzierungen von eigenthümlicher Form. Das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung ist die Mumaliga, eine Polenta von grobem Maismehle; bei den Vornehmen ist der Luxus der französischen Küche gewöhnlich, selten findet man das schmackhafte Fleisch, welches die englische Küche auszeichnet. Auch werden viele Speisen nach türkischer Art zubereitet, als Ragouts und Frikassees, aus Geflügel und Hammelfleisch bestehend; besonders aber wird viel Reis verbraucht, und eine Menge süßer Speisen genossen. Die Wohnungen der Mehrzahl des Volkes sind die ärmlichsten in Europa, besonders in der Walachei. Die meisten Bauernhäuser bestehen aus Flechtwerk von Weidenruthen, mit Lehm überklebt und mit Stroh oder Rohr gedeckt; oft aber müssen sich die Armen mit Erdhütten begnügen, deren man sogar in den Hauptstädten findet. Ein Kessel oder ein Paar Töpfe machen den ganzen Hausrath aus. Betten findet man bei den Bauern nicht, jeder legt sich in seinen Mantel gehüllt auf die Erde; denn die wenigsten Bauernhäuser kennen den Luxus eines hölzernen Fußbodens. Daneben erheben sich die Häuser der Bojaren mitunter als wahre Paläste, gewöhnlich mit Säulen reich verziert, aber selten in reinem Geschmacke gebaut. Obwohl die walachischen Bauern noch schlechter wohnen, als die moldauischen, so scheinen jene doch in ihren Erdhütten mehr auf bunte Kleider zu halten; gewöhnlich sind ihre Mäntel mit rothen, blauen und gelben Tuchlappen oder Schnüren sehr bunt verziert und geben für Landschaftsmaler keine üble Staffage. Die Dorfgeistlichen fahren auf den Markt mit Holz in demselben Anzuge wie die Bauern; doch haben sie meist Stiefeln an und tragen eine Art Tschako von Filz ohne Schirm, das unterscheidende Kleidungsstück der Geistlichen; ohne dieses sind sie nur an ihrem Barte zu erkennen. Sie stehen gewöhnlich auf einer sehr niederen Stufe der Bildung, da die wenigsten aus den Priesterseminarien hervorgehen. Auf diese Weise sind sie wenig von den Bauern unterschieden, und das Nämliche gilt von ihren Familien und Wohnungen, zumal sie sich auch schlecht stehen, indem sie ein Stück Acker von dem Gutsherrn angewiesen erhalten und für ihre geistlichen Verrichtungen von dem armen Bauer natürlich nicht viel erhalten können. Freilich sind sie von allen öffentlichen Abgaben frei, mit Ausnahme eines halben Dukatens, den sie jährlich an

den Bischof zu entrichten haben. In den Städten tragen die Geistlichen bessere Kleider, gewöhnlich ein weites Gewand mit Aermeln, oft mit Pelz gefüttert; helle Farben sind ihnen nicht erlaubt; doch sieht man manche oft recht gut in Seide gekleidet. Bürger gibt es eigentlich nicht, sondern statt deren kleine Bojaren in der den Türken nachgeahmten Tracht, mit einer Pelzmütze oder rothem Feß, in dem sie es den Großbojaren gleich zu thun suchen, von denen Manche noch die alte türkische Kleidung aus der Zeit, wo die Türken im Lande das Regiment führten, beibehalten haben. Früher hatten nur die Großbojaren das Recht, sich den Türkenbart wachsen zu lassen; doch tragen nur Wenige noch den Turban, die Meisten Pelzmützen, deren einige von den Fellen ungeborener grauer Lämmer sind und eine unförmlich große Kugel bilden. In der Walachei herrscht mehr Sinn für Musik, als in der Moldau; aber Gemälde sind sehr selten in beiden Ländern. Unter den Bauern haben sich Volksgesänge erhalten, die zum Theil nicht ohne dichterischen Werth sind.

Der Nationalcharakter der Slaven im türkischen Reiche ist von dem der Moldau-Walachen sehr verschieden. Die Slaven auf dem rechten Ufer der unteren Donau unterscheiden sich ohnehin schon von ihren Stammgenossen in anderen Ländern dadurch, daß sie keinen Adel in ihrer Mitte haben, wogegen bei den, nur durch diesen Fluß von ihnen getrennten Walachen strenge Standesverschiedenheit herrscht. Außerdem gibt es in den slavischen Provinzen der Türkei, besonders in Serbien und Bosnien, weder so reiche Städte noch Leute von so großem Vermögen, wie in der Moldau und Walachei, wo ein sehr reicher Adel lebt. In dem weniger reichen Serbien finden sich dagegen bei weitem mehr Volksschulen, und man kann sogar sagen, daß der höhere Unterricht vernachlässigt wird, um unter dem Volke nützliche Kenntnisse zu verbreiten. Der reiche Slave in der Türkei lebt mehr mit dem Volke und unter ihm, trägt auch seine Nationalkleidung, während der moldau-walachische Bojar, nach dem Pariser Modejournal gekleidet und französisch sprechend, mehr isolirt unter einem rohen Haufen lebt, der die Armuth in seiner drückendsten Gestalt zeigt. So wie der Moldau-Walach über den Mangel an feinem Weltton bei dem Serbier sich lustig macht und über dessen Armuth; so verachtet der Serbier den Luxus der verweichlichten Bojaren. Die Serbier lassen sich von dem Schimmer einer oberflächlichen Civilisation nicht blenden, sie glauben sogar, daß er zu ihrem jetzigen Zustande nicht paßt. Dagegen suchen sie sich nach und nach die Kenntnisse anzueignen, welche Europa erworben hat, während sie das orientalische Aeußere bewahren. Bei den Serbiern, den Bosniaken und anderen Slaven in der Türkei ist eine Durchbildung bis zum Volke herab möglich, weit weniger aber bei den Moldau-Walachen. Die Serbier waren seit Jahrhunderten aus der Reihe der selbstständigen Völker verschwunden, und kein Meer in ihrer Nähe, um sie mit fremden Nationen in Verbindung zu bringen; wie die Griechen, waren sie von ganz Europa vergessen. Weder alte historische Namen knüpfen an sie ruhmvolle Erinnerungen, noch der Glanz einzelner vornehmer Familien; man kannte sie meist nur durch ihren Handel mit Schweinen, oder unter dem Namen Raizen als herumziehende Handelsleute. Auf sich selbst angewiesen, standen sie dennoch gegen die türkische Uebermacht auf und sind gegenwärtig, wenigstens dem Wesen nach, vom türkischen Joche frei. (Vergl. S. 15 und 16.) Die Serbier sind überhaupt tapfere, unerschrockene Krieger und gehören zu den edelsten Slavenstämmen. Meist haben sie einen stattlichen Wuchs, eine hohe Stirn, feuriges Auge, Adlernase, schwarze Haare und einen schönen Mund; auch die Frauen sind schön, dabei still und züchtig. Die Bosniaken oder Bosnier sind ebenfalls tapfer und zeichnen sich

besonders als gute Reiter aus; im Hause sind sie still und mäßig. Ihre Kleidung ist eng und kurz; ihre Pelze bestehen häufig aus Wolfs- oder Katzenfellen.

Achtes Kapitel.

Topographie der europäischen und eines Theiles der asiatischen Türkei.

Im zweiten Kapitel haben wir bereits einen geographischen Ueberblick der politischen Bestandtheile oder der einzelnen Provinzen der europäischen Türkei gegeben. Die Vollständigkeit erfordert jedoch, zumal im Hinblicke auf ohne Zweifel bald zu erwartende wichtige Vorfälle in der Türkei, auch eine Topographie, und zwar nicht allein dieser Provinzen, sondern auch des zunächst gelegenen Theiles der asiatischen Türkei. Bei einem zwischen der Türkei und Rußland ausbrechenden Kriege ist der Hauptschauplatz desselben in Europa zunächst Bulgarien, dann Thrazien oder Rumelien und in Asien Kleinasien nebst Armenien.

Um also, auf diesen Fall, besser im Zusammenhange zu bleiben und die Uebersicht zu erleichtern, wollen wir von der S. 3 aufgestellten Reihenfolge abgehen und statt dessen in der Topographie mit den, von den Russen bereits besetzten Fürstenthümern Moldau und Walachei den Anfang machen, sodann zu Bulgarien und Rumelien übergehen, hieran die topographische Beschreibung von Kleinasien und Armenien reihen und den Schluß mit der Topographie von Macedonien, Thessalien, Albanien, Bosnien und Serbien machen.

Die **Moldau** (s. S. 18) liegt, wie wir S. 18 gesehen haben, an der Nordgrenze der Walachei und ist zugleich die nördlichste Provinz der europäischen Türkei. Im Westen wird sie von Siebenbürgen und der Bukowina begrenzt, und im Norden und Osten bildet der Pruth die Grenze gegen Rußland. Bei Reni (welche Stadt jedoch zu der S. 19 erwähnten russischen Provinz Bessarabien gehört) ergießt sich der Pruth in die Donau, welche oberhalb oder 2 M. westwärts von hier den Sereth (s. S. 28) aufnimmt. Der Sereth, von N. nach S. strömend, theilt die Moldau in zwei Hälften, eine westliche und eine östliche. **Jassy**, die Hauptstadt der Moldau, liegt in deren östlicher Hälfte, am Flusse und Sumpfe Bachlui, etwa 3 M. vom Pruth entfernt, und hat 70,000 E., darunter viele Deutsche, aber auch nicht weniger als 30,000 Juden. Jassy liegt westlich und 15 M. von Kischenew (in Bessarabien), südsüdöstlich und 23 M. von Czernowitz (in der Bukowina) und nordöstlich und 30 M. von Kronstadt (in Siebenbürgen) und ist zugleich Hauptort des gleichnamigen Kreises, zu welchem 277 Dörfer und, außer Jassy, noch drei andere Städte gehören, nämlich: Podu-Leloy (unbedeutend), Tergul-Formos (ebenfalls unbedeutend) und Skulevy, welche letztere Stadt am Pruth liegt, und zwar an sich klein ist, aber bedeutender zu werden verspricht, da eine Frachtschifffahrt von Galacz den Pruth aufwärts eingerichtet worden ist. Der hiesige Landungs- und Aus-

ladeplatz kann gewissermaßen als der Flußhafen von Jassy betrachtet werden. Gegenüber auf dem bessarabischen Ufer befindet sich ein russisches Zollamt und eine Quarantaine. Der Jassyer Kreis gehört zum moldauischen Unterlande (Zara de Schoß), wie der mehr südliche und östliche ebenere Theil der Moldau genannt wird; ebenso die nachfolgenden Kreise bis zum nächsten Gedankenstriche. Der Wasluier Kreis, südlich vom Jassyer, begreift 160 Dörfer und eine Stadt, nämlich: Wasluj, St. am gleichnam. Flusse, südsüdöstlich und 8 M. von Jassy, war einst die Residenz der moldauischen Fürsten und treibt einen sehr bedeutenden Getreidehandel nach Galacz. Der Falcheyer Kreis, ostwärts vom vorigen und längs dem Pruth, begreift 127 Dörfer und 2 Städte, nämlich die unbedeutende Stadt Falchey oder Faltschei (fälschlich Fatschi), am Pruth, und Husch, St. am Pruth, südöstlich und 10 M. von Jassy, mit einer griechischen Kathedrale, einer alten katholischen Kirche, Tabaksbau (der hiesige Tabak wird für den besten in der Moldau gehalten) und 4000 E. (worunter über 2000 Katholiken. Hier wurde 1711 ein Vertrag zwischen Peter dem Großen und der Pforte geschlossen. Der Kreis Tutova, südlich vom Wasluier, 150 Dörfer enthaltend, nebst Berlad oder Brlad, auch Burlad, St. an der Straße von Jassy nach Galacz, südlich und 14 M. von Jassy, hat in neuerer Zeit einige Verschönerungen erhalten und war im Mittelalter ein unabhängiger Freistaat. Der Kreis von Kovarlui oder Galacz, der südlichste, an der Donau und am Pruth und durch den Sereth von der Walachei geschieden, 90 Dörfer enthaltend, nebst Galacz oder Galatz, St. an der Donau und an einem See, zwischen den Mündungen des Sereth und des Pruth in die Donau, südsüdöstlich und 26 M. von Jassy, ist der Stapelplatz für die Moldau und Walachei, treibt sehr lebhaften Seehandel und hat 40,000 E. Der Tekutscher Kreis, an der Westseite des vorigen, enthält 177 Dörfer und die 2 Städte Tekutsch (St. am Berladflusse, nordwestlich und 8 M. von Galacz, mit Weinbau und Weinhandel nach Rußland) und Nicoresti (im gemeinen Leben von den Deutschen in der Moldau die türkische Bracke genannt und ebenfalls starken Weinhandel treibend). Der Kreis Putna, an der Westseite des vorigen und an der walachischen Grenze, 151 Dörfer enthaltend und 5 Städte, nämlich: Ajuduď oder Adjud (an einem Nebenflusse des Sereth, südwestlich und 7 M. von Berlad), Sereth (am gleichnam. Fluß, jedoch nicht mit Sereth in der Bukowina zu verwechseln), Panchul (unbedeutend), Pemalosa (ebenfalls unbedeutend) und Fokschan, welche Stadt nur durch den Grenzfluß Milkow von der walachischen Stadt Fokschan getrennt ist, aber an sich 20,000 E. hat, bedeutenden Handel treibt und außerdem wegen der benachbarten Weinberge von Odobescht, wo der beste Wein der Moldau wächst, bekannt ist. Zugleich ist Fokschan der Hauptort des Putnaer Kreises. — Zu dem gebirgigeren moldauischen Oberlande (Zara de Suß) gehören die folgenden Kreise und Oerter. Der Dorohoger Kreis ist der nördlichste überhaupt, bildet die zwischen der Bukowina und dem Pruth gelegene Spitze der Moldau, wo die Grenzen der Türkei, Rußlands und Oesterreichs zusammenstoßen, und begreift, außer 172 Dörfern, die 4 Städte Michaleni, Dorogoy, Herza und Seveay. Michaleni, der Kreishauptort, ist eine kleine, aber gut gebaute Stadt und Privateigenthum des Fürsten Stourdza. Dorohoy oder Dorogoy (auf den Karten gewöhnlich mit dem Namen Dorohoe oder Dorogoe bezeichnet), St. und früher Hauptort des mold. Oberlandes, auch einst Hauptstadt der ganzen Moldau, an einem großen Teiche, nordnordwestlich und 16 M. von Jassy und südöstlich und 6 M. von Czernowitz (in der Bukowina), hat 8000 E. Herza, St. der Familie Ghika, war früher Hauptort eines gleichnam. Kreises, ist jetzt unbedeutend. Noch unbedeutender ist die Stadt Seveay. Der Bo-

tuschaner Kreis liegt südlich vom vorigen, zwischen dem Pruth und der Bukowina und enthält 188 Dörfer und die 7 Städte Botuschan, Stefaneschti, Sulitza, Framachika, Bucheche, Bordjeul und Herlau. **Botuschan** oder Botoschan, auch Botuszany, St. und Kreishauptort am gleichnam. Flusse, südöstlich und 6 M. von Dorohoy und nordnordwestlich und 10 M. von Jassy, mit wichtigem Handel und 25,000 E., worunter viele Juden und Armenier, welche Letztere hier 2 Kirchen haben. **Stephaneschti** oder Stefaneschti, St. am Pruth, ostnordöstlich und 3 M. von Botuschan, mit Handel und Flußschifffahrt. Die übrigen Städte dieses Kreises: **Herlau** (auf den Karten auch Harley oder Cirlau genannt, liegt nordwestlich und 8 M. von Jassy und war einst Residenz der moldauischen Fürsten), **Sulitza** (gehört dem Fürsten Stourdza), **Bordjeul** (liegt an der österreichischen Grenze), **Framachika** und **Bucheche** sind unbedeutend. Der Suczawaer Kreis (der seinen Namen von der in der Bukowina gelegenen Stadt Suczawa führt, noch aus der Zeit her, als die Bukowina noch einen Bestandtheil der Moldau bildete) liegt an der Südwestseite des vorigen und an der Grenze der Bukowina, begreift 123 Dörfer und enthält außerdem die 2 Städte **Foltischeny** oder Folticzeni (Kreishauptort unweit der Grenze, südsüdwestlich und $5^1/_2$ M. von Botuschan, mit einem zahlreich besuchten Jahrmarkte im Juni, starkem Viehhandel nach Oesterreich und den Ueberresten einer einst ansehnlichen katholischen Kirche in dem nahen Boja oder Baja) und **Lespeze** (kleine und unbedeutende Stadt). Der Niamzoer Kreis, südlich vom vorigen, begreift 140 Dörfer und die 3 Städte Piatra, Niamzo und Bukoschaya. **Piatra**, St. und Kreishauptort, an der Bistritza, westsüdwestlich und 12 M. von Jassy, mit einer der ältesten Kirchen der Moldau und starker Holzflößerei. In der Nähe befindet sich die einzige Papiermühle der Moldau. **Niamzo** oder Nyamcz, auch Nemza, St. an einem Nebenflusse der Moldava, nördlich und 6 M. von Piatra und westlich und 12 M. von Jassy, ist an sich unbedeutend, aber geschichtlich merkwürdig durch eine von den Deutschordensrittern angelegte, jetzt verfallene Burg, welche 1484 von der Mutter des moldauischen Fürsten, Stephan's des Großen, gegen den Sultan Bajazet siegreich vertheidigt wurde. Auch befindet sich in Niamzo ein reiches griechisches Kloster mit 1300 Mönchen. Die dritte Stadt dieses Kreises, **Bukoschaya**, ist ganz unbedeutend. Der Romaner Kreis, zwischen dem vorigen und dem Jassyer, enthält 117 Dörfer und **Roman**, St. und Kreishauptort, am Zusammenflusse des Sereth und der Moldava, südwestlich und 8 M. von Jassy, mit einer griechischen Kathedrale und sehr wichtigem Handel. Der Bakauer Kreis, an der Südseite des vorigen, begreift 44 Dörfer und die 3 Städte Bakau, Moneste und Okna. **Bakau**, St. und Kreishauptort, am Zusammenflusse des Sereth und der Bistritza, südwestlich und 11 M. von Jassy, mit bedeutendem Getreidehandel nach Galacz. **Okna**, St. an der Trotosch (einem Nebenflusse des Sereth), südsüdwestlich und 5 M. von Bakau und nordöstlich und 40 M. von Okna oder Oknamare in der Walachei, mit reichen Salzgruben (welche meist von den hier befindlichen Sträflingen bearbeitet werden) und einer Heilquelle in dem nahen Slanik. Die zum Bakauer Kreise ebenfalls gehörende Stadt **Moneste** ist unbedeutend.

Die **Walachei** (s. S. 16) hängt mittelst eines 17 bis 18 M. langen Streifen ihres östlichen Theiles mit der Moldau zusammmen und zieht sich mit ihrem Hauptgebiete längs der siebenbürgischen Südgrenze (im Norden) und längs der Donau (im S.) hinauf bis zur banatischen Militärgrenze, die hier zugleich die walachische Westgrenze bildet. Am südlichsten Punkte dieser westlichen Landgrenze nimmt die Donau stromabwärts eine südöstliche Richtung und scheidet zunächst auf eine Strecke von etwa

9 Meilen (oder von Orsova bis ungefähr 5 M. oberhalb Widdins) die Walachei von Serbien, wogegen sie in ihrem ganzen übrigen Laufe bis zur Serethmündung, oder bis in die Nähe von Galacz, die Walachei von Bulgarien trennt. Durch den die Dobrudscha genannten nordöstlichsten Theil Bulgariens (s. S. 22) wird die Walachei von dem Schwarzen Meere getrennt. — Der größere östliche Theil der Walachei wird geographisch die Große Walachei und der kleinere westliche Theil die Kleine Walachei genannt. Die Aluta (s. S. 28) bildet die Grenzscheide zwischen diesen beiden geographischen Bestandtheilen. In administrativer Hinsicht zerfällt die Walachei in 18 Kreise, von denen 13 auf die Große und 5 auf die Kleine Walachei kommen. — Die **Große Walachei** enthält die nachfolgenden Kreise und Oerter: 1) Der Kreis Ilsow oder Ilsovo (auch Ilf), mit: **Bukarest**, Hauptstadt der ganzen Walachei, in einer weiten Thalebene, an der Dumbowitza, etwa 8 M. nordwärts von der Donau, südsüdwestlich und 42 M. von Jassy, nordnordwestlich und 60 M. von Constantinopel und südöstlich und 28 M. von Hermannstadt (in Siebenbürgen), mit schmutzigen Straßen, jedoch vielen Palästen und anderen ansehnlichen öffentlichen und Privatgebäuden, mannichfaltigen europäischen Einrichtungen, lebhaftem Consumtions- und auswärtigem Handel und über 100,000 E. Von den Umgebungen Bukarest's verdienen insbesondere die Vergnügungsorte Baniessa, Cherestren und Florcaska, die Klöster Markaza (mit einer Krankenanstalt für Unheilbare und Blödsinnige), Penteleimon und Vacareścht (wo die neu ernannten Hospodare der Walachei vor ihrem feierlichen Einzuge in Bukarest zu verweilen pflegen) und die Bojarenschlösser Colentina, Paschkan, Leordeny und Buphta genannt zu werden. Die zu dem Ilsovoer Kreise außerdem noch gehörenden Städte Jergitza und **Olteniicza** oder Oltenitza (letztere an der Donau) sind unbedeutend. 2) Der Brailaer Kreis enthält namentlich **Braila** oder **Ibraila** (auch wohl Brailow), Stadt am linken Ufer der Donau (die hier noch ihre, bei Rassova plötzlich eingeschlagene nördliche Richtung bis zu der 3 M. entfernten moldauischen Stadt Galacz verfolgt), nordöstlich und 20 M. von Bukarest, mit lebhafter Dampf- und Segelschifffahrt, wichtigem Seehandel und 30,000 E. Braila war früher eine Festung, die nach dem Bukarester Frieden im J. 1812 mit der ungeheuersten Anstrengung der unglücklichen moldau-walachischen Bauern ausgerüstet und durch dieselben Frohnarbeiter nach dem Adrianopeler Frieden von 1829 wieder geschleift wurde. 3) Der Kreis Jalowitza oder Jalomitza, auch Jalonitza mit den meist nur kleinen und unbedeutenden Städten **Kalarasch** oder Calarasch (unweit der Donau, der bulgarischen Festung Silistria gegenüber, ostsüdöstlich und 12 M. von Bukarest, mit Produkten, namentlich Getreidehandel), **Orasch** oder Oraschul (unweit der Mündung der Jalonitza in die Donau, nordöstlich und 8 M. von Kalarasch und südlich und 8 M. von Braila), **Slobosia** oder Slobodzie (an der Jalonitza, westlich und 4 M. von Oraschul mit 3000 E.), **Ursitschan** oder Orsitscheni (nordöstlich und 8 M. von Bukarest) und **Gura-Jalomnitza** (an der Donau, mit Dampfschifffahrts-Verbindung). 4) Der Kreis Vlaschka oder Wlaschka, mit dem wichtigen Handelsplatz **Giurgewo** oder Giurgiu, Stadt am linken Donauufer, der bulgarischen Festung Rustschuk gegenüber, südlich und 4½ M. von Bukarest, als dessen Hafenort Giurgewo zu betrachten ist, treibt bedeutenden Transito- und Speditionshandel und hat 18,000 E. Giurgewo war sonst lediglich als türkische Festung bekannt, die zu dem Vertheidigungssysteme der gegenüber liegenden bulgarischen Festung Rustschuk gehörte; seine Festungswerke sind jedoch seit dem Adrianopeler Frieden von 1829 gänzlich abgetragen. Da alle, mit den Dampfschiffen und Stromfahrzeugen auf der Donau beförderte und

für Bukarest bestimmte Waaren hier abgeladen werden, so ist Giurgewo jetzt ein sehr lebhafter Ort geworden. Die auf dem nämlichen Wege ankommenden Reisenden gelangen in 6 Stunden nach Bukarest. 5) Der Kreis Teleorman oder Teleokman, mit den Städten **Rusvede** oder Rusbi de Vede, auch Ruschi (am Vede oder Vede, südwestlich und 13 M. von Bukarest), **Simnitza** oder Tzimnitza (an der Donau, der bulgarischen Stadt Sistowa gegenüber, südsüdöstlich und 7 M. von Rusvede, mit Produktenhandel und Dampfschifffahrts-Verbindung) und **Turno** oder Turnul, das altdacische Pelendova (an der Mündung der Aluta in die Donau, der bulgarischen Stadt Nikopolis gegenüber, südsüdwestlich und 5 M. von Rusvede, mit Dampfschifffahrts-Verbindung und Produktenhandel). 6) Der Kreis Oltow oder Olto (auch Oltu oder Olton), mit den Städten **Slatina** (Kreishauptort, an der Aluta, westlich und 20 M. von Bukarest) und **Stäjeneschti** (an der Aluta). 7) Der Argischer Kreis, im gebirgigeren Theile der Großen Walachei mit: **Argisch** oder Ardschisch, auch wohl Kurte oder Kurtearsche (im Alterthum Ardiscus, später Curte de Argik), Stadt am gleichnam. Flusse, nordwestlich und 18 M. von Bukarest und südwestlich und 12 M. von Kronstadt (in Siebenbürgen), war einst Residenz der walachischen Fürsten, ist jetzt sehr verfallen, hat aber noch mehrere Kirchen, worunter vormals die schönste in der ganzen Walachei (mit Marmorsäulen 2c.); außerdem sieht man hier noch die Ruinen eines Fürstenhofes. **Pitest** oder Piteschti, auch Pitesti, Stadt am Ardschisch, unterhalb oder südlich und 4 M. von Argisch, mit Produktenhandel, Kloster und 5000 E. 8) Der Kreis Muscel (auch Mousthelo oder Mausthel), ebenfalls im gebirgigen Theile der Großen Walachei, mit: **Kimpolung** (von den siebenbürgen'schen Sachsen oder Deutschen Langenau genannt), Stadt und Kreishauptort an der Straße nach Siebenbürgen durch den Törzburger Paß, nordwestlich und 16 M. von Bukarest und südwestlich und 8 M. von Kronstadt (in Siebenbürgen), mit griechischen und katholischen Kirchen und Klöstern, lebhaftem Handel und 4000 E. **Filipetsch**, Stadt mit Produkten- und Consumtionshandel. 9) Der Kreis Dumbovitza oder Demboitza mit: **Tergovist** oder Tirgovist, vormalige Hauptstadt der Walachei, liegt an der Jalomitza und am südlichen Fuße der siebenbürgischen Karpathenzweige, nordwestlich und 9 M. von Bukarest und südlich und 10 M. von Kronstadt (in Siebenbürgen), hatte sonst 30,000, hat aber gegenwärtig nur noch 5000 E. Das Städtchen Petroschitza liegt in der Nähe der siebenbürgischen Grenze. 10) Der Kreis Prahova oder Pratova, mit: **Plojescht** oder Ployest, auch Ploesti, Stadt an der Dymbow, östlich und 6 M. von Tergovist und nördlich und 7 M. von Bukarest, mit lebhaftem Handel, namentlich in s. g. Kronstädter Waaren. Kaum 1 M. von hier liegt die kleine Stadt Tirgschora. 11) Der ebenfalls im gebirgigen Theile der Großen Walachei liegende Kreis Sacko (Sakoeni oder Sakueni, auch Saak oder Saku), in der Nähe der siebenbürgischen Grenze, enthält: **Buleni** oder Bolani, auch Waloni, Stadt südöstlich und 8 M. von Kronstadt (in Siebenbürgen) und nördlich und 10 M. von Bukarest, unterhält lebhaften Handelsverkehr mit Siebenbürgen. 12) Der Buseoer Kreis, in nordöstlicher Richtung von Bukarest, enthält namentlich: **Buseo** oder Buzeo, ziemlich freundliche Stadt und Kreishauptort, am gleichnam. Flusse und an der Hauptstraße von Bukarest nach Jassy, nordöstlich und 13 M. von Bukarest, mit Handel und 6000 E. 13) Der Kreis Slam-Rimnik, zwischen dem vorigen und der moldauischen Grenze, mit der bereits oben erwähnten walachischen Stadt **Fokschan**, an dem moldau-walachischen Grenzflusse Milkow, der sie von der gleichnamigen moldauischen Stadt trennt. Sie hat jedoch keine so starke Bevölkerung als letztere, treibt

aber einen bedeutenden Consumtionshandel mit der Umgegend. — Die, durch die Aluta von der Großen Walachei getrennte und den westlichen Landestheil bildende **Kleine Walachei** begreift 5 Kreise, als: 1) Der Kreis Dolgi oder Dolgiul (auch wohl Dolojou), enthaltend: **Krajova**, Hauptstadt der Kleinen Walachei, unweit des Schiul oder Schyll, westlich und 26 M. von Bukarest und 15 M. von der Banater Militärgrenze, mit verschiedenen europäischen Einrichtungen, vielem Gewerbfleiße, lebhaftem Handelsverkehre und 20,000 E. **Calafat** oder Kalafat, Stadt an der Donau, der bulgarischen Festung Widdin gegenüber, südwestlich und 10 M. von Krajova, mit dem besten Donauhafen der Kleinen Walachei, lebhafter Dampfschifffahrts-Verbindung und bedeutendem Handel. 2) Der Kreis Romanutzi oder Romanatzi (auch Romantz oder Roman), an der Ostseite des vorigen, mit: **Karakal** oder Coracal, Stadt und Kreishauptort, unweit der Aluta, in einem schönen Thale, südöstlich und 5 M. von Krajova, mit altem Schlosse und Handel. **Islas**, Stadt am linken Donauufer und in der Nähe der Alutamündung, südöstlich und 13 M. von Krajova, mit Salzniederlage, Handel und Dampfschifffahrts-Verbindung. 3) Der Kreis Mehedinitza oder Mehedin, auch Mehedintzi, an der Westseite des (Krajova enthaltenden) Dolgier Kreises, mit: **Chernetz** oder Tschernetz, Stadt und Kreishauptort, an der Donau, 4 M. unterhalb Orsova und westnordwestlich und 11 M. von Krajova, mit Handel und Dampfschifffahrts-Verbindung. **Iswor**, Handels- und Hafenstadt an der Donau, unterhalb Tschernetz. **Skela-Cladowi**, Handelsstadt und wichtige Dampfschifffahrtsstation, am linken Donauufer, zwischen Tschernetz und Orsova, wo die durch das Eiserne Thor (eine gefährliche Stromschnelle in der Donau) transportirten Güter von den längs dem linken Donauufer fahrenden Dampfböten aufgenommen werden. 3) Der Kreis Gorgi oder Gorjou, an der Nordseite des vorigen und im Gebirge, mit: **Tirgongiul** oder Tirguschylui, auch Tirgeschyl, Stadt und Kreishauptort, am Schyll, nordnordwestlich nnd 12 M. von Krajova und südwestlich und 14 M. von Hermannstadt (in Siebenbürgen), mit griechischem Kloster und Handel. Bei Baja de Rama, in der Nähe der Banater Militärgrenze, befindet sich ein ehemaliges Kupferbergwerk und bei Baja de Fier ein Eisenbergwerk, welches jedoch ebenfalls eingegangen ist. 5) Der Kreis Woultscha oder Vultchea (auch Vilcea oder Viltschea), östlich vom vorigen, mit: **Rimnik**, Stadt und Kreishauptort, an der Aluta, nordnordöstlich und 14 M. von Krajova und nordwestlich und 21 M. von Bukarest, mit Weinbau, Handel und 3000 E. Westlich und nicht weit von hier liegt am Bache Okna das Städtchen **Telenga** oder Okna Telenga) auch Okna Mare oder einfach Okna), mit einem Staatsgefängnisse und einem äußerst ergiebigen Salzbergwerke, welche Manche sogar dem von Wieliczka zur Seite stellen wollen.

Bulgarien (s. S. 4) erstreckt sich vom unteren Laufe und der Mündung des Timok (vergl. S. 28) längs dem rechten Donauufer bis ganz zur Mündung der Donau in das Schwarze Meer, wird in seinem südlichen Theile vom Balkan (s. S. 22) durchzogen und hängt durch dieses Gebirge im Süden auf eine Strecke von etwa 50 Meilen mit Rumelien (worin Constantinopel liegt) und auf eine Strecke von ungefähr 24 Meilen mit Macedonien zusammen. Eine andere Administrativ-Eintheilung, als die S. 19 angegebene türkische (in die 3 Ejalets: Silistria, Widdin und Nissa, mit Unterabtheilungen in Livas und Kazas), hat diese Provinz nicht. Dagegen besteht gewissermaßen eine, durch die physisch-geographische Beschaffenheit des Landes veranlaßte natürliche Eintheilung in Hochbulgarien, Donaubulgarien und Dobrudscha oder das Bulgarien des Schwarzen Meeres. Von Hochbulgarien oder

dem gebirgigen südlichen Bulgarien ist die Hauptstadt die, von unersteiglichen Bergen umgebene Stadt Sophia, zugleich das Nationalheiligthum und der Mittel- oder Vereinigungspunkt der Bulgaren. Das unmittelbar längs der Donau von der serbischen Grenze bis Rassova (wo die Donau plötzlich eine nördliche Richtung nimmt) sich erstreckende Donau-Bulgarien hat Widdin zur Hauptstadt; und als die Hauptstadt des bulgarischen Küstenlandes (die S. 22—25 beschriebene Dobrudscha mit eingerechnet) gilt Varna. Eine gemeinsame Hauptstadt hat also die gesammte Provinz Bulgarien eigentlich nicht. — Da wir so eben die Walachei beschrieben haben, und diese nur durch die Donau von Bulgarien getrennt ist, so wollen wir, des Zusammenhanges wegen, mit der Topographie von Donaubulgarien den Anfang machen. Hier haben wir zunächst **Widdin**, Stadt und Festung, auch, wie schon bemerkt, Hauptstadt des an der Donau gelegenen Theiles von Bulgarien und Sitz eines türkischen Generalgouverneurs oder Pascha's, am rechten Donauufer, 4 Meilen von der serbischen und (die gerade Richtung durch Serbien angenommen und ohne Rücksicht auf die Krümmungen der Donau) 11 M. von der österreichischen Grenze, dem walachischen Städtchen Calafat gegenüber und südwestlich und 10 M. von Krajova (der Hauptstadt der Kleinen Walachei: s. oben unter Walachei) entfernt, mit Dampfschifffahrtsverbindung und 20,000 Einwohnern, meist Türken. Rakaß-Kali, kleine Festung an der Donau, oberhalb Widdins. **Arzan Palanka** oder Ark Palanka, auch Arcer Palanka, kleine Stadt unweit des rechten Donauufers, 3 M. unterhalb Widdins. **Lom Palanka** oder einfach Lom, Handelsort und Dampfschifffahrtsstation, am rechten Donauufer, 5 M. unterhalb Widdins. Noch weiter stromabwärts liegt der Handelsort **Ornawa**, ebenfalls Dampfschifffahrtsstation. **Klissura**, Stadt und Sitz eines griechischen Bischofs, am Lom, mit Eisen- und Kupfergruben und 2000 Einwohnern. **Zibrupalanka**, kleine Stadt am rechten Donauufer, 3 M. unterhalb Lom Palanka, mit Festungswerken. **Rahova**, feste Stadt am rechten Donauufer, unterhalb oder ostsüdöstlich und 12 M. von Widdin, mit 2000 Einwohnern. **Nikopolis** oder Nikopoli, feste Stadt am rechten Donauufer, unterhalb oder östlich und 21 M. von Widdin und südwestlich und 17 M. von Bukarest (der walachischen Hauptstadt), hat 10,000 Einwohner und eine traurige geschichtliche Berühmtheit erhalten durch die Niederlage, welche die Christen hier 1396 gegen Bajazet erlitten (s. S. 119 und 120). **Sistowa** oder **Sistow**, Stadt am rechten Donauufer, unterhalb oder östlich und 8 M. von Nikopolis, mit Handel und 20,000 Einwohnern. Friede zwischen der Türkei und Oesterreich am 4. August 1791. Unterhalb oder östlich und 2 M. von Sistowa liegt, an der Mündung der Jantra in die Donau, der kleine, aber durch einen am 7. Sept. 1810 von den Russen über die Türken erfochtenen Sieg geschichtlich merkwürdige Ort Cervena. **Rustschuk** oder Ruschtschuk (wird auch Rutschuk geschrieben), Stadt und Festung am rechten Donauufer, der walachischen Stadt Giurgewo gegenüber, demnach gleich dieser südlich und etwa $4^1/_2$ M. von Bukarest entfernt, mit einem, den hiesigen Hauptdonauübergang deckenden, stark befestigten Schlosse, bedeutenden Manufakturen in Wolle, Musselin und Marokin, wichtigem Handel, lebhafter Dampfschifffahrt und 30,000 Einwohnern. Die hiesigen Festungswerke wurden 1829 von den Russen geschleift und sind erst in neuerer Zeit wieder hergestellt worden. **Totorkan** oder Tuturkai (auch Totrokai), Stadt am rechten Donauufer, unterhalb oder ostnordöstlich und 6 M. von Rustschuk, mit festem Schlosse und 6000 Einwohnern, meist Bulgaren. **Silistria** (auch Dristra), Stadt und Festung, Sitz eines türkischen Generalgouverneurs oder Pascha's, am rechten Donauufer, der walachischen Stadt Kalarasch gegenüber und südöstlich und 12 M. von Bukarest,

mit wichtigem Handel und 20,000 Einwohnern. Etwa $1^1/_2$ M. in südsüdöstlicher Richtung von hier liegt der Flecken **Kutschuk Kainardschi** oder Kutschuk Kainardschik (auch Kutschuk Kainardsche), geschichtlich merkwürdig durch den hier am 22. Juli 1774 zwischen Rußland und der Türkei abgeschlossenen Frieden, der die Hauptgrundlage für Rußlands Schirmgerechtsame über die griechischen Christen in der Türkei bildet. **Kassova** oder Kosova, feste Stadt am rechten Ufer der Donau (die hier von ihrer östlichen Richtung plötzlich abgeht und eine nördliche verfolgt bis zur Südgrenze der Moldau: vergl. S. 22 und 23, unterhalb oder östlich und 8 M. von Silistria, mit 8000 Einwohnern. Nicht weit von hier beginnt der nach seinem Erbauer, dem Kaiser Trajan, benannte Trajanswall, der sich in einer Länge von 6 bis 7 M. ostwärts bis zum Schwarzen Meere erstreckt (vergl. S. 23 und 24). **Rasgrad** oder Rosgkad (auch Hesargrad oder Hazargrad), feste Stadt am Kara Lom und am Vereinigungspunkte von 4 Hauptstraßen, südöstlich und 7 M. von Rustschuk, südwestlich und 12 M. von Silistria und nordnordwestlich und $5^1/_2$ M. von Schumla, mit Handel und 15,000 Einwohnern, fast nur Mahomedaner. In der Nähe von Rasgrad liegt der wichtige Handels- und Meßplatz **Karassen**, dessen Verkehr mit dem des nahen Giuma (s. unter Schumla) 1849 einen Gesammtwerth von 50 Mill. türkischen Piastern hatte. **Lavdscha** oder Lofdscha (auch wohl Lofza), befestigte Stadt an der Osma, südlich und 9 M. von Nikopolis, südwestlich und 16 M. von Rustschuk und westlich und 22 M. von Schumla, mit 15,000 Einw., worunter 300 christliche Familien. **Pleva** (auch wohl Plewna), Stadt nordnordwestlich und $3^1/_2$ M. von Lavdscha und südsüdwestlich und 5 M. von Nikopolis, mit 20,000 Einw. Von Widdin (s. oben) führt eine Hauptstraße nach der vorletztgenannten Stadt Lavdscha zunächst über Arzan Palanka und Lom Palanka (s. oben), sodann über Zibkon (3 M. ostsüdostwärts von Lom Palanka), über Stochova ($3^1/_4$ M. von Zibkon), über Ostrova (an der Donau, 2 M. unterhalb Rahova's), über Glova (2 M. von Ostrova), über Pleva (s. oben) liegt $2^1/_2$ M. von Glova und hierauf nach Lavdscha. **Selvi**, Mktfl. an der Rusita und am nördlichen Fuße des Balkan, ostsüdöstlich und 4 M. von Lavdscha, mit 3000 E. Drinowatz (am Lom, südlich und 4 M. von Lom Palanka) und Melkowatz (östlich und 2 M. von Drinowatz), unbedeutende Städte. **Berkofdscha** oder Berkoutsa (auch Berkowatz), Mktfl. am Igustul, südsüdöstlich und 11 M. von Widdin und südwestlich und 20 M. von Nikopolis, mit ehemals berühmten Silberminen und Verfertigung ausgezeichneter türkischer Teppiche. Auch Jaskol, nur von Bulgaren bewohnt, ist berühmt wegen seiner türkischen Teppiche. **Dschibra** oder Kiprowazk, Stadt und Sitz eines griechischen Bischofes, südlich und 10 M. von Widdin. **Sophia**, ehemal. Hauptstadt von ganz Bulgarien, jetzt Hauptstadt von Hochbulgarien (s. oben), wird von den Bulgaren Triaditza genannt und hieß im Alterthum Sardica, liegt, von unersteiglichen Bergen des Balkan umgeben, unweit der Grenze Macedoniens und ebenso auch in der Nähe der rumelischen Grenze, südsüdöstlich und 21 M. von Widdin, südöstlich und 45 M. von Belgrad und nordwestlich und 62 M. von Constantinopel (die große Heerstraße von Belgrad nach Constantinopel führt über Sophia), hatte ehemals eine sehr große Bevölkerung, jetzt aber nur noch 50,000 Einw., welche übrigens einen bedeutenden Handel treiben, auch (mit Ausnahme der Türken) sehr gewerbfleißig sind und aus Türken, Bulgaren und Griechen bestehen. Die Häuser stehen hier fast durchgehends vereinzelt, die Festungswerke sind verfallen. Die Hauptmoschee, vor der Türkenherrschaft eine der heil. Sophia gewidmete christl. Kirche, ist von außen und innen prachtvoll. Die umliegenden Felsen

waren schon unter den Römern zu Festungswerken benutzt worden; die bedeutendsten waren das Trajansthor, bei den Türken Kapula-Derbead oder Kapuli Derbend, welches von Usufef-Pascha 1835 zerstört ward, übrigens südostwärts und in ziemlicher Entfernung von Sophia liegt. **Samakow** oder Samcova, Stadt in einem hochgelegenen Balkanthale, südöstlich und 7 M. von Sophia, Sitz eines griechischen Bischofs, mit großen Eisenwerken, Ankerschmieden ꝛc., einer heißen Mineralquelle in der Nähe und 4000 Einwohnern. **Scherkioi** oder Scheherkioi, Stadt an der Sakowa, nordwestlich und 11 M. von Sophia, mit einem ehemals festen, jetzt aber verfallenen Schlosse. **Mustapha Pascha Palanka** oder Mustapha Palanka, Festung an der Sakowa, nordwestlich und 14 M. von Sophia und in der nämlichen Richtung 3 M. von Scherkioi, hat, außer einem Walle, eine vierfache Mauer von Quadersteinen mit 8 Thürmen, die aber jetzt sehr verfallen sind. Westnordwestlich und 4 M. von hier liegt, an der Sakowa und unmittelbar an der serbischen Grenze, **Nissa** oder Nisch, St. und Sitz eines türk. Generalgouverneurs oder Pascha's und eines griech. Bischofs, südsüdwestlich u. 13 M. von Widdin und südöstlich und 28 M. von Belgrad, mit 2 Kastellen, warmen Mineralquellen und 10,000 E. **Ternow** oder Ternowa (auch Tirnova oder Turnovo), einstige Haupt- und königl. Residenzstadt (daher noch bei den Bulgaren in großem, fast heiligem Ansehen stehend), Sitz eines griech. Erzbischofs oder Metropoliten, in reizender Lage an der Jantra, südsüdwestlich und 11 M. von Rustschuk, südwestlich und 11 M. von Nikopolis, ostnordöstlich und 24 M. von Sophia und westlich und 15 M. von Schumla, mit wichtigem Handel, ansehnlichen Rosenpflanzungen in der Umgegend, Bereitung von Rosenessenz, einem großen Schlosse und 12,000 E., meist Bulgaren. Südwärts und nur wenige Meilen von hier liegen die Festungen Derbend und Jakoi. **Schumla** oder Schumna, feste Stadt an einem Hauptpasse des Balkan, wo alle Straßen aus den türk. Donaufestungen nach Rumelien, nach Varna und anderen südlich davon gelegenen türk. Seeplätzen sich vereinigen, in eben so reizender als militärisch wichtiger Lage, südlich und 14 M. von Silistria, südöstlich und 13 M. von Rustschuk, westlich und 10 M. von Varna und nördlich und 24 M. von Adrianopel. Der nächste Gebirgskamm des Balkan, auf der rumelischen Grenze, liegt 5 Meilen südwärts von Schumla. Diese Stadt soll die einzige öffentliche Uhr in der Türkei und andererseits die besten Kupferschmiede und Blechschläger enthalten. Sie besteht aus der Oberstadt, die nur von Türken, und aus der Unterstadt, die von Bulgaren, Griechen, Armeniern und Juden bewohnt ist, und zählt gegenwärtig 60,000 E., welche ansehnlichen Handel treiben. Die Häuser sind durchgehends von Holz gebaut, dagegen ist die stark befestigte hiesige Citadelle von dicken Steinmauern umgeben. Schumla ist seit längerer Zeit immer das Hauptbollwerk der Türken gegen Rußland gewesen, und seine natürliche Festigkeit ist nicht nur früher, sondern auch insbesondere während des Sommers 1853 durch künstliche Werke sehr verstärkt worden. Außerdem befindet sich in der Nähe ein verschanztes Lager für 40,000 bis 60,000 Mann, welches ebenfalls durch Natur und Terrainlage sehr fest und als strategischer Punkt von großer Wichtigkeit ist. Osmanbazar, Stadt westlich und 5 M. von Schumla, mit Wollzeugfabrikation. Auf den Karten findet man zwischen Osmanbazar und Schumla einen Ort angegeben, mit dem Namen Eski-Schumna oder Alt-Schumna; derselbe wird jedoch richtiger Eski Dschumna geschrieben und hat mit Schumla weiter nichts gemein, ist auch an sich ein ganz unbedeutender Ort. Dagegen liegen zwei andere Oerter en der Umgegend von Schumla, die einer näheren Erwähnung verdienen. Der iine ist **Giuma** oder Giumi, eine Stadt zwischen Schumla und Rasgrad

(s. oben), die sich in neuester Zeit durch die Größe ihres Waarenumsatzes (worunter viele österr. Fabrikate) zu einem der ersten Meßplätze Bulgariens erhoben hat. Der andere ist **Madara**, ein östlich und 3 M. von Schumla, am Pravady gelegenes Dorf, welches früher nur eine weibliche Bevölkerung hatte und der Zufluchtsort für alle gefällige, von ihren Ehemännern verfolgte Schönen aus der Türkei war. Zur Zeit des Ausbruches des russisch-türkischen Krieges von 1828—29 lebten hier im Ganzen etwa 2000 Mahomedanerinnen, die aber unverschleiert gingen. Sobald ein Fremder ihr Gebiet betrat, eilte ihm der ganze Weiberschwarm höchst leicht bekleidet entgegen und umtanzte ihn so lange, bis er sich ein Gefährtin wählte. Diese nahm ihn mit nach Hause, wo die Orgien oft wochenlang fortdauerten. Ein Fremder, der sich diesem Gebrauche hätte entziehen wollen, würde sich Spott und Mißhandlungen zugezogen haben. Alte und häßliche Frauenzimmer wurden in Madara nicht geduldet. Die ganze dortige Einrichtung soll schon sehr lange bestanden haben. Von der Niederlage, welche die Russen hier am 13. Juni 1829 den Türken unter Reschid Pascha beibrachten, wird sogleich die Rede sein. Nämlich es ist hier der geeignete Ort, näher nachzuweisen, in welcher Art und auf welchen Punkten es dem russ. Generalissimus Diebitsch gelang, 1829 den Balkan zu überschreiten und so bis Adrianopel vorzudringen. Der Balkan-Uebergang geschah ostwärts von Schumla, oder zwischen Schumla und dem schwarzen Meere, und wurde folgendermaßen vorbeitet. Am 17. Mai 1829 ging Diebitsch in 3 Colonnen bei Silistria üer die Donau und schlug die Richtung nach **Paravedi** oder Paravadi, Stadt zwischen Schumla und Varna, mit Wein- und Gartenbau und 3000 E., ein. Dort standen mit der (im Oktbr. 1828 erfolgten Einnahme Varna's bereits andere russ. Corps, von denen eine Abtheilung an dem nämlichen Tage, als Diebitsch über die Donau ging, die bei Eski-Arnautlar (in der Nähe von Paraved) sie angreifenden Türken schlug und zum Rückzuge in das, nach Schumla zu liegende Thal Neweza zwang. Nachdem Diebitsch herangerückt war, kam es am 13. Juni 1829 bei Madara (s. oben) zur Schlacht, in der die Türken (40,000 Mann stark) auf's Haupt geschlagen wurden, so daß der Großvezier mit nur 15,000 M. nach Schumla zurückkehrte. Da mittlerweile Silistria sich ergab, und jetzt auch die russ. Reserve unter dem Generale Witt in der Nähe der Donau ankam, so konnte nunmehr Diebitsch den von ihm gleich Anfangs beabsichtigten Uebergang über den Balkan unternehmen. Zu diesem Ende ließ er zuvörderst den General Roth über den unteren und den General Rüdiger über den oberen Kamtschik vordringen. Der Kamtschik ist ein Küstenfluß, der südwestlich und 10 M. von Schumla auf dem Balkan entspringt und 3 M. südlich von Varna, oder zwischen Varna und der rumelischen Grenze, in das schwarze Meer sich ergießt. Die Russen trieben allenthalben, den Kamtschik überschreitend, die Türken aus ihren Verschanzungen, namentlich bei Kiuprikoli und Derwisch-Irwan (beide am Kamtschik, Kiuprikoli am oberen Kamtschik). Erst am 20. Juni erfuhr der Großvezier das Vorrücken der Russen; allein er konnte den Balkan-Uebergang nicht mehr verhindern, womit schon am 22. Juni die russ. Vorhut den Anfang machte. Am 26. Juli nahm Diebitsch sein Hauptquartier in Aidos. Da jedoch dieser Ort schon in Rumelien liegt, so werden die weiteren Operationen dort erzählt. — Nunmehr wollen wir die Topographie des bulgarischen Küstenlandes (s. oben), und zwar zunächst der **Dobrudscha** (s. S. 22—25) geben. Hier folgen wir vorerst dem Laufe der Donau, die wir bei Rassova (s. oben) verlassen haben, und der erste bemerkenswerthe Ort, der auf Rassova folgt, ist **Hirsova** oder Kersova, erste Stadt am rechten Donauufer, unterhalb oder nördlich und 6 M. von Rassova

und oberhalb oder südlich und 9 M. von Braila, mit Handel, Dampfschifffahrts-Verbindung und 4000 E. **Matschin**, befestigte Stadt am rechten Donauufer, der walachischen Handelsstadt Braila schräg gegenüber, mit Handelsverkehr und Dampfschifffahrts-Verbindung. **Isakdschi**, befestigte Stadt am rechten Donauufer, unterhalb oder ostsüdöstlich und 6 M. von Galacz (in der Moldau), dem bessarabischen Ufer gegenüber, mit 4000 E., jedoch verhältnißmäßig geringem Handelsverkehre. **Tultscha**, Stadt am rechten Donauufer, der russisch-bessarabischen Stadt Ismail gegenüber, hat 5000 E. und einen stark besuchten Hafen, da die meisten Donaufahrer Tultscha anlaufen, um sich daselbst mit Mundvorrath zu versehen, die an der Sulinamündung nothwendigen Operationen des Lichtens vorzubereiten, Lootsen aufzunehmen oder zu entlassen. **Babadag** oder Babatag, Stadt im Inneren der Dobrudscha, ostnordöstlich und 8 M. von Hirsova und südöstlich und 7 M. von Matschin, war früher das gewöhnliche Winterlager des türk. Großveziers im Kriege gegen Rußland und hat 10,000 E., theils Türken und Tataren, theils Bulgaren. Ganz in der Nähe breitet sich der große See **Ramsin** oder Rassein bis zum Schwarzen Meere aus, mit dem er durch zwei Kanäle in Verbindung steht, so daß er also eigentlich nur als eine Lagune zu betrachten ist. Auf der südlichen Landzunge, welche den See vom Meere trennt, liegt der Seehafenort Karaherman oder Karakerman. Wichtiger, als dieser, ist das, südlich und 6 M. von hier gelegene, bereits S. 24 u. 25 erwähnte **Kostendsche** oder Kustendsche (im Alterthum Constantiana), feste Stadt am Schwarzen Meere, mit 4000 E. und einem Hafen, der jedoch (aus der S. 25 erwähnten Ursache) fast unbrauchbar geworden ist. Von Rassova (s. oben), wo die, die Donau herabkommenden Reisenden zur Landreise abgesetzt zu werden pflegen, rechnet man 7—8 M. quer durch's Land nach Kostendsche. In der Nähe von Kostendsche liegt der kleinere Hafenort Tomiswar, das alte Tomi (wie man glaubt), wo Ovid in der Verbannung lebte. Indeß sprechen mehr Gründe für die Annahme, daß Kilia Nova in Bessarabien dieses Tomi gewesen sei. Zu dem südlich von der Dobrudscha gelegenen bulgarischen Küstenlande gehören: **Varna**, Hauptstadt des bulgarischen Küstenlandes überhaupt, am gleichnam. Busen des schwarzen Meeres, nördlich und 8 M. von der rumelischen Grenze, südsüdwestlich und 38 M. von der südlichen Donau- oder Sulina-Mündung, nordnordwestlich und 32 M. von der Bosporus-Mündung und östlich und 70 M. von Schumla, Stapelplatz für das östliche Bulgarien und wichtigster Seehafen von Bulgarien überhaupt, mit starkem Schiffbau und 25,000 E. In dem russisch-türkischen Kriege von 1828 und 1829 ergab sich Varna an die Russen am 11. Okt. 1828. **Mangalia**, Stadt am schwarzen Meere, nordnordöstlich und 12 M. von Varna und südlich und 6 M. von Kostendsche, mit Hafen und 7000 E. Zwischen hier und Varna liegen, am schwarzen Meere, die Seehäfen **Baltschik** und **Cavarna**, nordostwärts und 4 bis 7 M. von Varna, mit lebhafter Schifffahrt und Handel. **Basardschik** oder Hadschi Ogli Basar, Stadt im Inneren des bulgar. Küstenlandes, nördlich und 4 M. von Varna und südwestlich und 9 M. von Mangalia, mit ziemlich wichtigem Handel und 12,000 E.

Rumelien oder **Thrazien** (s. S. 3), im Nordwesten mit Bulgarien und im Westen mit Macedonien zusammenhängend, wird in Nordosten und Norden vom Schwarzen Meere und im Süden vom Aegeischen Meere begrenzt, und ist durch den Bosporus, das Marmorameer (im Alterthum Propontis, daher auch jetzt noch häufig die Propontis genannt) und die Dardanellen von Kleinasien getrennt. Da wir so eben Rumeliens Hauptgrenzland, Bulgarien, beschrieben haben, so wollen wir, des Zusammen-

hanges wegen, mit der Topographie des hier zunächst liegenden Theiles von Rumelien den Anfang machen. Oben unter Schumla und den nächstfolgenden Oertern Bulgariens erzählten wir, daß am 22. Juni 1829 die russische Vorhut mit dem Ueberschreiten des Balkan den Anfang machte. An diesem Tage rückte der russische General Roth über den Balkan bis Paliobona (zwischen Schumla und Aidos) vor, vertrieb 7000 Mann unter dem Pascha Abdul Rahman aus dem Dorfe Monoster Kioi (zwischen Paliobona und dem Schwarzen Meere) und wendete sich mit einem Theile seines Corps gegen **Mesembria** (Mesambria, Misevria, Missevria, Misivria, Misivri und endlich auch Missiuri, Stadt am Schwarzen Meere, südlich und 9 M. von Varna und $1^1/_2$ M. von der nordwärts von ihr liegenden bulgarischen Grenze und von dem an derselben ins Meer vorspringenden Cap Emineh, mit kleinem Hafen, Küstenhandel, festem Schlosse und 3000 Einw.), das schon am folgenden Tage oder am 23. Juni, von dem Feuer eines russischen Kriegsschiffes geängstigt, sich ergab. Am 23. Juni fiel auch der Seehafenplatz **Akiali** oder Ankialo (auch Anchialos oder Achelo, feste Stadt am Schwarzen Meere und an der Nordseite des Meerbusens von Burgas, südwestlich und $1^1/_2$ M. von Mesembria, mit starker Seesalzbereitung und 3500 Einw., meist Bulgaren und Griechen), und am 24. Juni drang die Vorhut des Generals Roth mit den fliehenden Türken zugleich ein in **Burgas** oder Borgas, Stadt am Hintergrunde des Meerbusens von Burgas, nordwestlich und 26 M. von der Bosporusmündung, südlich (oder vielmehr südsüdwestlich) und 13 M. von Varna und nordöstlich und 16 M. von Adrianopel, mit einem in Kriegszeiten sehr wichtigen Hafen, Pfeifenkopfverfertigung, Seesalzbereitung, ziemlich bedeutendem Handel und 5000 Einw. Bereits seit dem 28. Febr. waren die Russen im Besitze von **Sizeboli** oder Sozoboli, feste Stadt am Schwarzen Meere, und zwar an der Südseite des Einganges zum Meerbusen von Burgas, südöstlich und 3 M. von Burgas, mit Seesalzbereitung, Handel und 8000 Einw. Unterdessen hatte sich Rüdiger gegen Aidos gewendet (dessen Lage sogleich näher beschrieben werden wird), wohin auch ein Theil des Roth'schen Corps und Pahlen's Reserve zogen. Hier rückte ein türkisches Corps den Russen entgegen; Rüdiger schlug es zurück, zwang es zur Flucht in die Berge nach Karnabat und Schumla, und eroberte Aidos mit Sturm, wo am 26. Juli Diebitsch sein Hauptquartier nahm. **Aidos** ist ein befestigter Flecken auf dem südlichen Abhange des Balkan, liegt westnordwestlich und 5 M. von Mesembria, südsüdöstlich und 9 M. von Schumla und nordnordöstlich und 17 M. von Adrianopel und hat warme Bäder und 6000 Einw., größtentheils Bulgaren. Am 27. Juli besetzte die Vorhut des Generals Rüdiger **Karnabat** (Stadt oder Flecken westsüdwestlich und 3 M. von Aidos und westnordwestlich und 5 M. von Burgas), und am 31. hatte General Tschermeteff bei **Jambol** (auch wohl Janboli genannt, eine Stadt, die auf dem südlichen Abhange des Balkan an der Tundscha, einem Nebenflusse der Maritza, westsüdwestlich und 8 M. von Karnabat und nördlich und 11 M. von Adrianopel liegt und 7000 Einw. hat, welche gute Kotzen verfertigen) ein Gefecht mit Halil Pascha, in dessen Folge die Türken Jambol räumten. General Krassowski hielt während der ganzen Zeit den Großvezier bei Schumla fest, und Diebitsch brach nunmehr mit 50,000 Mann gegen Adrianopel auf, schlug am 12. Aug. bei **Sliwno** (ein kleiner Ort, aber wichtig durch seine Tuchfabrik, liegt nördlich und nicht sehr weit von Adrianopel) das Corps des Seraskiers und erschien am 19. Aug. vor Adrianopel. Die Umgebungen dieser Stadt sind zum Widerstande trefflich geeignet, auch befanden sich dort neben 100,000 bewaffneten türkischen Einwohnern noch 10,000 Mann Infanterie und 1000 Reiter; aber seit der Ueberschreitung des Balkan dachte Nie-

mand ernstlich an Vertheidigung. Schon am folgenden Tage (20. Aug.) erschienen Abgeordnete des Seraskiers im russischen Lager und boten eine Capitulation an. Diebitsch bewilligte sie, doch mußte ihm alles Eigenthum der Regierung ausgeliefert, und die Truppen mußten entwaffnet in ihre Heimath geschickt werden, hierauf rückten die Russen noch am nämlichen Tage (20. Aug.) in Adrianopel ein. **Adrianopel** (türk. Edreneh) gilt als die zweite türkische Haupt- und Residenzstadt, ist der Sitz eines türkischen General-Gouverneurs, liegt an der schiffbaren Maritza, nordwestlich und 28 M. von Constantinopel, südlich und 24 M. von Schumla und nördlich und 13 M. (die gerade Richtung angenommen) von der Mündung der Maritza ins Aegeische Meer, hat 20,000 Häuser (jedoch von ähnlicher schlechter Beschaffenheit, wie in anderen türkischen Städten), enge und schmutzige Gassen, 10 griechische Kirchen, 40 Moscheen (worunter die von Selim II. um 1570 erbaute bei den Türken für die schönste im ganzen Reiche gilt, und die Moschee Murad's II. 9 Kuppeln und 3 auf Säulen ruhende Galerien hat), viele Bäder und Khane, Türkischgarnfärbereien, Saffiangerbereien, Teppichweberei, Bereitung von Rosenwasser und Rosenöl (welches sehr berühmt ist), Seidenzucht, Opiumbereitung, wichtigen Handel und 130,000 Einw., worunter viele Griechen. Der bekannte und in diesem Werke mehrfach erwähnte Adrianopeler Friede zwischen Rußland und der Türkei wurde hier am 14. Sept. 1829 geschlossen. Den jetzigen Namen hat die Stadt von dem Kaiser Hadrian (der von 117 bis 138 nach Chr. das römische Reich beherrschte), ihrem Erbauer oder vielmehr Wiederhersteller; denn vorher hieß sie Uskadama oder Uskudama und war geraume Zeit die Hauptstadt der, erst 70 vor Chr. von den Römern bezwungenen Bessi oder Bessier. Daß Adrianopel im J. 1361 von den Türken erobert wurde und seitdem bis zur Eroberung Constantinopels der Sitz der Sultane (deren Residenzschloß sich noch erhalten hat) war, ist bereits S. 117 ff. erzählt worden. **Islemje** oder Selimnia (auch Islamdschi oder Selimno), Stadt im Balkan, unweit der bulgarischen Grenze, nördlich und 15 M. von Adrianopel und südsüdwestlich und 9 M. von Schumla, mit weitläufigen Rosenpflanzungen, Rosenölbereitung, Gewehr- und anderen Fabriken, wichtigen Handelsmessen und 20,000 Einwohnern, meist Bulgaren. **Eskisagra**, Stadt an der Tundscha und am Balkan, westsüdwestlich und 6 M. von Islemje und westlich und 6 M. von Jambol (s. oben), mit warmen Mineralquellen und stark besuchten Bädern, Teppichweberei und 20,000 E. Minder bedeutend ist die ostsüdöstlich und 3 M. von Eskisagra und ebenfalls an der Tundscha liegende Stadt Jenisagra. Westsüdwestlich und 17 M. von hier liegt **Tatar-Basardschik**, Stadt an der Maritza, oberhalb oder westnordwestlich und 24 M. von Adrianopel, mit warmen Mineralquellen und Bädern, Reisbau, Handel und 10,000 E., meist Griechen. **Kostanitz**, feste Stadt unweit der Maritzaquellen, westlich und 5 M. von Tatar-Basardschik, ist nur in militärischer Hinsicht von Bedeutung, da sie in der Nähe des (unter Sophia in Bulgarien erwähnten) Trajansthores und eines anderen, ebenfalls wichtigen Balkanpasses, Kis Derbend genannt, liegt. **Philippopel** (bei den Türken Felibe oder Filibe), Stadt an der Maritza, oberhalb oder nordwestlich und 16 M. von Adrianopel und südöstlich und 18 M. von Sophia (in Bulgarien), in einer an Wein und Reis fruchtbaren und anmuthigen Gegend, ist der Stapelplatz der meisten Nordprovinzen der europäischen Türkei (Philippopel's Handelsverkehr mit Oesterreich beträgt allein beinahe 3 Mill. Gulden jährlich) und sehr gewerbfleißig und hat 30,800 E., von denen die Hälfte aus Griechen besteht. Die Stadt hat ihren Namen von Alexanders des Großen Vater, Philipp von Macedonien, der sie erbaute. **Usundschaova** oder Usumtsiova, Mfl. an der Usundscha und Maritza, nordwestlich und 7 M. von Adria-

nopel, mit ansehnlichen Handelsmessen. **Dschisr Mustapha** oder Mustapha Pascha Kopri (auch einfach Mustapha Pascha, im Alterthum Burdista), Stadt an der Maritza, oberhalb oder westnordwestlich und 4 M. von Adrianopel, hat eine steinerne Maritzabrücke, mehrere große Moscheen, jedoch nur 2000 E. Von Adrianopel die Maritza abwärts liegt zunächst **Djesr Erkene** oder Dschesr Erkene, Stadt an der Mündung der Erkene oder Ergina in die Maritza, südlich und 4 M. von Adrianopel, mit 7000 E. Noch weiter hinabwärts liegt **Dimotika** (in Alterthum Didymotichos), Stadt an der Mündung des Kisilnehr in die Maritza, südlich und (die gerade Richtung angenommen) 5 M. von Adrianopel, mit Citadelle, guten Töpfereien, Seiden- und Wollweberei und 8000 E. **Zernetz** (im Alterthum Zirmae), auch Tschirmen oder Czirmen, Stadt an der Mündung der Zernitza in die Maritza, südsüdwestlich und 8 M. von Adrianopel, mit Schloß, Seidenzucht und 2100 Einw. **Trajanopel**, jetzt Orichova, Stadt an der Maritza, 1 M. unterhalb Zernetz, mit 2500 Einw. Am entgegengesetzten Maritzaufer liegt der kleine Ort Makra, vormals Gephira, und die Maritza hinabwärts liegt, an der Mündung des Ipsalasu in die Maritza, **Ipsala**, vormals Cypsela oder Kysala, Stadt südlich und 10 M. von Adrianopel, mit großen Alaungruben, vielen Gärten und 7500 Einwohnern. **Feredschik**, vormals Dymae, Stadt unweit des rechten Maritzaufers, südsüdwestlich und 12 M. von Adrianopel und 1 M. oberhalb der Mündung der Maritza in den Meerbusen von Enos, ist ein türkischer Wallfahrtsort und hat Mineralquellen und 6000 Einw. Westsüdwestlich und 4½ M. von hier liegt **Megri** oder Makri (im Alterthum Serrum oder Serrium), mit Seifensiederei, Oel- und Tabaksbau und 3000 Einwohnern, am Aegeischen Meere und in der Nähe von Cap Makri. Das westlich und 2 M. von hier gelegene Cap Maronia hat seinen Namen von dem jetzt nur kleinen Orte **Maronia** oder Marogno, der nicht weit davon entfernt ist und im Alterthum als Maronea dem Bacchus geheiligt und durch die Trunksucht seiner Bewohner berüchtigt war. **Komuldschina** oder Kumuldschina, Stadt zwischen Maronia und der macedonischen Grenze, südwestlich und 17 M. von Adrianopel, mit Schloß, Bädern, Armenküche, Jahrmärkten und 2500 E. Komuldschina liegt östlich und 1½ M. von der thrazischen Südküste und von dem Meerbusen von Lagos, auf dessen Westseite, jedoch etwas westwärts davon, nach der macedonischen Grenze zu. **Jenidje** oder Jenidje Karasu (Einige schreiben Dschenidsche Karasu), Stadt am Karasu (der im Alterthum Nestos hieß) und der (S. 8 u. 9 beschriebenen) Insel Thasos gegenüber, mit gutem Tabaksbau und 2500 E. In der Nähe, bei dem Dorfe Polystilo, sind die Ruinen des alten **Abdera**, dessen Einwohner in dem Rufe standen, einfältig zu sein, obwohl es die Vaterstadt des Demokritos, des Protagoras und noch einiger anderer Weisen des Alterthums war. Der bereits oben erwähnte Meerbusen von Enos, in den die Maritza sich ergießt, hat seinen Namen von **Enos** (im Alterthum Aenos, obwohl ursprünglich Poltymbria genannt), Stadt auf einer Landzunge am Eingange zum eben genannten Meerbusen, nordöstlich und 6 M. von der (S. 9 beschriebenen) Insel Samothrace und südlich und 16 M. von Adrianopel, mit gutem Hafen, bedeutendem Handel mit Seide, Wachs, Wolle, Baumwolle, Kameelhaaren, Saffian ꝛc., Fischerei (Aale, Meeräschen) und 7750 E. Südlich und 1½ M. von hier liegt am Aegeischen Meere Cap Paxi, im Alterthume Cap Gremia. Ostnordöstlich und 5½ M. vom Enos liegt **Keschan** (im Alterthum Syraseella), Stadt mit Wein- und Oelbau und 10,000 E. **Migalgara** (vormals Theodosiopolis), Stadt unweit des Kavaktschai, ostnordöstlich und 9 M. von Enos und südsüdöstlich

und 13 M. von Adrianopel, ist berühmt durch ihren Honig und Wein und hat mehrere Moscheen, Bäder und 8000 E. Hierepoli, Stadt am Ainadschik (einem Nebenflusse des der Maritza zugehenden Erkene- oder Erginaflusses), südöstlich und 10 M. von Adrianopel, mit 4000 E. **Eskibaba** (im Alterthum Burtudizus), Stadt am Bujukdere, einem Nebenflusse der (der Maritza zugehenden) Erkene, südöstlich und 7 M. von Adrianopel, mit Gewehrfabrik, Tuchmacherei und 8000 E. Auf der Mitte des Weges von hier nach Adrianopel liegt **Hawsa** (im Alterthum Histiodizus), Stadt mit 4500 E. **Kirkkilissa** (eigentlich Kirkkilisia, d. h. 40 Kirchen), im Alterthum Tarpodicus oder Tarpodizos, Stadt östlich und 7½ M. von Adrianopel und nordwestlich und 22 M. von Constantinopel, mit 1 griechischen Kirche (vormals 40), vielen Moscheen, Weinbau und 16,000 E., großentheils Juden, ursprünglich aus Podolien, die ein gebrochenes Deutsch sprechen, und deren Hauptbeschäftigung in der Bereitung von allerlei Backwerk und von Butter und Käse besteht, die sie dann, als kauscher mit ihrem Siegel versehen, ihren Glaubensgenossen in Constantinopel zusenden. Oestlich und 10 M. von Kirkkilissa liegt am Schwarzen Meere **Midia** (vormals Salmydessus), Stadt mit Seehafen (der jedoch nicht viel besser als eine offene Rhede ist) und 2500 E. **Tschatal**, auch Lule Burgaz (fälschlich Burgas auf einigen Karten genannt), vormals Bergule, Stadt an der Straße von Adrianopel nach Constantinopel, südsüdöstlich und 5 M. von Kirkkilissa und südöstlich und 10 M. von Adrianopel, mit schöner Moschee, Verfertigung von Pfeifenköpfen aus Siegelerde und 5000 E. **Binarhissar** (d. i. Quellenschloß), Stadt am Wege von Kirkkilissa nach Constantinopel, ostsüdöstlich und 3 M. von Kirkkilissa und westlich und 7 M. von Midia (s. oben), ist an sich nur unbedeutend, war jedoch vormals ein fester Platz, den Murad I. (s. S. 117) um 1370 eroberte, und im Alterthum berühmt durch die 38 Quellen des (zum Stromgebiete der Maritza gehörenden) Tearos, an denen der Perserkönig Darius Hystaspis, gegen die Scythen ziehend, ein Denkmal aufrichtete. **Wisa** (Viza), im Alterthum Byzia, Stadt am Wege von Kirkkilissa nach Constantinopel, ostsüdöstlich und 7½ M. von Kirkkilissa und nordwestlich und 15 M. von Constantinopel, war einst die Residenz der thrazischen Könige, hat aber gegenwärtig nur 6000 E., welche Obst- und Gemüse-, besonders Zwiebelbau treiben. Serai, Stadt an der Straße nach Constantinopel, südöstlich und 1½ M. von Wisa, mit 4500 E. **Indschigis** oder Indsigis, Stadt an der Straße von Kirkkilissa und Wisa nach Constantinopel und am Altyras (einem dem Marmorameere zugehenden Küstenflusse), südöstlich und 8 M. von Wisa und nordwestlich und 7 M. von Constantinopel, mit sehenswerthen Felsengrotten in der Nähe, Tuchmacherei und 3000 E., meist Bulgaren. **Tschataldscha** oder Csataldsa, Stadt am Wege nach Constantinopel und am Altyras, südöstlich und 2 M. von Indschigis und nordwestlich und 5 M. von Constantinopel, mit schönen Gärten, Bädern und 6000 E. An der Mündung des Altyras und des Karasudere in das Marmorameer liegt der Ort Bujuk-Tschekmedsche (im Alterthum Melanthius), westlich und 3 M. von Constantinopel, und zwischen hier und Constantinopel, an der Mündung des Taslidere, der Ort Kutschuk-Tschekmedsche (im Alterthum Regium), kaum 1 M. von der äußersten Umgrenzung Constantinopels entfernt. **Tschorlu** (Csorlu), im Alterthum Turullus, Stadt am Tschorlu Suji, westlich und 12 M. von Constantinopel und südlich und 5½ M. von Wisa (s. oben), mit einer schönen Moschee und 4000 E. **Siliwri** oder Selivria (im Alterthum Selymbria), Stadt am Marmorameere, westlich und 7½ M. von Constantinopel, Sitz eines griechischen Bischofs, mit kleinem Hafen, Handel, Büffelzungenräucherung und 8000 E. Zwischen hier und Bujuk-Tschek-

medsche (s. oben) liegen am Marmorameere die Oerter Boados (im Alterthum Cenophrurium) und Kumburgaz. Auf einer Landzunge am Marmorameere liegt **Erekli** (im Alterthum Heraclea oder Perinthus), Stadt westsüdwestlich und 4 M. von Silivri, Sitz eines griechischen Bischofs, mit den Ueberresten eines Amphitheaters aus der Zeit des Kaisers Severus (193—211), Fischerei und 3000 E. **Rodosto** oder Raidostos (auch Rodostschig, im Alterthum Rhaedestus oder Bisanthe), Stadt am Marmorameere, westlich und 16 M. von Constantinopel und südöstlich und 17 M. von Adrianopel, Sitz eines griechischen Erzbischofs, mit 7 griechischen und armen Kirchen, vielen Moscheen, Hafen, lebhaftem Handel, Weinbau und 26,000 E. **Ganos** oder Kanos, Stadt am Marmorameere, südsüdwestlich und $3^1/_2$ M. von Rodosto, mit kleinem Hafen und 25000 E. **Avrascha**, Stadt am Marmorameere, südwestlich und 2 M. von Ganos und nordöstlich und 6 M. von der Dardanellen-Mündung ins Marmorameer, mit 4000 E. Schon bei Avrascha beginnt der bereits S. 3 erwähnte **Thrazische Chersones** oder die von Avrascha etwa 14 Meilen in südwestlicher Richtung bis zum Aegeischen Meere sich erstreckende, an einigen Stellen nur $^3/_4$ M., an anderen bis zu $2^1/_2$ M. breite Halbinsel, welche im nördlichen Theile durch den auf ihrer Westseite befindlichen Meerbusen von Saros (nach der im Hintergrunde desselben gelegenen kleinen Insel Saros so benannt: die S. 9 erwähnte Insel Samothrace liegt der Mündung dieses, im Alterthum Melanus Sinus genannten Meerbusens gerade gegenüber) und das auf ihrer Ostseite befindliche Marmorameer gebildet wird. Von **Gallipoli** an (diese auch Galiboli und im Alterthum Kallipolis genannte Stadt liegt an der Westseite des nördlichen Einganges zu den Dardanellen vom Marmorameere her, ist der Sitz eines griechischen Bischofs und hat eine Citadelle, 2 Häfen, reiche Bazars, die besten Saffianfabriken in der Türkei und 17,000 E.) hinabwärts zum Aegeischen Meere bildet der Thrazische Chersones die Westseite des Hellesponts oder der **Dardanellen**. Diese in der Richtung von Nordnordost nach Südsüdwest 8 M. lange Meerenge ist in ihrer nördlichen größeren Hälfte durchschnittlich 12,000 Fuß oder $^1/_2$ Meile, an ihrer schmalsten Stelle aber nur 1986 Schritte breit. An dieser schmalsten Stelle liegen die s. g. Alten Dardanellenschlösser, von denen das auf der europäischen Seite oder auf dem Thrazischen Chersones gelegene **Kilid Bahr** heißt (es liegt südsüdwestlich und 5 M. von Gallipoli und nordnordöstlich und $2^1/_2$ M. von der Dardanellen-Mündung ins Aegeische Meer), wogegen das auf der asiatischen Seite gelegene Dardanellenschloß Bogas Hissar oder Sultan Kalessy genannt wird. An der Mündung der Dardanellen in das Aegeische Meer (wo die Meerenge etwa $^3/_8$ M. breit ist) liegen die s. g. Neuen Dardanellenschlösser, von denen das auf der europäischen Seite oder auf dem Thrazischen Chersones gelegene **Sedd Bahr**, und das auf der asiatischen Seite Kum Kalessy heißt. Die Befestigungen der Dardanellen sind in neuerer Zeit durch englische und französische Ingenieure sehr verbessert und zum Theil auch durch einige Batterieen vermehrt worden, so daß sie zusammen 814 Kanonen und 8 Mörser zählen, wovon 332 Kanonen und 4 Mörser auf der europäischen Seite. Nördlich und $^1/_2$ M. von Kilid Bahr (s. oben) liegen auf dem Thrazischen Chersones und am Hellespont die Ruinen von Sestos, und ihnen gerade gegenüber, auf der asiatischen Seite, die Ruinen von Abydos: diese beiden Oerter sind aus dem Alterthum bekannt durch die Liebe und das unglückliche Schicksal von Hero und Leander. Der Hellespont ist hier etwa 2000 Schritte breit, und hier war es auch, wo Xerxes eine Brücke über denselben schlagen ließ. Da auf dem Thrazischen Chersones, außer obigen, kein bemerkenswerther Ort liegt, und die im

Marmorameere gelegenen Inseln (Marmora, die Prinzeninseln 2c.) unter Kleinasien werden beschrieben werden, so wenden wir uns nunmehr zu dem Bosporus und der nächsten Umgebung Constantinopels auf europäischer oder rumelischer Seite, um dann mit Constantinopel selbst den Schluß der topographischen Beschreibung Rumeliens zu machen und hierauf zu der von Kleinasien überzugehen. Der **Bosporus** (auch der Kanal von Constantinopel genannt) ist eine das Schwarze Meer mit dem Marmorameere verbindende und Rumelien von Kleinasien trennende Meerenge, deren ganze Länge von der nördlichen bis zur südlichen Mündung, die Krümmungen mitgerechnet, 4 M. beträgt, und deren Breite weit geringer ist als die des Hellesponts oder der Dardanellen. An seiner nördlichen Mündung ins Schwarze Meer ist der Bosporus freilich 4166 Schritte breit, aber hier hat er auch seine größte Breite überhaupt. Dagegen bei Telli Tabia (zwischen seiner nördlichen Mündung und Bujukdere) verengt er sich schon auf 1497 und zwischen den Hissaren (unterhalb oder südwärts von Bujukdere, nach Constantinopel zu) sogar auf 958 Schritte. Der Bosporus ist von hoher militärischer Wichtigkeit für Constantinopel. Der Nordwind, der den ganzen Sommer hindurch weht, und die starke Strömung, welche constant aus dem Schwarzen in das Marmora- und durch die Dardanellen bis ins Aegeische Meer geht, begünstigt ungemein das Eindringen einer feindlichen Flotte von Norden her. Daher sind die beiden Gestade des Bosporus mit vielen Batterieen und Forts besetzt. An der Westseite der nördlichen Einfahrt in den Bosporus liegt die Batterie Rumili Fener oder Rumili Fanaraki. Fener oder Fanaraki bedeutet eine Laterne oder hier einen Leuchtthurm, der sich neben der Batterie erhebt. Gegenüber auf der kleinasiatischen Seite liegen Anadoli Fener, zu dessen Vertheidigungssystem auch das $^1/_2$ M. ostwärts davon am Schwarzen Meere gelegene Fort Rivas gehört. Zu dem Vertheidigungssystem des europäischen Fener oder von Rumili Fener gehört das westwärts und 1 M. davon am Schwarzen Meere gelegene Fort Kilia. Dicht vor Rumili Fener liegen im Schwarzen Meere die aus dem Argonautenzuge bekannten Symplejaden oder Kyanäen (auch die Kyaneischen Felsen oder die Cyaneischen Inseln genannt), mit der s. g. Pompejussäule auf einem dieser Felseneilande. Rumili Fener ist eigentlich ein System von 4 Batterieen, von denen jede ihren besonderen Namen führt. Von hier hinabwärts nach Constantinopel das europäische Gestade des Bosporus verfolgend, liegen hier nachstehende Batterieen und Forts: Karibdsche (gegenüber auf der asiatischen Seite liegt das Fort Poiras), Bujuk-Liman (gegenüber auf der asiatischen Seite liegt das Fort Filburnu), Rumili Kavak (gegenüber auf der asiatischen Seite liegt das Fort Anadoli Kavak, nebst dem s. g. Genuesischen Schlosse), Telli Tabia (gegenüber auf der asiatischen Seite liegen die Juscha Batterie und Madschiar Tabia oder Madschiar Kalessi); sodann zwischen Therapia und Constantinopel Rumili Hissar (gegenüber auf der asiatischen Seite liegt Anadoli Hissar) und außerdem noch einige Batterieen. Die Gewalt der Elemente wird eine aus dem Schwarzen Meere kommende feindliche Flotte allerdings wohl durch den Bosporus führen, jedoch dürfte sie jedenfalls in einem stark beschädigten Zustande vor Constantinopel ankommen. Daher würden zuvor die Batterieen und Forts durch Landtruppen im Rücken genommen werden müssen. Wenn man von der constantinop. Vorstadt Galata längs dem europäischen Gestade den Bosporus hinauf nach dem Schwarzen Meere zu fährt, so sieht man Wohnung an Wohnung, Ortschaft an Ortschaft dermaßen aneinander gereiht, daß man auf der ganzen Strecke zwischen Galata und Bujukdere eine fortgesetzte Stadt von zierlichen Landhäusern und großherrlichen Palästen, von Fischerhütten, Moscheen, Kaffeehäusern, alten Schlössern und reizenden Kiosks vor sich zu haben glaubt. Zu-

nächst hat man von Galata, oder vielmehr von Fondukli an gerechnet, Dolma Baghtschi, mit Gewehrfabrik und großherrlichem Lustschlosse; dann Beschiktasch, ebenfalls mit einem großherrlichen Lustschlosse, etwas weiter das Lustschloß Tschiraghan; hierauf Ortaköi, dann Arnautköi, dann Bebek (mit großherrlichem Kiosk, dann das Fort Rumili Hissar (s. oben), dann **Balta Liman**, dann Stenia und hierauf **Therapia**, welches nördlich und 2 M. von der constantinop. Vorstadt Pera liegt und der Lieblingssitz der reichen Griechen Constantinopels, zugleich auch der gewöhnliche Sitz des französischen und des englischen Gesandten ist. Links um eine Bucht (nach dem Schwarzen Meere zu) reihen sich die Häuser von **Bujukdere**, mit den Hotels des spanischen (am nächsten nach Therapia zu), des preußischen, des russischen, des dänischen und des österreichischen Gesandten. Landeinwärts oder westlich und $1^1/_2$ M. von Therapia liegt das Dorf Pyrgos, mit einer 2700 F. langen und 110 F. hohen Wasserleitung, die sich noch aus dem Alterthum erhalten hat und ein höchst bewundernswerther Bau ist. Landeinwärts von Bujukdere und 1 M. in westlicher Richtung davon entfernt liegt das von vielen europäischen Familien bewohnte Dorf Belgrad. Hier beginnt der S. 32 erwähnte Belgrader Wald, und zieht sich längs und auf dem Kleinen Balkan 25 Meilen weit westwärts ins Innere von Rumelien. Ostwärts und nicht weit von Belgrad, nach Bujukdere zu, liegt das Dorf Baktscheköi, wo eine Wasserleitung beginnt, die bis nach der constantinop. Vorstadt Pera führt. Folgt man derselben, so liegt rechts davon Kiadchane oder Kihat-Khana, mit großherrlichem Palaste und den s. g. Süßen Wassern. Indem wir nunmehr zur Beschreibung Constantinopels übergehen, müssen wir zunächst Folgendes bemerken. Zwischen der eigentlichen Stadt Constantinopel (im Süden) und der Vorstadt Galata (im Norden) dringt ein Arm des Bosporus $1^1/_2$ M. weit ins Land ein, der wegen seiner Biegung schon im Alterthum Keras oder das Horn und später wegen der großen Vortheile, die man daraus zog, Chrysokeras oder das **Goldene Horn** genannt wurde, welchen Namen er bei den Europäern noch führt. Dieser Meeresarm oder das goldene Horn nimmt an seinem äußersten Ende, oder oberhalb der constantinop. Vorstädte, zwei Flüsse auf, nämlich den (bereits S. 127 erwähnten) Barbyses, jetzt Kiadchane oder Kihat-Khana genannt, und den Cydaris oder Ali Bey-Köi Suji. Im Goldenen Horn sind auch der innere und der äußere Hafen Constantinopels, getrennt durch eine, 1836 von der eigentlichen Stadt nach Galata angelegte Brücke, die auf 18 Böten ruht, 1280 Fuß lang ist und 2 Bogen zur Durchfahrt frei läßt. Im J. 1845 wurde dieselbe durch eine ähnlich, aber zweckmäßiger eingerichtete Brücke ersetzt. **Constantinopel** (bei den Türken Stambul und ursprünglich Byzanz), Hauptstadt des ganzen türkischen Reiches und Residenz des Sultans, hat, ohne die Vorstädte, $2^1/_2$ M. im Umfange, über 88,100 Häuser und nach einigen Angaben 900,000, nach anderen 630,000, wieder nach anderen gar nur 500,000 E., von denen wenig über die Hälfte aus Türken, und etwa der vierte Theil aus Griechen besteht, während die Uebrigen theils Armenier, theils Juden, theils Europäer (zusammen ungefähr 100,000) sind. Constantinopel besteht aus der eigentlichen Stadt und 10 Vorstädten, von denen jedoch eine auf der asiatischen Seite liegt. Wir haben es hier zunächst nur mit der eigentlichen Stadt zu thun, welche genau auf der Stelle des alten Constantinopels und Byzanz liegt, nämlich auf einer Landspitze an der Bosporus-Mündung in das Marmorameer. Sie bildet ein Dreieck, dessen Basis die westliche Landseite ausmacht, während von den beiden Schenkelseiten die südliche von dem Marmorameere, und die nordöstliche von dem Goldenen Horn (s. oben) bespült wird. In dieser eigentlichen Stadt ging Alles vor, was irgend Merkwürdiges

in der byzantinischen Zeit, wie auch später unter den türkischen Sultanen in Constantinopel geschehen ist; und hier befinden sich auch alle Denkmäler der Baukunst älterer und späterer Zeit, wie die Sophienkirche (s. S. 100 und 129), der Hippodromus (s. S. 101; jetzt Atmeidan), die Säule des Theodosius (von der der S. 49 erwähnte Murzuphlus, von den Lateinern eingefangen, hinabgestürzt wurde), das Thor des heil. Romanus (s. S. 127; jetzt Top Kapu oder Kanonenthor genannt), u. s. w. Kurz, wenn in der älteren und neueren Geschichte von Constantinopel die Rede ist, so ist stets nur die eigentliche Stadt darunter zu verstehen, sofern nicht ausdrücklich eine Vorstadt als der Schauplatz der Ereignisse bezeichnet wird. Seit Theodosius II. (s. S. 99) war Constantinopel, gleich Rom, eine Siebenhügelstadt; Anfangs auf 2 Hügeln liegend, hatte Constantin der Große 2 andere Hügel dazu gezogen, und Theodosius II. verband nun damit noch 3, so daß seitdem die Stadt auf 7 Hügeln lag. So viel Interessantes auch Constantinopel in geschichtlicher Beziehung darbieten mag, so können wir doch aus Mangel an Raum in Einzelheiten uns nicht einlassen, sondern müssen uns hier auf die Beschreibung Dessen beschränken, was zu festen Anhaltpunkten im Allgemeinen dienen kann. Auf der nach dem Bosporus vorspringenden Spitze (s. oben) lag vormals die Akropolis nebst dem kaiserlichen Palaste, und liegt jetzt das **Neue Serail** (Ali oder Padischah Serai, d. i. hoher oder kaiserlicher Palast), daher sie auch die Serailspitze genannt wird. Das von einer mehrfachen Mauerreihe umschlossene Neue Serail hat eine halbe Meile im Umfange, zählt an 9000 Bewohner und begreift eine große Menge Gebäude, Gärten u. s. w. Von den durch die äußere Mauer führenden Thoren wird das Holzthor (Odun Kapussi) nur Nachts geöffnet, und durch dasselbe werden die Leichname der hingerichteten Serailbewohner getragen, um in das Meer versenkt zu werden. Namentlich auch die schwangeren Sultaninnen, welche Mahmud II. nach seiner Thronbesteigung in Säcke stecken und ersäufen ließ, wurden zu letzterem Zwecke durch das Holzthor geschleppt. In das Innere des Serails gelangt man durch 3 Höfe. In dem ersten Hofe befindet sich außer dem s. g. Kleinen oder Herbst- und Frühlingsharem ꝛc. der Kiosk von Gülhane (Tulpen- oder Rosen-Pavillon), wo 1839 der im vorigen Kap. erwähnte Hattischerif von Gülhane von dem Sultan unterzeichnet wurde. In den zweiten Hof gelangt man durch ein Thor, Orta Kapu Babi Wassit (Mittelthor) oder auch Babi Selam (Thor des Heils) genannt, welches durch zwei Pforten, nach dem äußeren und nach dem inneren Hofe zu, verschlossen wird und geräumig genug ist, um früher dem Scharfrichter des Sultans zur Wohnung dienen zu können. In dem Zwischenraume und zwischen den beiden Pforten fanden sonst die Hinrichtungen der zu diesem Zwecke hierher Gerufenen statt; und in dem nämlichen Raume war es auch, wo nicht nur zur Zeit der Blüthe der im 6. Kapitel erwähnten Jämmerlichkeitspolitik der europäischen Mächte, sondern, selbst noch in neuerer Zeit unter Mahmud II., die europäischen Gesandten stundenlang warten mußten, bis es dem Sultan genehm war, sie zur Audienz vorzulassen. Nachdem hier vielleicht eben erst einem mißbeliebigen Pascha oder sonstigen Großen der Kopf abgeschlagen worden, und der Fußboden noch von dem Blute des Hingerichteten überströmt war, wurden häufig hier noch Rechtshändel geschlichtet und Urtheil gesprochen; dann wurden die Janitscharen gespeist und ihre Löhnung aus großen Säcken klirrend auf das Steinpflaster geworfen, und hierauf ward auch der Gesandten gedacht: sie wurden gespeist, und mit Pelzen beschenkt und bewirthet. Erst nachdem sie so eine Vorstellung von der Gerechtigkeit und Milde, von dem Reichthum und der Macht des Padischah, oder mit anderen Worten von einem ächten Türkenregimente und „der tiefen Verachtung gegen die Christenhunde"

und gegen die Christenmächte erhalten hatten, wurden sie in den zweiten Hof und durch das Thor der Glückseligkeit (Babi Saadet), in den dritten Hof und dort in einen halbdunkeln Kiosk vor das Antlitz des Großtürken gelassen. Der Gesandte wurde von zwei Kapidschi-Baschis oder Ober-Thürstehern geführt, die ihm die Arme festhielten und zu tiefen Verbeugungen zwangen. Die Gesandten richteten ihre Reden an den Großherrn, dem jedoch nur einige wenige Worte übersetzt wurden, und sodann durften sie ihre Geschenke überreichen. Se. Hoheit gaben dem Vezier einen Wink, irgend etwas zu sagen, und damit war die Sache zu Ende. So oder doch mit wenig geänderten Formen bestanden die Audienzen fort bis zum Jahre 1826 oder eigentlich erst bis nach der Demüthigung der Pforte durch Rußland in den Jahren 1828 und 1829. In der That, Nichts charakterisirt besser die Erniedrigungen, zu denen sich die europäischen Mächte (mit Ausnahme Rußlands) den Türken gegenüber herabgewürdigt haben! Im dritten Hofe befindet sich der eigentliche Wohnsitz des Sultans nebst dem Harem oder den Wohnungen seiner Frauen. Der zweite Hof enthält unter anderen Gebäuden auch den von Soliman II. erbauten Divan mit 2 Sälen, in deren einem früher häufig die Divans- oder Ministerberathungen gehalten wurden, an denen dann der Sultan in einer vergitterten Loge Theil nahm. Sonst aber wurden und werden, zumal jetzt, die Divansberathungen gewöhnlich im Palaste des Großveziers gehalten. Dieser Palast, zur Zeit des byzantinischen Reiches die Basilike oder Curie, liegt zwar außerhalb der genannten drei Höfe, gehört aber nichtsdestoweniger zu dem Complexus des Neuen Serails und heißt die **hohe Pforte**. Weil er nun zugleich den Haupteingang zum Serail oder zum großherrlichen Sitze bildet, und hier außer dem türkischen Cabinet der Mittelpunkt der höchsten Staatsbehörden ist, so ist es gekommen, daß man, statt „das osmanische Cabinet" oder die „osmanische Regierung" sich gewöhnlich des Ausdruckes die Pforte oder die hohe Pforte oder auch die ottomanische Pforte bedient. Noch ist zu bemerken, daß im dritten Hofe auch die (freilich jetzt nur noch als Bruchstück vorhandene) oben erwähnte Theodosiussäule steht. Ganz in der Nähe und an der Westseite des Neuen Serails steht die berühmte **Sophienkirche** (s. S. 100) oder, wie sie seit ihrer Entweihung bei der Eroberung Constantinopels (s. S. 129) leider noch immer genannt werden muß, Sophienmoschee. Das **Alte Serail** oder Eski Serai liegt an der Stelle des vormaligen Capitols, nämlich westwärts vom Neuen Serail nach dem Innern der Stadt zu. Es ist von einer hohen Mauer umgeben, hat 1/2 Stunde im Umfange und diente früher den Frauen und verheiratheten Töchtern der verstorbenen Sultane zum Aufenthalte; jetzt hat hier der Seraskier seinen Sitz, indem Mahmud II. es für das Kriegsministerium einräumte. Nicht zu verwechseln mit diesem Serail oder Eski Serai ist Ak Serai oder der weiße Palast, der mehr nach den 7 Thürmen hin liegt und keine besondere Merkwürdigkeit darbietet. Das unter dem Namen Schloß der **sieben Thürme** bekannte Gebäude nimmt den Winkel ein, den die Süd- oder Seeseite der Stadt mit deren West- oder Landseite bildet (s. oben). In die sieben Thürme wurden noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Gesandten derjenigen europäischen Mächte geworfen, denen die Pforte den Krieg ankündigte. Dieses Gebäude machte unter den Byzantinern als Kyklopion den festesten Punkt der Stadt an der Landseite aus und bildete ein Fünfeck (daher es auch Pentapyrgion genannt ward), mit einem Thurme auf jeder Seite. Später wurden noch 2 Thürme hinzugefügt. In einem der noch vorhandenen Thürme befindet sich der s. g. Blutbrunnen, in den seit der Türkenherrschaft die Köpfe von hier hingerichteten Staatsgefangenen geworfen wurden. Der Hippodromus

(s. S. 101), jetzt **Atmeidan** genannt, befindet sich in der Nähe der Sophienmoschee. Eine **Befestigung** im Sinne des neueren Kriegssystemes hat die hier in Rede stehende eigentliche Stadt nicht (die Vorstädte noch viel weniger). Zwar sind die alten, zum Theil dreifachen Mauern mit Gräben davor und mit hohen Thürmen noch vorhanden, allein Erdbeben und der Zahn der Zeit haben tiefe Risse in dieselben gemacht, so daß man an manchen Stellen bequem hindurchgehen kann, und Wucherpflanzen mit üppigem Wachsthum lassen häufig nicht einmal das Mauerwerk erkennen. Denn die Türken haben die Stadtmauer fast ganz so gelassen, wie sie schon zur Zeit der griechischen Kaiser war; ja, es sind selbst die Breschen früherer Belagerungen nur nothdürftig von ihnen ausgebessert worden. Gegen Geschütz ist die Mauer gar keiner Vertheidigung fähig, und die erste feindliche europäische Batterie, die vor Constantinopel erscheint, legt sie bald in Trümmer. Constantinopel ist daher wohl als wichtiger militärischer Punkt, nicht aber als Festung zu betrachten. Die Stadtmauer hatte vormals mehr **Thore** als jetzt, wo nur noch etwa 28 vorhanden sind, indem die Türken die übrigen theils vermauert, theils zerstört haben. Wir erwähnen hier nur die bemerkenswerthesten **Thore der Landseite**, indem gegen diese Seite Mahommed II. 1453 seinen Hauptangriff richtete (vergl. S. 124 ff.). Dicht neben dem Schloß der 7 Thürme (s. oben), aber vom Marmorameere durch die weitläufigen Gerbereien getrennt, befindet sich das **Thor der sieben Thürme** oder **Jedikuli Kapu**, welches zur Zeit der griechischen Kaiser **Poly-** oder **Myriandros** (das Vielmännerthor) hieß, weil hier bei Erbauung der Landmauer die von der entgegengesetzten Meerseite anfangenden Bauleute zusammengekommen waren. Auf dieses Thor folgt, vom Marmorameere an nordwärts, das **Silivri-Thor** (Silivri-Kapu), weil von hier der Weg nach der oben beschriebenen, am Marmorameere gelegenen Stadt Silivri führt. Dann folgt das **Mewlani-** oder **Mewlewi-Thor** (nach einem benachbarten Derwischkloster so benannt), auch wohl **Jeni Kapu** oder das neue Thor genannt, und hierauf folgt das S. 125, 126, 127 und 128 erwähnte **Thor des heil. Romanus**, jetzt **Top Kapu** oder Kanonenthor genannt, mit Bezug auf die gegen dasselbe gerichtete, S. 125 beschriebene Riesenkanone. Dieses Thor befindet sich ungefähr in der Mitte der Stadtmauer auf dieser Landseite, und es führt von hier der Weg nach dem nahen großen Exercierplatze **Daud Pascha** (wo auch eine Kaserne ist), sowie auch nach Adrianopel über Tschataldscha, Indschigis (s. oben) u. s. w. Die übrigen 2 Thore auf der Landseite sind: **Edreni Kapu** oder Adrianopeler Thor (weil auch von hier aus ein Weg nach Adrianopel führt) und **Egri Kapu** oder das krumme Thor (von seiner Lage unweit des Winkels, den die Landseite mit Hafenseite oder mit der am Goldenen Horn liegenden Stadtseite bildet). Das hier in Rede stehende eigentliche Constantinopel ist jetzt in 46 **Stadtviertel** (Mahalles) eingetheilt, von denen wir nur das, die äußerste Nordwestspitze der Stadt einnehmende und vormals das s. g. **Blachernenschloß** (von den letzten byzantinischen Kaisern bewohnt) enthaltende **Judenviertel** und das daneben am Goldenen Horn liegende **Griechenviertel** erwähnen. Das Griechenviertel, welches der Vorstadt Kassim Pascha (s. unten) gegenüber liegt, wird wegen des ehemals hier befindlichen Leuchtthurms oder **Fanals Fanar** genannt und ist meist von Nachkommen derjenigen Griechen bewohnt, die sich nicht damit begnügten, ihre Schätze zu vergraben (s. S. 125), sondern sogar auch, während der edle Constantin Paläologus das Romanusthor mit Aufopferung seines Lebens vertheidigte, die Türken durch das Fanalthor (s. unten: S. 127 steht leider der Druckfehler Kanalthor oder Thor des Kanals) in die Stadt einließen. Diesen feigen Verrath belohnte Mohammed II. dadurch, daß er ihnen

das genannte Stadtviertel einräumte. Hier wohnen meist sehr reiche griechische Familien, aus denen früher die Hospodare der Moldau und Walachei gewählt wurden, und zu denen gegenwärtig noch die Dragomans oder Dolmetscher der Pforte gehören. Hier befinden sich die griechische Hauptkirche und der Palast des Patriarchen. Die, dieses Stadtviertel bewohnenden Griechen werden, mit Beziehung auf den Namen desselben, gewöhnlich oder im Allgemeinen Fanarioten genannt. Die drei Hafenthore, die in das Stadtviertel Fanar führen, sind: das Fanalthor (auch Fenerthor genannt, d. i. Leuchtthurmthor: es liegt am nächsten nach der oben erwähnten, über das Goldene Horn führenden Brücke zu), das Petersthor und das Jenithor (neue Thor). — Von den **Vorstädten** Constantinopels liegt nur eine einzige unmittelbar neben der Stadt, nämlich **Ejub**, welches seinen Namen nach dem S. 126 erwähnten angeblichen mahomedanischen Märtyrer führt, die a. a. O. ebenfalls erwähnte Moschee enthält, an der Stadtseite des Goldenen Horns, der jenseitigen Vorstadt Chaskoi gerade gegenüber, liegt und von dem Judenviertel (s. oben) nur durch die Stadtmauer getrennt ist. Es sind hier mehrere Paläste von Sultaninnen. Die folgenden 8 Vorstädte liegen sämmtlich auf der Nordseite des Goldenen Horns. Die Vorstadt **Galata** liegt am Eingange zum goldenen Horn, dem Neuen Serail (s. oben) theils gerade, theils schräg gegenüber. Daß sie meist von den Genuesern angelegt wurde (denn der Ort selbst, wenn auch nur klein, bestand schon vor ihrer Zeit und hatte den Namen nach einem gewissen Galatius erhalten), die hier seit dem 13. Jahrhundert festen Fuß faßten und auch nach der Eroberung durch die Türken ihren Wohnsitz hier behielten, haben wir schon im 5. und 6. Kapitel gesehen. Galata, jetzt größtentheils von Abkömmlingen dieser Genuesen und anderer vormaliger italienischer Colonisten, untermischt mit Griechen, Türken 2c. bewohnt, hat eine Meile im Umfange, ist von einer Mauer umgeben, die 12 Thore hat, und enthält viele Moscheen und Kaufläden, ein türkisches Kloster mit dem Grabe Bonnevals und die Citadelle Christusthurm, von Andronikos erbaut, mit einem 140 F. hohen, von den Genuesern 1348 errichteten Thurme, den die Türken Bujuk Kule nennen, der aber bekannter unter dem Namen Thurm von Galata ist. Die Vorstadt **Pera** (d. i. die Jenseitige) liegt an der Nordseite von Galata, und auf den hier befindlichen Hügeln über 1 St. weit ausgebreitet, ist der Wintersitz der europäischen Gesandten und ihres durch europäische Reisende häufig vermehrten Gefolges; hier ist überhaupt meist Alles mehr oder minder auf europäische Weise eingerichtet, und hier befinden sich auch 4 katholische Kirchen (deren in der Stadt keine sein darf), nebst dem Wohnsitz eines katholischen Erzbischofs. Es sind in Pera zahlreiche Wein- und Kaffeehäuser, sowie Gasthöfe nach europäischer Art; und den Türken bietet diese Vorstadt ein eigenthümliches Interesse dar, da hier zugleich der großherrliche Hundestall oder der Stall der Jagdhunde des Sultans sich befindet. Die Vorstadt **St. Dimitri** liegt nordwärts und in der Nähe von Pera, ist der Hauptsitz der Juden von der Karaiten-Sekte, aber auch von Griechen und vielem schlechten Gesindel bewohnt und enthält außer der griechischen Kirche des St. Demetrius zahlreiche Spielhäuser, Schenken und Bordelle. Zwischen hier und der von Baktschekoi (s. oben) kommenden Wasserleitung ist das Pesthospital. An der Westseite der Vorstadt Pera liegt **Piali Pascha** mit dem am Goldenen Horn gelegenen großen Seearsenal oder Tersaneh; und daran schließt sich **Kassim Pascha**, nach dem Hintergrunde des Goldenen Horns zu und dem griechischen Stadtviertel Fanar (s. oben) gegenüber gelegen, mit dem Admiralitätsgebäude oder Serail des Kapudan Pascha, dem Bagno, den Schiffswerften, Marinekasernen, Wohnungen für Sklaven und Handwerker und vielen türkischen Grabmälern

(darunter dasjenige Meitsade's, der, nachdem seine Mutter während der Schwangerschaft gestorben, im Grabe geboren und lebendig demselben entnommen worden sein soll). Die Vorstadt **Chasköi** oder Khasköi, mit zahlreichen Juden, zieht sich von Kassim Pascha nordwestwärts am Goldenen Horn hinauf, und liegt der Vorstadt Ejub (s. oben) gegenüber. Eine Abtheilung von Chasköi bildet Piri Paschi, meist von Armeniern, Griechen und Juden bewohnt und die neue Mörsergießerei, die Ingenieurschule und eine griechische Kirche der St. Paraskene enthaltend. Neben Galata und dem s. g. Mädchenthurme (s. unter Kleinasien und Skutari) gegenüber liegt **Tophana** (d. i. Kanonenniederlage), mit der großen Landartillerie-Kaserne, zwei den äußeren Hafen deckenden Batterien, einem Zeughause, einer Stückgießerei (doch ist das jetzige Gebäude nicht mehr das alte, welches Mohammed II. aus einer christlichen Kirche und Kloster dazu einrichten ließ) u. s. w. Daneben liegt, dem Bosporus hinaufwärts, **Fondukli** oder Fenduklu, mit mehreren Moscheen, großem Bazar, dem s. g. Melonengarten und einem großherrlichen Lustschlosse. Auf Fondukli folgen den Bosporus hinaufwärts, nach dem Schwarzen Meere zu, Dolma Baghtschi, dann Beschiktasch und die übrigen, bereits oben beschriebenen Ortschaften; Fondukli gerade gegenüber liegt am jenseitigen Bosporus-Gestade Skutari, die asiatische Vorstadt Constantinopels; und diese führt uns nun nach

Kleinasien. Diese auf 100 bis 120 Meilen aus Vorderasien vorspringende, den westlichsten Theil von Asien überhaupt bildende, 70 bis 80 Meilen breite und Deutschland an Flächeninhalt übertreffende Halbinsel wird im Norden vom Schwarzen Meere und im Süden vom Mittelländischen Meere begrenzt und ist im Westen von Thrazien oder Rumelien (s. den vor. Abschnitt) durch den Bosporus, das Marmorameer und den Hellespont oder die Dardanellen (s. den vor. Abschnitt und S. 3) und von Macedonien und Thessalien (s. 4 und 5), sowie von dem an der Südseite von Thessalien liegenden Königreiche Griechenland durch das Aegeische Meer (s. S. 26) getrennt. Kleinasien wird der ganzen Länge nach von dem **Taurusgebirge** durchzogen, welches sich von dem Armenischen Gebirge abzweigt, ganz und gar der asiatischen Türkei angehört und die kleinasiatische Halbinsel in zwei Ketten durchzieht, von denen die nördliche, kürzere der **Antitaurus** (mit dem 12,309 F. hohen Ardschisch oder Argäus) und die südliche, bis zum Aegeischen Meere sich hinziehende Kette der **Taurus** im engeren Sinne (mit dem 9000 F. hohen Domauntag) genannt wird. Beide Ketten verästeln sich vielfach und machen den größten Theil Kleinasiens zu einer Hochebene, welche häufig dürr und baumlos ist, jedoch gute Weiden enthält und da, wo Bewässerung vorhanden, äußerst fruchtbar ist. Im Gebirgslande ist Reichthum an Produkten, von denen wir nur die viel Nutz- und Schiffbauholz enthaltenden Waldungen, die angorischen Ziegen und die fettschwänzigen Schafe nennen wollen. Der Küstenstrich ist üppig fruchtbar und im Westen und Norden ziemlich gut angebaut, wenigstens so gut, wie es unter der Türkenherrschaft möglich ist. Folgende Flüsse gehören zu Kleinasien: der **Cydnus**, jetzt Karasu, der auf dem Taurus entspringt und bei Tarsus (s. unten) in das Mittelländische Meer fällt; der **Mäander** (jetzt Mäendre oder Bujuk Mender), der am Taurus entspringt und südlich von Smyrna, der Insel Patmos gegenüber, in das Aegeische Meer sich ergießt; der **Hermus** (jetzt Sarabat, auch Kodos genannt), der vom Taurus kommt, erst südwestlich, dann westlich fließt, durch den im Alterthum berühmten Paktolus verstärkt wird, und sich endlich in den Smyrnaer Busen des Aegeischen Meeres ergießt; der **Sakaria** (im Alterthum Sangarius oder Sangaris), der in der Gegend von Angora (s. unten) auf einem Seitenzweige des Taurusgebirges entsteht und nach vielen

Krümmungen in's Schwarze Meer) und zwar östlich und 20 M. vom nördlichen Eingange zum Bosporus) sich ergießt; der **Halys** (jetzt Kisil-Irmak), der seine Quellen theils auf dem Taurus, theils auf dem Antitaurus hat und nach einem sehr gekrümmten Laufe von 130 Meilen in das Schwarze Meer mündet (und zwar östlich und 10 M. von Sinope), und endlich der **Jeschil-Irmak**, der auf dem Antitaurus entspringt, erst nordwestlich, denn nordöstlich fließt und östlich und 20 M. von der Mündung des vorigen in das Schwarze Meer sich ergießt. — Was die Bevölkerung betrifft, so läßt sich deren Zahl zwar nicht genau bestimmen, jedoch schätzt man sie auf 6 Mill. E. Außerdem läßt sich nur noch so viel darüber sagen, daß die Türken in Kleinasien verhältnißmäßig am zahlreichsten unter allen Provinzen des türkischen Reiches sind. Uebrigens sind die im Handel und Kunstfleiße thätigen Griechen hier gleichfalls zahlreich, ebenso die Armenier. Die den Türken stammverwandten Turkmanen durchziehen als Nomaden die kleinasiatischen Weidedistrikte. — Bis zum 4. Jahrh. nach Chr. war der Name Kleinasien durchaus nicht gebräuchlich, sondern diese Halbinsel wurde schlechthin Asien genannt. Aus dem griechischen Worte für Morgen oder Osten wurde der Name **Natolien** (nämlich um Kleinasien zu bezeichnen) gebildet, und ebenso kam auch der türkische Name **Anadoli** auf, der übrigens nur den grösseren westlichen und nördlichen Theil Kleinasiens bezeichnet. Auch pflegt man in der europäischen Handelswelt den bekannten Ausdruck **Levante** häufig im engeren Sinne auf Kleinasien anzuwenden. — Nach türkischer Administrativ-Eintheilung zerfällt Kleinasien in 8 Ejalets oder Statthalterschaften. Es sind dies die S. 20 aufgeführten Ejalets Qastamuni, Khuadavendiguiar, Aydin, Qaraman, Adana, Bozoq, Sivas und Tharabezun. Außerdem gehören die kleinasiatischen Inseln des Ejalets Djizaïr (s. S. 20) hierher. Da jedoch weder Plan in dieser Administrativ-Eintheilung liegt, noch dieselbe eine praktische Bedeutung hat, so wollen wir uns an sie, namentlich auch mit Beziehung auf die Unterabtheilungen in Livas und Kazas, nicht binden, zumal auch Kleinasien nie eine gemeinsame Hauptstadt gehabt hat. Vielmehr zerfiel es schon im höheren Alterthum in eine Menge kleiner Staaten und Landschaften, von denen wir hier nur Lydien, Phrygien, Bithynien, Galatien und Pontus nennen wollen, um auf das historische Interesse, welches sie großentheils darbieten, aufmerksam zu machen. Auf eine geschichtliche Darstellung derselben können wir uns freilich, aus Mangel an Raum, nicht einlassen, doch wollen wir in der nachstehenden Topographie die alten kleinasiatischen Landschaften möglichst berücksichtigen und zu diesem Ende durch Gedankenstriche oder auf andere ähnliche Weise von einander unterscheiden. — Wir beginnen mit 1. dem alten **Bithynien**, wo uns zunächst interessirt die oben, am Schlusse von Rumelien, als Constantinopel's asiatische Vorstadt schon beiläufig erwähnte Stadt **Skutari** (Scutari), auch Eskiudar und im Alterthum Chrysopolis, mit 60,000 E., Seiden- und Baumwollwebereien, lebhaftem Handel (schon vermöge der mit Gütern für Constantinopel hier eintreffenden asiat. Karavanen), vielen Palästen, Moscheen und Bazars und den meisten Familiengräbern der in Constantinopel wohnenden reichen Türken, die es vorziehen, auf der asiatischen Seite begraben zu werden, theils weil sie Asien als ihre eigentliche Heimath betrachten, theils in Folge einer alten Sage von dem bevorstehenden Untergange ihres Reiches in Europa. Skutari liegt an der Ostseite des Bosporus, den (unter Rumelien beschriebenen) Vorstädten Fondukli, Tophana und Galata gerade, und dem Neuen Serail (s. oben unter Constantinopel) etwas schräg gegenüber. Nach der Serailspitze zu, aber in der Nähe von Skutari, erhebt sich im Bosporus auf einem isolirten Felsen ein 74 F. hoher Thurm, von den Türken

Kiskullessi oder Kiskalesi genannt, was so viel wie Mädchenthurm bedeutet. Durch eine seltsame Verwechselung hat man ihn fälschlich auch wohl Leandersthurm genannt. Gleichwie am europäischen Gestade des Bosporus von den Vorstädten Galata, Tophana und Fondukli hinauf nach Therapia und Bujukdere, zieht sich auch längs dem asiatischen Gestade von Skutari hinaufwärts eine Reihe kleiner und größerer Ortschaften, Häusergruppen, Gärten u. s. w. Dicht hinter Skutari (nämlich auf dessen Ostseite) erhebt sich der Berg Bugurlu, mit herrlicher Aussicht über Constantinopel und mit dem Dorfe Bugurluköi am Fuße des Berges. An der Nordseite von Skutari und am Bosporus liegt zunächst Kusghundschik (Dolma Baghtschi auf europ. Seite gegenüber); dann folgt Stawros (Beschiktasch gegenüber), dann **Beglerbeg** mit Tschamlidscha (dem großherrlichen Lustschlosse Tschiraghan gegenüber), dann Tschendschelli-Köi (Ortaköi auf europ. Seite gegenüber), dann Waniköi (Arnautköi auf europ. Seite gegenüber) und hierauf das zum Befestigungssysteme des Bosporus gehörende und Rumili Hissar (auf europ. Seite) gegenüber liegende Fort **Anadoli Hissar**, welches nördlich und 1 M. von Skutari entfernt liegt, und zugleich an einem, in den Bosporus mündenden Küstenflusse, der den Namen Gük Sui oder Süsse Wasser führt. Nun folgt nordwärts zunächst Kanlidscha (Balta Liman auf europ. Seite gerade gegenüber), dann Tschibukki (Stenia auf europ. Seite gegenüber), dann Sultaniah oder Sultania, mit einem Lustschlosse des Sultans, und hierauf **Hunkiar Skelessi** oder Hunkiar Iskelessi, welches Therapia (auf europ. Seite) gerade gegenüber und an der Mündung eines, das Sultansthal genannten Küstenflüßchens liegt, ein Dorf und besuchter Vergnügungsort und geschichtlich merkwürdig durch den 1833 zwischen Rußland und der Pforte hier abgeschlossenen Allianzvertrag ist, der bei jedem Angriffe dem Sultan die verlangte russische Hülfe verhieß und erst 1841 ablief. Auch landeten die schon damals dem Sultan zum Schutze wider die Egypter (unter Ibrahim Pascha) gesendeten russischen Truppen bei Hunkiar Skelessi. Nordwärts von hier und Bujukdere gegenüber liegt der Riesenberg oder Jorus-Dagh, übrigens nur 500 Fuß hoch, mit dem s. g. Bette des Herkules, bei den Türken unter dem Namen Josua's Grab bekannt. Dicht daneben liegen die zur Bosporus-Befestigung gehörende Juscha Batterie und Madschiar Kalessi oder Madschiar Burnu, auch Madschiar Tabia genannt (schräg gegenüber auf europ. Seite liegt die Befestigung Telli Tabia). Dann folgt nordwärts und nicht weit von hier das Fort **Anadoli Kavak** (dem europ. Fort Rumili Kavak schräg gegenüber), nebst dem etwas nördlicher liegenden s. g. Genuesischen Schlosse. Zwischen hier und dem Schwarzen Meere liegen dann nach der Reihe die Forts **Filburun** (Bujuk-Liman auf europ. Seite gegenüber), **Poiras** (dem europ. Fort Karibdsche gegenüber) und **Anadoli Fener** oder Anadoli Fanaraki, letzteres der europ. Batterie Rumili Fener gegenüber und demnach ebenfalls am Eingange zum Bosporus. Zu dem Vertheidigungssysteme von Anadoli Fener gehört auch das östlich und $^1/_2$ M. von hier am Schwarzen Meere gelegene Fort **Rivas**. Zwischen Anadoli Fener und Rivas liegt der kleine Ort Kabakos, an der Mündung eines gleichnamigen Küstenflüßchens ins Schwarze Meer. Landeinwärts von Hunkiar Skelessi und an dem dort genannten Flüßchen Sultansthal liegt das Dorf Ak Baba, und dicht daneben, in einem anmuthigen Thale, das Dorf Sakaderi oder Sekedere, wo ausgezeichnete Kirschen und Kastanien wachsen, und ein stark besuchter Gesundbrunnen sich befindet. Südlich und kaum $^1/_2$ M. von Skutari liegt, an der äußersten Bosporus-Mündung in das Marmorameer und dem Schlosse der 7 Thürme (zu der eigentlichen Stadt Constantinopel gehörig) gegenüber, das Dorf Kadiköi,

welches an sich nur geringfügig, aber dadurch merkwürdig ist, weil hier früher die im Alterthum und auch noch später berühmte Stadt **Chalcedon** lag. Chalcedon, schon 675 v. Chr. von den Megarensern (damals unter dem Namen Prokerastis) angelegt, hatte hohe Mauern und viele Tempel (besonders des Apollo, dessen Dienst und Orakel hierher aus Megara gekommen und dessen Bild auf den schönen Münzen von Chalcedon geprägt war) und war unter den byzantinischen Kaisern die Hauptstadt der Provinz Pontica Prima. Im J. 451 nach Chr. wurde hier das vierte ökumenische Concilium unter dem Vorsitze des Kaisers Marcianus gehalten, wo die Glaubensformeln der Concilien zu Nicäa und Constantinopel wiederholt bestätigt wurden. Als die Osmanen in Kleinasien bis zum Bosporus vordrangen, zerstörten sie Chalcedon gänzlich. Südsüdostwärts von Skutari liegen im Marmorameere, neben der kleinasiatischen Küste und der Südseite Constantinopels schräg gegenüber, die fruchtbaren und höchst reizenden **Prinzen-Inseln** (oder Demonesoi, auch Dämonessi), 9 an der Zahl, mit Dörfern, Gärten, Landhäusern, Klöstern und 10,000 E. Die 3 M. im Umfange haltende Hauptinsel ist Prinkipo, mit dem gleichnamigen Orte und reich an Cypressen, Platanen, Olivenbäumen, Weinstöcken, Terpentinbäumen &c. Die übrigen, meist weit kleineren 8 Inseln sind: Proti oder Prote (die nördlichste: sie diente unter den byzantinischen Kaisern häufig als Verbannungsort), Kalki oder Chalki (die nächstgrößte nach Prinkipo, mit längst eingegangenen Kupfergruben), Antigonia (folgt in der Größe auf Kalki), die Kanincheninsel (an der Ostseite von Prinkipo), Niandro (die südlichste), Plata, Axia und Pitta. Den Prinzeninseln gegenüber liegen auf dem kleinasiatischen Gestade des Marmorameeres und in südöstlicher Richtung von Skutari die kleinen Oerter **Kartal** und **Pentik** (im Alterthum Pantichium) und noch weiter südostwärts der ebenfalls kleine Ort **Gebise** oder Dschewisa (im Alterthum Lybissa), der Hannibal's Grabhügel enthalten soll. An dem, vom Marmorameere tief in die kleinasiatische Küste eindringenden Meerbusen von Ismid oder Meerbusen von Nikomedien (Astacenus Sinus) liegt **Nicomedia** (Nikomedien), jetzt Ismid oder Isnikmid, Stadt und Sitz eines griechischen Metropoliten, mit mehreren Kirchen (deren eine noch aus der Zeit des alten Nikomediens herzurühren scheint), vielen Weinbergen und Gärten, Hafen, Handel und 4000 (nach anderen Angaben 20,000) E. Außerdem liegen an dem nikomedischen Meerbusen namentlich die Städte **Karamussal** (im Alterthum Olbia oder Astakus), **Hersek** (im Alterthum Pronectus) und **Angori** (nicht mit Angora zu verwechseln). Angori liegt südsüdöstlich und 3 M. von der Prinzeninsel Prinkipo (s. oben), und etwas über 6 M. in der nämlichen Richtung von Skutari; und westwärts von Angori liegt, am Marmorameere, das Vorgebirge **Bosburun**, auch Eis-Vorgebirge oder Kap Ghiaccio, im Alterthum Posidonium genannt. Gegenüber liegt im Marmorameere die schmale und etwa 1 M. lange Insel **Kalolimni**, im Alterthum Besbicus genannt und den Ort Vagnites enthaltend. Das Vorgebirge Bosburun liegt am Eingange zum Meerbusen von Modania (Cianus Sinus) und daran liegen namentlich folgende Oerter: **Modania** oder Mudania, auch Mundania (im Alterthum Apamea oder Myrlea), Stadt mit Hafen, Handel und 20,000 E.; **Armudli** (an der Nordseite des Meerbusens), **Kemlik** oder Dschemlock (jetzt unansehnlicher Ort, am Hintergrunde des Meerbusens von Modania, aber im Alterthum bedeutende Stadt und wichtiger Stapelplatz, damals Kios oder Chio, auch Prusias nach dem bithyn. Könige Prusias, dem Wiedererbauer der Stadt, genannt) und **Tusla** (zwischen Kemlik und Modania, an der Südostseite des Meerbusens). Südöstlich und 1½ M. von Tusla liegt, am Katirli-Gebirge (einem Ausläufer des Taurus), **Katirli** oder

Katerli, Stadt mit 4000 E. Ein anderer, ebenfalls Katirli oder auch Caterli genannter kleinerer Ort liegt zwischen Armudli und dem Eisvorgebirge (s. oben). Westlich und 4½ M. von Modania mündet, der oben erwähnten Insel Kalolimni gegenüber, ins Marmorameer der Rhyndacus (jetzt Edrenossu), der hier vormals die Grenze zwischen Bithynien und Mysien bildete, auf einem Seitenzweige des Taurus entspringt und durch den Apollonia-See fließt, welcher ebenfalls die Grenze gegen Mysien bildete, aber ganz zu Bithynien gehörte, obwohl die Stadt Apollonia auf mysischem Gebiete lag. An der Nordseite dieses See's liegt Apollonia, später auch Abellionte, jetzt Abliond genannt und zu einem unbedeutenden Orte herabgesunken. Daneben liegt der ebenfalls nur unbedeutende Ort Kara-Agatsch; und am rechten oder östlichen Ufer des Rhyndacus liegen die Oerter Eskele und Eregli. Südwärts vom Hintergrunde des Meerbusens von Modania (s. oben) und südlich und 15 M. von Skutari liegt am nördlichen Fuße des zum Damangebirge gehörenden Anadoli-Dagh (einst Olymp genannt) Brussa oder Brusa (im Alterthum Prusa), Stadt in sehr fruchtbarer und angenehmer Gegend, Sitz eines türkischen Statthalters, eines griechischen Metropoliten und eines armenischen Erzbischofs, mit 50,000 E., 132 Moscheen (von denen einige durch ihre Pracht sich auszeichnen), 1 armenischer und 3 griechischen Kirchen, 4 Synagogen, einem Kastelle mit kaiserlichem Palaste, den Grabmälern der 6 ersten osmanischen Sultane, zahlreichen und schönen Karavanserais, Fabriken in Seide, Teppichen, Musselinen, Gold- und Silberstoff u. s. w., lebhaftem Karavanenhandel zwischen Syrien und Constantinopel (sogar mit Eis vom nahen Gebirge) und berühmten warmen Mineralbädern von Jenni- und Eski-Kapliza (Neu- und Alt-Kapliza). Die seewärts beförderten Handelswaaren Brussa's werden über Modania (s. oben) ein- und ausgeführt. Brussa wurde von Hannibal, als er (von 189 bis 183 vor Chr.) Gastfreund bei dem Könige Prusias von Bithynien war, erbaut. Von 1326 bis 1361 nach Chr. war Brussa die Residenz der osmanischen Sultane. Nordöstlich und 8 M. von Brussa liegt Nicäa, jetzt Isnik, Stadt am gleichnamigen See, südöstlich und 12 M. von Skutari, ist geschichtlich berühmt durch die Kirchenversammlung vom Jahre 325 und noch reich an Ueberresten von Prachtbauten aus dem Alterthum, hat aber nur noch 4000 E., welche Seidenhandel treiben. Heraclea, jetzt Erekli oder Eregri, Stadt am Schwarzen Meere, ostnordöstlich und 28 M. von Skutari, mit Hafen, Schiffswerften, Holzhandel, Leinweberei, Wachtelnfang und 6000 E. Nordwärts und nicht weit von hier liegt das im Alterthum Posidium, jetzt Cap Kilimoli genannte Vorgebirge am Schwarzen Meere. Boli (einst Hadrianopolis), Stadt östlich und 30 M. von Skutari, mit Leder und Wollfabriken und 45,000 E. Moderni oder Modurli, Stadt am Moderni (Nebenfluß des Sakaria), mit Schloß und 4000 E. Endlich ist noch die bithynische Stadt Artemis, unweit des rechten Sangarius- oder Sakaria-Ufers, zu erwähnen, die jetzt Rhene genannt wird. — 2. Mysien, an der Westseite von Bithynien (Grenzfluß war hier der oben erwähnte Rhyndacus) und an der Nordwestseite von Phrygien und Lydien, im Norden von dem Marmorameer, und im Westen von dem Hellespont und dem Aegeischen Meere begrenzt. Diese Landschaft zerfiel geographisch in Groß- und Klein-Mysien oder in den südwestlichen und nordöstlichen Theil. Beide Theile machten unter den christlichen Kaisern mit Troas zusammen die Provinz des Hellesponts (Hellesponti provincia) aus. Anfangs und eine geraume Zeit hindurch bildete Mysien ein selbstständiges Reich, bis es unter die Herrschaft von Lydien, dann unter die der Perser gerieth, und seitdem die politischen Schicksale der übrigen Länder Kleinasiens theilte. Wir wenden uns zunächst von der bithynischen Grenze westwärts nach

den Dardanellen zu. Da, wo der Rhyndacus den Apollonia-See (s. oben) wieder verläßt, liegt an seinem linken Ufer der Ort Ulab, und etwas weiter stromabwärts, wo der Rhyndacus links den Susgherle (im Alterthume Macestus genannt) aufnimmt, liegt der Ort Michalidsch. Weiter oben liegen am Susgherle die Oerter Kermasti und Susgherle. Der letztgenannte Ort liegt südsüdwestlich und 9 M. von Modania, und westlich und 3 M. von hier liegt Omarköi, sowie südwestlich und 6 M. von Susgherle die Stadt Balikeßri, vormals Miletopolis, an einem Flusse, welcher Balikeßritschai heißt, durch den Balikeßri-See fließt und dann bei Kermasti (s. oben) mit dem Susgherle sich vereinigt. Westlich und 5½ M. von dem Balikeßri-See ist der Bigha-See, im Alterthum Aphnitis genannt. Nördlich und 3½ M. vom Balikeßri-See und westlich und 10 M. von Modania liegt am Marmorameere Panderma (im Alterthum Placia), Stadt mit 4000 E. Nicht weit von hier springt in's Marmorameer vor die Halbinsel Artaki (im Alterthum Cyzicus), mit der gleichnamigen Stadt und den Oertern Peramo und Longade. An der Ostseite dieser Halbinsel liegen nur 3 unbedeutende kleine Inseln (St. Georg, St. Andreas und Mola); aber an der Westseite der Halbinsel liegt zunächst die Insel Liman Pacha, mit starkem Weinbau und den Oertern Bory (Hauptort), Liman, Alogna und Uskupia. Neben dieser liegt die Insel Rabby; zwischen beiden das Eiland Panaya; an der Nordwestseite der Rabby-Insel die Insel Kutali oder Kutalli (mit Weinbau), und nordwärts die Insel Marmara oder Marmora, die größte im Marmorameere: sie ist 2½ M. lang und 1¼ M. breit, wegen ihres Marmors und Weins berühmt, zählt über 4000 E. und enthält die Stadt Marmara und 5 andere Ortschaften, auch mehrere zum Theil verfallene griechische Klöster. Südwärts von der oben erwähnten Halbinsel Artaki liegt am Flüßchen Tarsius die kleine Stadt Gögerdschinlik, und sodann folgen, nach den Dardanellen zu und in größerer oder geringerer Entfernung von der Küste des Marmorameeres, die Städte Dimitoka (am Gueimentchai), Bigha oder Bigos (am oben genannten Bigha-See oder Aphnitis), Kurudere, Karabua (unweit des gleichnamigen Vorgebirges am Marmorameere), Kuredschi und Tschartak (unweit des Nordeinganges zu den Dardanellen und der unter Rumelien beschriebenen Stadt Gallipoli gegenüber). Südwärts und nicht weit von Tschartak liegt, an den Dardanellen, das Städtchen Lamsaki (im Alterthum Lamsacus), und noch weiter südlich die ebenfalls kleine Stadt Burghas. Von den bereits unter Rumelien näher beschriebenen sog. Alten Dardanellenschlössern, die an der schmalsten Stelle des Hellesponts liegen, gehört hierher Bogas Hissar (zugleich eine Stadt mit 4000 E.) oder eigentlich Sultan Kalessy, mit 84 Kanonen besetzt und dem europ. Dardanellenschlosse Kilid Bahr gegenüber liegend. Nordwärts und nicht weit von hier liegen am Hellespont die Ruinen von Abydos (vergl. Sestos unter Rumelien). Von den s. g. Neuen Dardanellenschlössern an der Hellespont-Mündung ins Aegeische Meer (s. unter Rumelien) gehört hierher Kum Kalessy, mit 146 Kanonen armirt. Daneben liegt am Aegeischen Meere Cap Jenischer, mit dem Dorfe Jenischerköi, im Alterthum Sigeum genannt. Südlich und 1½ M. von hier liegt am Aegeischen Meere Cap Troja, und landeinwärts und 1½ M. von hier stand bei dem jetzigen Dorfe Bunarbaschi (welches südsüdöstlich und 2 M. von dem eben erwähnten Dardanellenschlosse Kum Kalessy liegt) einst das, wahrscheinlich um 1184 vor Chr. zerstörte Troja oder Ilion. Troja war die Hauptstadt von Troas, welches etwa gegen 1400 vor Chr. durch eingewanderte Thrazier entstanden war, seitdem, wenn auch später nur als Landschaft dieses Namens, den in hiesiger Ge-

gend gelegenen westlichsten Theil Mysiens begriff und namentlich auch noch Alexandria Troas enthielt, eine erst nach Alexanders des Großen Tode gegründete Stadt, die aber jetzt ebenfalls längst in Trümmern liegt, die sich in dem elenden Dorfe Eski Stambul kaum noch erhalten haben. Dieses Eski Stambul liegt südsüdwestlich und $2^1/_2$ M. von Bunarbaschi (wo Troja lag: s. oben), fast unmittelbar am Aegeischen Meere; so daß man hier, westwärts und etwas nach Norden hinblickend, die nur 1 M. entfernte Insel Tenedos vor sich hat. Die Insel **Tenedos** (etwa $1^1/_2$ M. lang und $^1/_2$ M. breit, reich an vortrefflichem Muskatweine und 5000 E., theils Griechen, theils Türken, zählend, von denen ungefähr 2000 in der gleichnam. Hptst. wohnen und ziemlich lebhaften Handel treiben) liegt demnach in südsüdwestlicher Richtung und 3 M. von dem Dardanellenschlosse Kum Kalessy oder der Dardanellen-Mündung entfernt, und an ihrer Seite befindet sich die geräumige und in neuester Zeit häufig erwähnte **Besika-Bai**. Zu bemerken ist noch, daß die Türken die Insel Tenedos Bosdscha oder Bogdscha Adnassi nennen. Nördlich und etwas über 1 M. von Tenedos liegen die kleinen Kaninchen-Inseln oder Taschan Adassi, im Alterthum Lagussae genannt. Nordöstlich und $2^1/_2$ M. von Bunarbaschi (wo Troja stand) und östlich und 3 M. von Kum Kalessy (an der Dardanellenmündung) liegt der, zum Ida-Gebirge (einem Ausläufer des Taurus) gehörende fichtenreiche Berg Ida (der also natürlich nicht mit dem gleichnam. Berge auf der Insel Creta zu verwechseln ist). **Adramiti**, auch Edremid (im Alterthum Adramyttium und eine Colonie der Athenienser), St. am östlichen Ende des Adramitischen Meerbusens, südöstlich und 12 M. von Kum Kalessy oder von der Dardanellenmündung. Im Adramitischen Meerbusen liegen die **Muskonisi**, vormals Hekatonnesi (eine Gruppe von 32 bis 70 kleinen Inseln und Eilanden, Baumwolle und Südfrüchte hervorbringend und meist von Griechen bewohnt), und draußen vor diesem Meerbusen liegt die Insel **Lesbos** oder **Mitylene** (Mytilene), jetzt auch Metelino oder Midillü genannt. Sie liegt ungefähr auf halbem Wege zwischen der Dardanellenmündung und Smyrna und hat einen Flächeninhalt von $12^1/_2$ Q. M. und 40,000 E., zur Hälfte Türken und zur Hälfte Griechen, welche Letztere hier manche Freiheiten genießen, dabei eigene Vorsteher und nur zum Oberaufseher einen türk. Aga haben. Die Insel ist gebirgig (Berg Olymp) und gut bewaldet, auch von vielen Bächen bewässert, hat ein angenehmes Klima und bringt allerhand nutzbare Bäume (darunter Oelbäume), Kappern, Baumwolle, Südfrüchte u. s. w. hervor. Die Einwohner treiben Vieh-(jedoch meist Schaf- und Ziegen-)Zucht, Fischerei, Schifffahrt, Handel, Baumwolle und Seidenweberei. Die Hptst. Metelino oder Kastro, an der Ostseite, ist der Sitz eines griech. Erzbischofs und hat 7 Kirchen, Citadelle, ansehnlichen Handel und 10,000 E. Andere Oerter der Insel sind Molivo, im Alterthum Methymno (St. auf der Nordseite der Insel, mit Kastell, 2 Häfen, Wein- und Oelbau und 3000 E.), Petra (kl. St. mit Hafen), Hiero oder Yero (mit geräumigem Hafen und starkem Olivenölhandel, daher von den Seeleuten gewöhnlich Porto Oliviera oder Olivenhafen genannt), Kalani oder Kalloni (Hafenort), Akerona (vormals Euripus Pyrrhäus), Sigri, vormals Antissa (mit Hafen), Baka (mit Hafen und Eisenwaarenfabrik) und Akasso (mit Oelpflanzungen). **Pergamus**, (Pergamos, Pergamon) jetzt Bergamah oder Pergama, St. am Kaikos, nördlich und 10 M. von Smyrna und südsüdöstlich und 8 M. von Adramiti, mit 3500 E., mehreren Moscheen, griechischer Kirche und Schule, Baumwoll- und Weinbau, Handel und zahlreichen Alterthümern (Tempel, Amphitheater, Wasserleitung 2c.). Pergamos gehörte gleich den übrigen oben beschriebenen Oertern zu Mysien;

Stadt und Gebiet wurden jedoch unter Krösus mit Lydien vereinigt, kamen dann mit dem lydischen Reiche an Persien und hierauf an Macedonien. Nach Alexanders des Großen Tode stiftete Philetäros, der macedonische Statthalter von Pergamus, das Pergamenische Reich aus der Stadt und dem umhergelegenen Gebiete und hinterließ dasselbe im Jahre 264 vor Chr. seinem Neffen Eumenes I., der es durch Eroberungen in Kleinasien sehr erweiterte. Er starb im J. 242, und sein Neffe und Nachfolger Attalus I. nahm zuerst den königlichen Titel an, beförderte Industrie, Künste und Wissenschaften und legte den Grund zu der nachmals so berühmten pergamenischen Bibliothek. Sein Sohn Eumenes II. (198—158 vor Chr.) rief diese Bibliothek eigentlich erst in's Dasein, gab, nachdem die egyptischen Ptolemäer die Ausfuhr des Papyrus verboten hatten, Anlaß zur Erfindung des Pergamentes, war mit den Römern sehr befreundet und erhielt durch sie eine bedeutende Gebietserweiterung. Sein Bruder und Nachfolger Attalus II. (158—138 vor Chr.) war ebenfalls ein Freund der Wissenschaften und der Römer, und Attalus III. (138—133) vermachte bei seinem Tode das Reich den Römern, die es unter dem Namen Asia propria zu einer römischen Provinz machten, deren Hauptstadt Pergamus seitdem eine geraume Zeit hindurch als Hauptstadt von Kleinasien galt. — 3. **Jonien** am Aegeischen Meere und an der Südseite von Mysien, im O. von Lydien und im S. von Karien begrenzt. Es erhielt seinen Namen von den Joniern, einem der 4 griechischen Hauptstämme, welche von dem, gerade gegenüber auf der jenseitigen Ostküste des Aegeischen Meeres gelegenen Attika hierher einwanderten und in diesem westasiatischen Küstenstriche nach und nach 13 Pflanzstädte (s. unten bis zum nächsten Gedankenstriche) gründeten, welche sich später zu einem Schutz- und Trutzbündnisse vereinigten und so den Jonischen Bund bildeten, der seine Zusammenkünfte in Panionion, am Berge Mykale bei Ephesus, hatte, wobei auch Spiele (Panionia) zu Ehren des Poseidon gefeiert wurden. Die jonischen Pflanzstädte wurden bald blühend durch Handel, Gewerbfleiß, Kunst, Poesie und Wissenschaft; wie denn auch Homer, Hippokrates, Thales, Pythagoras, Xenophanes, Anaxagoras, Parrhasius, Apelles u. A. aus ihnen stammten. Ihr Reichthum hatte schon Krösus, den Beherrscher des angrenzenden lydischen Reiches, zu ihrer Unterwerfung angelockt, aber erst den Persern gelang es, sie seit 544 vor Chr. in ihre Abhängigkeit zu bringen. Nach der Besiegung der Perser durch Alexander den Großen kamen sie unter macedonische, später unter römische und nach dem Vordringen der Osmanen in Kleinasien unter türkische Herrschaft. Das Haupt des Jonischen Bundes war **Milet**, im Alterthum eine wichtige Handelsstadt am Mäander und an der Grenze Kariens, südlich und 13 M. von Smyrna, Geburtsort des Thales, des Aeschines, der Aspasia u. a. m., war berühmt durch ihre Wolle, Schafe, Kleider 2c., aber auch berüchtigt durch Schwelgerei. Jetzt nimmt ihre Stelle das Palat oder Dorf Palathscha ein. **Ephesus** war die eigentliche Hauptstadt von Jonien und lag südlich und 7 M. von Smyrna, am schiffbaren Kaystros und nicht weit von dessen Mündung in's Aegeische Meer. Viele Prachtgebäude zierten die Stadt, aber am berühmtesten darunter war der Dianentempel, zu dessen Bau Krösus und andere kleinasiatische Könige und Städte beigesteuert hatten. Bekanntlich im J. 356 vor Chr. durch Herostratos in Asche gelegt und später wieder aufgebaut, wurde er erst zur Zeit Constantin's des Großen für immer zerstört. Jedoch dienen seine Ruinen noch jetzt Räubern zum Schlupfwinkel. Einige armselige Hütten bei dem Dorfe Ajasaluk bezeichnen den Ort, wo einst Ephesus mit seinem prächtigen Dianentempel stand. **Phokäa** oder Phocäa, eine der wichtigsten Städte des Jonischen Bundes, wegen ihres ausgebreiteten Handels und ihrer lebhaften Schifffahrt, am Aegeischen Meere

und nicht weit von der Nordseite des Meerbusens von Smyrna, nordwestlich und 7 M. von Smyrna, ist längst von ihrer ehemaligen Größe herabgesunken und besteht nur noch fort in Fokia oder Fotscha (auch Foya oder Fagliari), St. mit Cidatelle, Hafen und 4000 E. Die übrigen 10 Städte des Bundes waren: **Priene** (jetzt Samson Kalesi, zwischen Milet und Ephesus am Aegeischen Meere der Insel Samos gegenüber), **Teos** (in der Nähe der vor. und ebenfalls am Meere, trieb Seehandel bis nach Egypten), **Myonesos** (jetzt Psilo und in der Nähe von Teos), **Lebedos** (in der Nähe von Ephesus und jetzt nur noch ein armseliger Ort, Lebedigli genannt), **Erythrae** (lag auf der Jonischen Halbinsel, wie die an der Nordwestseite des Smyrnaer Meerbusens liegende große Halbinsel im Alterthum genannt ward), **Klazomenae** (ebenfalls auf der Jonischen Halbinsel und jetzt nur noch in dem Dorfe Kelisman vorhanden), **Kolophon** (das Kolophonium hat daher seinen Namen), **Myos**, **Chalkis** und **Smyrna** (türkisch Ismir), St. und Sitz eines türkischen Pascha's oder Gouverneurs, am Hintergrunde des gleichnamigen geräumigen Meerbusens (an dessen Südseite, weiter nach vorne hin, der zur Station für die europäischen Kriegsschiffe häufig dienende Hafen Burla sich befindet), ist die wichtigste Handelsstadt Kleinasiens, mit äußerst lebhaftem Ausfuhr- und Einfuhrhandel, enthält etwa 20 Moscheen, mehrere griechische, armenische, katholische und selbst protestantische Kirchen, einen großen Bazar, Kaffeehäuser, nach europäischer Art eingerichtet, und andere europäische Einrichtungen, und hat 130,000 E., zur Hälfte Türken und zur Hälfte aus Griechen, Juden, Armeniern und Europäern bestehend, welche Letztere den schönsten Theil der sog. Frankenstraße bewohnen und ihre Landhäuser in dem nahen großen und schönen Dorfe Burnabad haben. Westsüdwestlich und 10 M. von Smyrna liegt auf der eben genannten Jonischen Halbinsel Tschesme (vormals Kasites) Stadt am Aegeischen Meere und der nahen Insel Scio (Chios) gegenüber, mit Kastell und einem Hafen, in welchem 1770 die türkische Flotte von den Russen vernichtet wurde. — **4. Lydien**; von Mysien (im Norden), Phrygien (im Osten) und Karien (im Süden) umgeben und im Westen durch Jonien vom Aegeischen Meere getrennt. Man unterscheidet in Lydien, welches schon im höheren Alterthum ein Reich bildete, drei Regentendynastieen: die der Attyaden (bis 35 Jahre vor Troja's Zerstörung), die der Herakliden (welche 22 Könige enthielt und bis 720 vor Chr. regierte) und die der Mermnaden, deren letzter König Krösus (571—557 vor Chr.) war. Mit ihm endigte das lydische Reich, und Lydien wurde eine persische Satrapie, die von den Persern immer als die wichtigste angesehen wurde, und deren Hauptstadt Sardes oft Residenz der persischen Könige war. Nachdem Lydien mit dem übrigen Kleinasien unter Macedonien gekommen und im J. 238 v. Chr. dem pergamenischen Reiche (s. oben unter Pergamus) einverleibt worden war, theilte es seitdem die Schicksale desselben. **Sardes**, einst die prächtige Hauptstadt Lydiens, am Paktolus (Nebenfluß des Hermus oder Sarabat), ostnordöstlich und 13 M. von Smyrna, lag am Fuße des Tmolus, auf dessen Gipfel eine sehr feste Burg sich befand, ward von Tamerlan erobert und zerstört, und ihre zahlreichen Ruinen liegen umher zerstört in dem nur von wenigen griechischen Familien bewohnten geringen Orte Sart. Eine andere, durch ihre Purpurwebereien berühmte lydische Stadt war **Thyatira**, jetzt **Akhissar**, Stadt nordöstlich und 12 M. von Smyrna, mit Seiden- und Baumwollhandel und 8000 E. **Magnesia** (jetzt eigentlich Manissa genannt), Stadt unweit des Sarabat, nordöstlich und 5 M. von Smyrna, mit altem Kastell oder festem Schloß (wo seit der osman. Herrschaft mehrere osmanische Sultane und Prinzen residirten), vielen Moscheen, griech. und armen. Kirchen, 3 Synagogen, Baumwollwebereien, Safranbau, Tulpenzucht.

und 40,000 E. Weil der jetzt Boy Dogh genannte Berg, an dessen Fuße die Stadt liegt, vormals Sipylos oder Sipylus hieß, so wurde die Stadt in der Römerzeit auch wohl Magnesia ad Sipylum genannt, um sie zu unterscheiden von einer gleichnamigen lydischen Stadt, die, am Mäander gelegen, Magnesia ad Mäandrum genannt wurde und von den Magnesiern Thessaliens gegründet worden war. Dieses Magnesia ad Mäandrum ist die jetzige Stadt **Guselhissar**, welche südlich und 13 M. von jenem Magnesia oder von Manissa und südöstlich und 10 M. von Smyrna liegt, starken Baumwollbau und lebhaften Handel treibt, Gerbereien, Teppich-, Baumwoll- und Seidenwebereien unterhält und 30,000 E. hat. **Tiria** oder Tire (im Alterthum Metropolis), Stadt am Kleinen Mäander oder Kutschuk Meinder, südöstlich u. 7 M. von Smyrna, mit Moscheen, Handel und 20,000 E. Da Tiria nicht nur zum Ejalet **Aydin** (s. S. 20) gehört, sondern auch Hauptort des Liva Aydin ist, so wird diese Stadt auch wohl im gemeinen Leben **Aidin** oder Aydin genannt. **Skalanova** eigentlich Kusch-Adasi oder Kuhadasi (im Alterthum Neapolis), Stadt am Meerbusen von Skalanova und der Insel Samos gegenüber, südlich und 8 M. von Smyrna, theilt sich in die griechische und türkische Stadt, enthält viele Bäder, Moscheen und einige Kirchen, und hat 20,000 E., welche Handel mit Wein, Rosinen und Getreide treiben und Zeugfabriken unterhalten. **Allascheher**, im Alterthum Philadelphia, Stadt östlich und 19 M. von Smyrna, mit mehreren Moscheen, 4 griechischen Kirchen und 8500 E. Philadelphia wurde zur Zeit, als Lydien einen Bestandtheil des Pergamenischen Reiches bildete, im J. 154 vor Chr. von Attalus II. (s. oben unter Pergamus) erbaut und nach seinem Beinamen Philadelphus benannt. Unter den griechischen Kaisern war die Stadt der Sitz eines Bischofs, später eines Metropoliten, und wurde 1392 von Bajazet I. (s. S. 118) eingenommen, der aus Rache wegen der hartnäckigen Vertheidigung von den Knochen der Erschlagenen eine 1800 F. lange und sehr dicke Mauer soll haben errichten lassen. — 5. **Phrygien**; an Lydiens Ostseite, und auf den übrigen Seiten von Karien (im S.), Bithynien (im N.) und Galatien und Pisidien (im O. und SO.) umgeben. Anfangs den größten Theil vom westlichen Kleinasien begreifend, wurde es später auf diese Grenzen beschränkt, bildete lange Zeit ein selbstständiges Reich, kam dann unter die Botmäßigkeit des Lydischen Reiches und theilte seitdem dessen Schicksale. Die Phrygier trieben von den ältesten Zeiten her neben ausgezeichneter Viehzucht auch Ackerbau und Handel, und verarbeiteten die feine schwarze Wolle ihrer Schafe und der Seidenhasen so geschickt, daß ihre gewebten und gestickten Gewänder im Alterthum sehr berühmt waren. Hierher gehören: **Kutahia** oder Kutajeh (im Alterthum als phrygische Stadt **Kotyäon** oder Cotyäum), Stadt am Pursak, nordöstlich und 40 M. von Smyrna und südöstlich und 30 M. von Skutari, mit 50 Moscheen, 1 griechischen und 4 armenischen Kirchen, 30 öffentlichen Bädern, Verfertigung von Meerschaumpfeifenköpfen und 60,000 E. In dem nahen Dorfe Tunschali sind stark besuchte Mineralbäder. Auch sind berühmte warme Mineralbäder in Eskischehr, dem alten (ebenfalls phrygischen) **Dorylänm**, nordwestlich und 5 M. von Kutahia, wo die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon 1097 einen Sieg erkämpften. Südlich und 15 M. von Kotyäon oder Kutahia lag am Lykos (einem Nebenflusse des Mäander), **Laodicea** (Laodikea), im Alterthum und auch noch später eine reiche und schöne Stadt Phrygiens, berühmt durch ihre Zucht von Schafen mit glänzend schwarzer Wolle. Im 4. und 5. Jahrhundert wurden hier Kirchenversammlungen gehalten; und nachdem die Stadt im J. 1255 in den Besitz der Seldschuken gekommen war, wurde sie 1402 von Tamerlan zerstört. Auf ihren Trümmern steht jetzt der unbedeutende Ort Eski Hissar. Nördlich und 2 M. von hier lag die ebenfalls

ansehnliche Stadt Colossae (Kolossä), auf deren Trümmern jetzt der Flecken Konos, Chonos oder Honos steht. Der Brief Pauli an die Colosser ist an die damalige Christengemeinde in Colossae gerichtet. Andere phrygische Städte waren: Antiochia ad Mäandrum (am Einfluß des Orsinos in den Mäander, unweit der Grenze von Karien, südwestlich und 6 M. von Laodicea, jetzt Jenischeher), Apamea, mit dem Beinamen ad Mäandrum (an der Mündung des Marsyas in den Mäander, hatte guten Wein und Meth, und heißt jetzt Ischekleh), Hierapolis (in der Nähe von Colossae, mit Mineralquelle, heißt jetzt Pambukkalesi), Kelänä (ganz in der Nähe von Apamea ad Mäandrum, und jetzt Ischekheh), Synnada oder Synnas (jetzt Sandakleh, mit heißen Mineralquellen), Amorion (jetzt Amurijah oder vielleicht auch Almali, Stadt mit berühmten Gerbereien und 25,000 E., meist Griechen und Armenier), Philomelion oder Philomelium (jetzt Bulawaddin, Stadt um Akur Su, über den hier eine 1080 F. lange Brücke führt, mit Melonenbau), und Prymnesia, jetzt Karahissar, Stadt im Murad Dagh (einem Seitenzweige des Taurus), südlich und 13 M. von Kutahia, mit Citadelle, vielen Moscheen, Bazars, Wollweberei, starkem Mohnbau, beträchtlichem Handel und 50,000 E. Bei dem nahen Dorfe Kiltschik wird der beste Meerschaum gegraben. — 6. Galatien, an Phrygiens Ostseite, ungefähr die Mitte der kleinasiatischen Halbinsel einnehmend, zwischen Bithynien (im NW.), und Lykaonien (im SO.), und zwischen Pisidien (im SW.), und Paphlagonien (im NO.). Galatien bildete in der älteren Zeit stets einen Bestandtheil von Phrygien, bis es, nachdem dieses mit Lydien im J. 238 vor Chr. unter die Botmäßigkeit des pergamenischen Reiches gekommen war, von Attalus I. (s. oben unter Pergamus) den seit dem 4. Jahrhundert vor Chr. hier eingewanderten Celten oder Galliern eingeräumt wurde, von denen es seinen Namen erhielt. Galatiens Hauptstadt war Anchyra oder Ankyra, heutzutage Angora (auch Anguri oder Engkür), Stadt nordöstlich und 30 M. von Kutahia, ostsüdöstlich und 50 M. von Skutari und nordöstlich und 70 M. von Smyrna, mit Moscheen, 5 Kirchen, 1 griechischem Kloster, berühmten Kamelotwebereien, lebhaftem Handel und 25,000 E., worunter über 5000 Christen. In der Umgegend findet man die durch ihr langes, seidenartiges Haar sich auszeichnenden Angoraziegen (die das bekannte Kameelgarn, richtiger Kämelgarn, liefern); doch auch Katzen und Kaninchen haben hier zum Theil ähnliches langes Haar. Jährlich werden an 500,000 Okas Ziegenhaar ausgeführt, wovon jedoch nur 200,000 (oder ungefähr 500,000 Pfund) zu der feinsten Sorte gehören. Am 20. Juli 1402 erfocht bei Angora Tamerlan einen wichtigen Sieg über den Sultan Bajazet (s. S. 121). Westlich und 16 M. von hier lag am Sangarius (s. oben die Einleitung zu Kleinasien) die im Alterthum berühmte Stadt Gordium oder Gordion, wo Alexander der Große den Knoten zerhieb. Später erhielt sie den Namen Juliopolis; jetzt ist aber kaum noch eine Spur von ihr zu entdecken. Andere galatische Städte waren: Pessinus (lag südlich und 5½ M. von Gordium, ist aber nicht mehr vorhanden) und Abrostola (südsüdwestlich und 9 M. von Angora, jetzt Sevrihissar genannt und zum Theil von Armeniern bewohnt). — 7. Karien, am Aegeischen und Mittelländischen Meere, den südwestlichsten Küstenstrich Kleinasiens begreifend, und von Jonien, Lydien und Phrygien (im N.), von Pisidien (im NO.) und Lycien (im SO.) umgeben. Die Karier oder Karer gehörten zu den Ureinwohnern Kleinasiens und waren ein muthiges, kriegerisches und unternehmendes Volk, aber zugleich arge Seeräuber. Sie hatten Anfangs eigene Herrscher, mußten sich jedoch schon im 12. Jahrhundert vor Chr. der lydischen Botmäßigkeit unterwerfen. Dann kam Karien unter persische, hierauf unter macedonische und endlich unter römische Herrschaft. Hierher gehören: Hali-

karnaß (Halicarnassus oder Harlikarnassos), jetzt **Bodrun** oder Budrun, am Eingange und an der Nordseite des Meerbusens von Budrun (vormals der Keramische genannt), der Insel Kos gegenüber, südlich und 20 M. von Smyrna, mit Citadelle, Hafen, Handel und 10,000 E. Im höheren Alterthum war Halikarnaß die Residenz der karischen Könige. Nachdem die Stadt im J. 334 vor Chr. zerstört und später wieder aufgebaut worden war, verfiel sie gänzlich unter den byzantinischen Kaisern, bis der Großmeister der Johanniter- oder Rhodenser-Ritter Philibert de Raillac 1414 sie erneuern ließ. Nach dem Ritter Peter Schlegelhold, der den Bau leitete, wurde nun die Stadt Petronion genannt, und daraus ist der jetzige Name Bodrun entstanden. An der Südseite des Keramischen Meerbusens lag, bei dem jetzigen Cap Krio (vormals Triopion), und Halikarnaß oder Bodrun gerade gegenüber, die im Alterthum durch den uralten Tempel der Aphrodite (worin die nackte Statue dieser Göttin, von Praxiteles nach der Phryne gearbeitet, stand) berühmte Stadt **Knidos** (Anfangs Pegusa, bei röm. Geographen auch Stadia), nach welcher und ihrem Tempel die Aphrodite auch Knidia oder Knidische Göttin hieß. Es sind nur noch wenige Trümmer von dieser Stadt übrig. **Melassa** oder Miles (im Alterthum Mylasa), Stadt nordöstlich und 6 M. von Bodrun, mit Baumwoll- und Tabaksbau, Handel mit Wachs und Honig. - **Mentesche** oder Mentesse (im Alterthum Myndos), Seestadt mit Hafen. Ostsüdöstlich und 11 M. von Bodrun und südsüdöstlich und 27 M. von Smyrna liegen, am Meere und der Insel Rhodus gegenüber, die prächtigen Ruinen von **Marmaris** oder Marmora (im Alterthum Physkos oder Physcus genannt), und hier befindet sich auch die nach dieser Stadt benannte und seit 1840 häufig erwähnte geräumige Physcus- oder Marmaritza-Bai. — 8. **Lycien** (Lykien), an der kleinasiatischen Südküste und an der Ostseite von Karien. Die aus Creta herstammenden Lykier, kriegerisch und zur See mächtig, behaupteten ihre Unabhängigkeit gegen Krösus, wurden dagegen von Cyrus bezwungen, der ihnen jedoch die Begünstigung gewährte, daß sie ihre eigenen Könige als persische Satrapen oder Statthalter behalten durften. Später kam Lycien unter macedonische, dann unter rhodensische und hierauf unter römische Herrschaft. Lyciens Hauptstadt war **Xanthos** oder Xanthus, unweit der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Meerbusen von Megri, südöstlich und 32 M. von Smyrna, jetzt Essenide. **Megri**, vormals Patara, Stadt am Meerbusen von Megri, Essenide gegenüber, mit Hafen und Handel. — 9. **Pamphylien**, an der kleinasiatischen Südküste und an Lyciens Ostseite, im Norden von Pisidien umgeben. Die Pamphylier erhielten ihren Namen wohl erst von den Griechen, welche sich um 1180 v. Chr. hier festsetzten und mit dem größeren Theil der Ureinwohner vereinigten: die übrigen Ureinwohner zogen sich nordwärts in den Taurus zurück, wo sie den Namen Pisidier erhielten. Pamphylien, welches kein unabhängiges Reich bildete, sondern schon früh unter fremde Botmäßigkeit kam, enthielt namentlich die Städte Perge, Atalia, Olbia, Phaselis und Side. **Perge**, jetzt Karahissar, vormals Hauptstadt Pamphyliens, unweit des Meerbusens von Antalia, an einem, im Alterthum Kestros genannten, Küstenflusse, mit Seehafen. **Antalia**, im Alterthum Attalia oder Atalia, Stadt am gleichnamigen Meerbusen und an der Mündung des Dudensu, südöstlich und 48 M. von Smyrna und nordwestlich und 34 M. von der Insel Cypern, Sitz eines griechischen Erzbischofs, mit Hafen, vielen Alterthümern in der Nähe und 3000 E. Die Stadt kommt heutzutage auch wohl unter dem Namen Satalia vor, und der Meerbusen, an dem sie liegt, hieß im Alterthum der Pamphylische Meerbusen (Pamphilius Sinus) oder auch das Phaselische Meer, nach der pamphylischen Seestadt **Phaselis**, welche im J. 80 vor Chr. von den

Römern unter Servilius Isauricus im Seeräuberkriege zerstört wurde, weil sie ein Hauptsitz der Seeräuber war. Side lag ebenfalls am genannten Meerbusen, und Olbia mehr landeinwärts. — 10. **Pisidien**, an der Nordseite Pamphyliens, und auf den übrigen Seiten von Lycien (im SW.), Karien (im W.) Phrygien (im NW.), Galatien (im N.), Lycaonien (im NO.) und Cilicien, (im SO.) umgeben. Bis ins 4. Jahrh. vor Chr. wurde Pisidien als ein Theil von Pamphylien, seitdem aber stets als eine Landschaft für sich, die übrigens nie eine politische Selbstständigkeit hatte) angesehen. Die bemerkenswerthesten Städte Pisidiens waren: **Lystra** (bekannt aus der Apostelgeschichte, jetzt Latik, und nördlich und 20 M. von Antalia gelegen) und **Antiochia Pisidiae** (jetzt ein geringes Dorf, Namens Burdur, nordnordwestlich und 15 M. von Antalia). Ein kleiner östlicher und gebirgiger Theil von Pisidien wurde **Isaurien** genannt (die Einwohner waren Hirten und die gefürchtetsten Räuber Kleinasiens: bei den Türken führt dieser Landstrich den Namen Begscheer) und enthielt: **Isaura**, Hauptstadt Isauriens, mitten im Taurusgebirge, südöstlich und 12 M. von Lystra, wurde im Jahr 73 vor Chr. von den Römern unter Servilius Isauricus zerstört, doch später wieder aufgebaut, und führt jetzt als geringer Ort den Namen Serki oder Osci Schehri. Am Fuße des Taurus liegt **Isparta** (im Alterthum Philomelion oder Philomenium), Stadt westlich und 27 M. von Konia und südlich und 27 M. von Kutahia, mit 4 griechischen Kirchen und 35,000 E. — 11. **Lykaonien** oder Lycaonia, an Pisidiens Ostseite, im Norden von Galatien und im Süden von Cilicien begrenzt, mit: **Iconium**, vormalige Hauptstadt Lykaoniens, jetzt **Konia** oder Konieh genannt, und Sitz des türkischen Gouverneurs oder Pascha's von Karamanien (wie Lykaonien und ein Theil des angrenzenden Cappadociens genannt wird), in einer schönen und fruchtbaren Ebene, nordwestlich und 25 M. von Tarsus, südöstlich und 36 M. von Kutahia, südöstlich und 70 M. von Skutari und östlich und 70 M. von Smyrna, war von 1074 bis Ende des 13. Jahrh. die Residenz der seldschukischen Sultane, und hat zahlreiche Moscheen, ein ungeheuer großes Derwischkloster, 1 armenische und 1 griechische Kirche, nebst griechischem Kloster, Saffiangerberei, Weberei, lebhaftem Handel und 30,000 E., Sieg der Egypter über die Türken am 21. Dec. 1832. **Laranda**, jetzt Larenda auch Karaman genannt, Stadt am Fuße des Taurus, südsüdöstlich und 10 M. von Konia, mit altem Kastell und 10,000 E. **Akscheer** oder Akscheher (vielleicht das alte Sabatra), Stadt nordwestlich und 18 M. von Konia, mit Teppichweberei, wichtigem Handel und 48,000 E. **Ilghun** oder Ilguin (im Alterthum Tiberiopolis), Stadt östlich und 6 M. von Akscheher, mit warmen Bädern in der Nähe der Stadt und 12,000 E. **Bulawaddin**, Stadt am Akar Siu, über den hier eine 1080 F. lange Brücke führt, mit Melonenbau, ist das alte Dineä. Bei dem Dorfe Bejat ist der Gebirgspaß Juler. **Begscheer** oder Beyscheer, Stadt am gleichnamigen See, westlich und 13 M. von Konia, mit 4000 E. Südlich und 7 M. von Iconium oder Konia lag, am Fuße des Taurus, die aus der Apostelgeschichte bekannte lykaonische Stadt Derbe. — 12. **Cilicien**, an Pamphyliens und Pisidiens Ostseite und den südöstlichsten Küstenstrich Kleinasiens bis zur syrischen Grenze begreifend. Nach dem im Norden gelegenen Kappadocien führten über den Taurus die Cilicischen Pässe, jetzt Ramasanogli und Ketsch-Hissar genannt. Der gebirgige Theil des Landes wurde das Rauhe Cilicien (Cilicia aspera) genannt, wovon wieder nur ein Theil das Eleutherische Cilicien oder das freie Cilicien hieß, weil es von Ciliciern bewohnt wurde, die sich gegen die Fremdherrschaft hier behaupteten. Denn Cilicien bildete Anfangs ein unabhängiges Königreich, kam aber nach der Reihe unter assyrische, medische, persische und macedonische Oberherrschaft

bis es zuletzt eine römische Provinz wurde. Die cilicische Hauptstadt war Tarsus, Stadt am Cydnus oder Karasu (dessen Mündung nördlich und 15 M. von Cyperns Nordostspitze entfernt liegt), Geburtsort des Apostels Paulus, und damals Sitz der Wissenschaften, jetzt ein Handelsort für die kleinasiatischen Kupferminen, mit 30,000 E. Adana (kommt auch wohl unter dem Namen Adene vor), Stadt am Sihan, östlich und 5 M. von Tarsus und nordwestlich und 27 M. von Aleppo, mit einem kleinen mittelalterlichen festen Schlosse, einem geringen Hafen, vielen Obst- und Weingärten und 20,000 E. Der Sage nach war es Adanos, der Sohn des Uranos und der Gäa, der mit seinem Gefährten Saros Adana baute. Von Pompejus ward die Stadt mit Seeräubern bevölkert; sie blieb jedoch auch seitdem, was sie im Alterthum immer war, eine wichtige Handelsstadt, bis sie in den Kriegen gegen das byzantinische Reich nach und nach verfiel. Gegenwärtig ist sie der Sitz eines türkischen Gouverneurs und Hauptort des Ejalets Adana oder Itschil. Alaja oder Alaja nova (im Alterthum Karakesion oder Coracesium), Stadt an der Ostseite des Meerbusens von Antalia oder des pamphylischen Meerbusens (s. oben), mit 2000 E. und Hafen. In der Nähe liegt am Meere der Hafenort Anemur oder Anemuri, mit festem Schlosse. Selefkeh oder Selefkieh, Stadt unweit der Mündung des Göksu oder Calycadnus, südwestlich und 8 M. von Tarsus, mit Hafen und den Ruinen der berühmten cilicischen Stadt Seleucia Trachea. Antiocetta oder Antiochetta, Stadt am Meere, westsüdwestlich und 16 M. von Selefkieh, Sitz eines griechischen Bischofs, hat einen Hafen und hieß vormals Antiochia super Cargo. Im Innern Ciliciens, zwischen Tarsus und Alaja, liegt Mout oder Mehd, Stadt mit 1200 E. — 13. Paphlagonien, eine Küstenlandschaft am Schwarzen Meere, zwischen Bithynien (im W.) und Pontus (im O.), im Süden von Galatien begrenzt. Die Paphlagonier waren von syrischer Abkunft und als dumm und grob berüchtigt. Von Krösus bezwungen, wurden sie den Lydiern und mit diesen im Jahre 542 vor Chr. den Persern tributpflichtig, ohne daß diese eine entschiedene Herrschaft über sie behaupteten. Im 5. und 4. Jahrhundert vor Chr. erscheinen sie fast als unabhängig. Kurz vor und in dem Kriege mit Mithridat werden eigene, den Römern beistehende Fürsten Paphlagoniens genannt: Pylamenes I., Evergetes, Pylamenes II. u. a. m. Erst unter Augustus ward Paphlagonien zu einer römischen Provinz gemacht. Paphlagoniens Hauptstadt war Sinope, Stadt am Schwarzen Meere, der Südspitze der Halbinsel Krimm gegenüber, ostnordöstlich und 70 M. von Skutari und nordnordwestlich und 90 M. von Aleppo, Sitz eines griechischen Erzbischofs, mit Hafen, Dampfschifffahrtsverbindung, Schiffswerften, ansehnlichem Handel mit Schiffsbauholz, Wachs, Obst, Seide 2c., Fischerei und 12,000 E. Kjangri oder Kanghri (auch Tschangri oder Kiankari), Stadt zwischen dem Schirinsu und Adschissu, südwestlich und 30 M. von Sinope und nordöstlich und 12 M. von Angora, ist ziemlich groß und das alte Gangra, Residenz der paphlagonischen Fürsten und später des galatischen Königs Dejotar, der sie von Paphlagonien abgerissen hatte. Zur Zeit der Römer wurde sie Provinzialhauptstadt von Paphlagonien. Im J. 324 wurde hier eine Provinzialsynode von 60 Bischöfen gehalten und in derselben der Eustathius verurtheilt. Tusia oder Tocia (im Alterthum Dokea), Stadt am Dureka oder Kus. Kastemuni oder Kostambul (auch Kastamuni oder Kastamunja, im Alterthum Germanikopolis), Stadt und Sitz eines türkischen Pascha's oder Statthalters, südwestlich und 20 M. von Sinope, war früher Hauptort der Turkmanen Kleinasiens, und hat 20,000 E., 36 Moscheen, Kattundruckereien, Wollhandel, Kupferwaarenfabriken und Kupfergruben in der Nähe. Ineboli oder Abono (im Alterthum Abonitychos oder Abonotichos, später auch Ionopolis genannt),

Stadt am Schwarzen Meere, westlich und 15 M. von Sinope und östlich und 15 M. von Amassera, mit Bazar, Taudreherei, Handel, Dampfschifffahrtsverbindung und 3000 E. **Amassera** oder Amasra (im Alterthum Amastris), Stadt auf einer Halbinsel im Schwarzen Meere, westlich und 15 M. von Ineboli und nordöstlich und 13 M. von Eregri oder Heraclea (s. unter Bithynien), mit festem Schloß, Hafen und 2000 E. — **14. Pontus**, am Schwarzen Meere und an Paphlagoniens Ostseite, ostwärts bis zum jetzigen russischen Transkaukasien sich erstreckend, und im Süden von Kappadocien und Armenien begrenzt. Geographisch war Pontus der allgemeine Name für die kleinasiatische Nordküste oder, was das Nämliche ist, für die ganze Südküste des Schwarzen Meeres, welches im Alterthum bekanntlich Pontus Euxinus (Pontos euxinos) genannt wurde; jedoch im politischen Sinne beschränkte man den Namen Pontus stets auf die hier in Rede stehende Landschaft, die man andererseits auch wohl in Pontus Galaticus (der westliche Theil), Pontus Polemonicus (der mittlere Theil) und Pontus Cappadocius oder Cappadocia Pontica (der östliche Theil) unterschied. Ein Sohn des persischen Königs Darius Histaspis, Artabazes, erhielt um 500 vor Chr. die Satrapie Pontus als Vasall, mit dem Rechte, sie auf seine Nachkommen zu vererben; daher hießen die Könige von Pontus auch Achämeniden, weil Darius aus diesem Stamme (zu dem auch Cyrus gehört hatte) war. Der berühmteste unter den Nachfolgern des Artabazes war Mithridat VI. oder der Große (123 — 54 vor Chr.), ein geschworener Feind und furchtbarer Gegner der Römer. Der Krieg zwischen ihm und den Römern ist in der Geschichte als Pontischer Krieg bekannt. Erst unter den Kaisern wurde ganz Pontus eine römische Provinz. Hierher gehören: **Trapezunt**, im Alterthum Trapezus, jetzt auch **Trebisonde** oder Trabesun genannt, Stadt und Hauptort eines gleichnamigen Ejalets, am Schwarzen Meere, ostsüdöstlich und 58 M. von Sinope (s. oben unter Paphlagonien) und westlich und 28 M. von der russisch-kaukasischen Grenze, mit Moscheen, 20 griechischen Kirchen und Kapellen, großen Bazars, schönen öffentlichen Bädern, vielen Färbereien, Hafen, Schiffbau, lebhafter Dampfschifffahrt, äußerst wichtigem Handel (vergl. S. 73 ff.) und 20,000 E. Daß Trapezunt im Anfange des 13. Jahrhunderts die Hauptstadt eines gleichnamigen kleinen griechischen Kaiserthums wurde, haben wir S. 50 gesehen. Es begriff den größten Theil des alten Pontus. **Kerasun**, Stadt am Schwarzen Meere, westlich und 12 M. von Trapezunt, mit starkem Obstbau und 7000 E. Kerasun ist das alte Kerasos oder Cerasus, woher der lateinische Name für Kirschen rührt, weil Lucullus diese von hier zuerst nach Europa brachte. **Samsun** (im Alterthum Amisus), Stadt am gleichnamigen Busen des Schwarzen Meeres, zwischen Trapezunt und Sinope, nämlich westlich und 40 M. von Trapezunt und südöstlich und 20 M. von Sinope, mit Hafen, Handel, Dampfschifffahrtsverbindung und 10,000 E. **Risch** oder Irisch, auch Irizeh (im Alterthum Rhizium), Stadt am Schwarzen Meere, östlich und 7 M. von Trapezunt, mit berühmten Hanfwebereien, Hafen, Dampfschifffahrtsverbindung, ziemlich lebhaftem Handel und 12,000 Einw. Risch gilt als Hauptort des Landes der Lashen oder Lashier, welche kaukasischen Stammes sind, Ackerbau und Viehzucht, auch Räuberei treiben, in geringer Abhängigkeit von der Pforte stehen und den Küstenstrich bewohnen, der sich bis nach **Gunieh** (Stadt am Schwarzen Meere, ostnordöstlich und 15 M. von Risch, mit Hafen und 4000 E.) erstreckt. Unmittelbar neben Gunieh und ganz in der Nähe der russisch-kaukasischen Grenze liegt **Battum** oder Batum, auch Batumi (im Alterthum Apsaros oder Absaros), Stadt am Schwarzen Meere, ostnordöstlich und 26 M. von Trapezunt, mit gutem Hafen und 2000 E. **Amasia** (hieß auch im Alterthum so, obwohl auch bisweilen Amasea

genannt), Stadt am Kasalmak, westsüdwestlich und 45 M. von Trapezunt und südsüdöstlich und 24 M. von Sinope, mit Weinbau und 19,000 E. **Tokat** (im Alterthum **Neocäsarea**), Stadt am Kasalmak, oberhalb oder südöstlich und 10 M. von Amasia, westsüdwestlich und 40 M. von Trapezunt und östlich und 42 M. von Angora, mit gepflasterten Straßen, vielen Moscheen und christlichen Kirchen, Kupfergeschirr-, Leinwand- und anderen Fabriken, Saffiangerbereien, Kupfer- und Bleigruben in der Nähe und 60,000 E. Der hiesige, früher so wichtige Handel ist in neuerer Zeit sehr heruntergekommen. Als Tokat's Seehafen gilt gewissermaßen **Unieh** (im Alterthum Oenoe), Stadt am Schwarzen Meere, ostsüdöstlich und 10 M. von Samsun, und westlich und 30 M. von Trapezunt, mit Hafen, Handel und 4000 E. **Bafra**, Stadt unweit der Mündung des Halys oder Kisil Irmak in's Schwarze Meer, nordwestlich und 5 M. von Samsun, mit Handel und 10,000 E. Tschurum, Stadt und Sitz eines türkischen Untergouverneurs, am Kisil Irmak, westlich und 12 M. von Amasia, hieß im Alterthum Tavium. **Siwas** (im Alterthum Sebastopolis), Stadt und Sitz eines türkischen Statthalters oder Pascha's, unweit der Grenze Kappadociens, südwestlich und 40 M. von Trapezunt und südsüdöstlich und 10 M. von Tokat, mit großen Bazars, zahlreichen Khans und 36,000 E. Südöstlich und 7 Meilen von hier liegt die vormals pontische Stadt **Zela**, jetzt Zile genannt und zu einem geringfügigen Orte herabgesunken. Die auf der kappadocischen Grenze, östlich und 28 M. von Siwas gelegene pontische Stadt Nicopolis heißt jetzt Diwigri und ist der Sitz eines türkischen Untergouverneurs, (landeinwärts oder westsüdwestlich und 5 M. von Samsun), muß jährlich 6000 Centner Hanf als Steuer nach Constantinopel liefern. **Kotyora**, einst wichtige pontische Seehandelsstadt am Schwarzen Meere und in der Nähe der paphlagonischen Grenze (in dem hiesigen Hafen schifften sich die 10,000 Griechen unter Xenophon ein, um in ihr Vaterland zurückzukehren); ihre Ruinen findet man noch in dem jetzigen Fischerdorfe Ordû oder Ardu. **Nigissar** oder Nicsar, Stadt nördlich und 13 M. von Siwas und östlich und 13 M. von Amasia, mit Seide- und Reishandel und 6000 E. **Turkul** oder Turkal, Felsenfestung am Kasalmak, zwischen Tokat und Amasia. **Mersifun** (auch Marsifun oder Merciwan), im Alterthum Phazemonitis, Stadt westnordwestlich u. 6 M. von Amasia und südlich und 15 M. von Samsun, mit reichen Kupfergruben, Saline, Handel und 18,000 E. — 15. **Kappadocien**, zwischen Pontus (im N.), und Cilicien (im S.), im NW. von Galatien, im W. von Lykaonien, und im O. von Armenien begrenzt. Es erhielt seinen Namen von dem Kappadox, einem jetzt anders benannten Nebenflusse des Halys (Kisil-Irmak), und hieß zuvor Leukosyrien. Der persische Satrap Ariarathes erhielt es im Jahre 363 vor Chr. für sich und seine Nachkommen als persisches Vasallenreich. Nur auf kurze Zeit kam es unter macedonische, und erst zur Zeit Tiber's unter römische Botmäßigkeit. In der Folge unterlag es den Schicksalen des byzantinischen Reiches. Den südlichen Theil nannten die Römer Cataonien (oder Kataonien.) Jetzt macht Kappadocien den Haupbestandtheil des von den Türken Karaman oder Karamanien genannten kleinasiatischen Landstriches aus. Die heutigen Einwohner sind auf dem platten Lande größtentheils Turkmanen, und in den Städten Osmanen, Griechen, Armenier und Juden. Kappadociens Haupt- und Residenzstadt war **Mazaca**, später Cäsarea Cappadocia oder Cäsarea ad Argäum genannt, jetzt **Kaisarieh**, Stadt am Karasu, nordöstlich und 24 M. von Konia, südwestlich und 65 M. von Trapezunt und nordnordwestlich und 43 M. von Aleppo, mit Kastell, mehreren Moscheen und Kirchen und 25,000 E. Andere bemerkenswerthe Städte Kappadociens waren namentlich: Comana Cappadocia (lag südöstlich und etwas über 20 M. von Mazaca;

und war berühmt durch ihren Tempel der Anaïtis, deren Oberpriester königliches Ansehen genoß), Archelais (in der Nähe der lykaonischen Grenze, und von dem römischen Kaiser Claudius gegründet), Faustinopolis (am nördlichen Fuße des Taurus und in der Nähe der cilicischen Grenze, erhielt jenen Namen nach Faustina, Gemahlin Marc Aurel's, die 175 n. C. hier gestorben war; zuvor hieß diese Stadt Halala), Andabolis oder Andabalis (lag südlich und 15 M. von Mazaca, und war berühmt wegen ihrer schönen Pferde), und Parnassos, jetzt Bergenlu oder Bazardsjanlu (am Halys oder Kisil Irmak, westlich und 10 M. von Mazaca oder Kaisarieh). Sodann gehören hierher: **Maden**, Stadt am Taurus, südlich und 14 M. von Kaisarieh und östlich und 28 M. von Konia, mit Kupfergruben, die übrigens nicht so reich sind, wie die bei Maden am Euphrat. **Akserai**, Stadt am Kisilhissar (Nebenfluß des Halys), nordöstlich und 15 M. von Konia, mit einem Salzsee in der Nähe, ist wahrscheinlich das soeben erwähnte alte Archelais. **Nikde**, Stadt am Kisilhissar, östlich und 22 M. von Konia und südsüdwestlich und 13 M. von Kaisarieh, mit 5000 E. **Uskat** (auch wohl Inuskat), Stadt im Antitaurus, nordnordwestlich und 16 M. von Kaisarieh, und westsüdwestlich und 20 M. von Tokat, mit 16,000 E., worunter viele Turkmanen. **Köpri**, Stadt mit 8000 E., Wessir-Pascha, Stadt mit Wein- und Obstbau, Handel und 10,000 E.

Wir haben nunmehr noch die **kleinasiatischen Inseln** zu beschreiben, die theils an Kleinasiens Südküste im Mittelländischen Meere, theils an seiner Westküste im Aegeischen Meere liegen. Es sind die folgenden:

Die Insel **Cypern** (293 Q.M. mit 70,000 E., worunter 40,000 Griechen; nach anderen Angaben 120,000 E., davon 100,000 Griechen), heißt bei den Türken Kibris oder Kobros und liegt 10 M. von der kleinasiatischen Südküste und eben so weit von der syrischen Küste, den Nilmündungen gerade gegenüber und 48 M. davon entfernt. Sie wird in der Richtung von O. nach W. von einer hohen Gebirgskette durchzogen, und ist im Ganzen zwar sehr fruchtbar, aber schlecht angebaut, obwohl noch immer berühmt durch ihren Wein. Vor Alexander dem Großen war sie in 9 unabhängige Staaten getheilt, und hier war der Hauptsitz der Verehrung der Aphrodite oder Venus. Die Insel zählte damals über 1 Mill. Einwohner. Alexander eroberte im J. 333 vor Chr. Cypern, welches nach seinem Tode unter die Herrschaft der egyptischen Ptolemäer kam und unter Augustus eine römische Provinz wurde. Unter den griechischen Kaisern wurde Cypern oft von den Arabern überfallen, und im J. 1191, während des vierten Kreuzzuges, von Richard Löwenherz erobert, der die Insel dann an den Titularkönig von Jerusalem, Guido von Lusignan, verkaufte. Dadurch entstand ein Königreich Cypern, indem der König von Jerusalem seine, nach Saladin's Eroberung dieser Stadt, zu einem leeren Titel herabgesunkenen Ansprüche darauf an den Grafen Heinrich von Champagne, Richard's Neffen, abtrat und sein Königreich nach Cypern verpflanzte, wo es sich fast drei Jahrhunderte erhielt. Nach Aussterben der männlichen Nachkommen des Hauses Lusignan überließ die Erbin und Königin Katharina die Insel 1480 an die Republik Venedig, welche sie fast ein Jahrhundert im Besitz hatte und dann 1571 an die Türken verlor. Von den zahlreichen, stark bevölkerten und blühenden Städten im Alterthum haben sich fast nur die Ruinen erhalten, und die einzige, einigermaßen bedeutende Stadt ist jetzt noch **Nikosia** oder Lefkoscha, Hauptstadt und Sitz eines griechischen Erzbischofs, im östlichen Theil der Insel, mit Seiden- und Baumwollweberei und 15,000 E. Der hiesige türkische Untergouverneur soll das nämliche Gebäude bewohnen, welches einst die Residenz der Könige von Cypern war. **Larnaka**, einst Citium (oder Kition), Seestadt an der Südküste, mit Seehandel und 5000 E. **Limasol** oder Lamasol,

Stadt an der Südküste, mit 4000 E., Weinbau, hiernächst der beste Cyperwein), Rhede, Handel und den Ruinen von Amathus (berühmt durch den Dienst der Venus, daher Venus Amathusia), in der Nähe Famagusta, Stadt an der Ostküste, mit den Ruinen ehemaliger Paläste und Kirchen, einem Kastelle und Hafen. Nördlich und 1/2 M. von hier liegen die Trümmer der alten Stadt Salamis oder Salamin, wohin Paulus und Barnabas (Apostelgesch. 13, 4.—12.) zuerst kamen und dann die Insel durchzogen, bis zur Stadt Paphos, jetzt Baffa genannt und ein verödeter Ort an der Westküste.

Die Insel **Rhodus** oder Rhodos (20 Q.M. mit 20,000 E., worunter 5000 Türken und gegen 1000 Juden; die übrigen sind fast nur Griechen) liegt an der kleinasiatischen Südwestküste und ist von derselben durch eine, nur 2 M. breite Meerenge getrennt. Sie ist äußerst fruchtbar und zum Theil mit dichten Waldungen bedeckt, welche vortreffliches Schiffsbauholz liefern. Rhodus war im Alterthum durch Betriebsamkeit, Seehandel und Wissenschaften berühmt. Die Rhodenser waren mächtig zur See und behaupteten meist mit Erfolg ihre Unabhängigkeit, deren sie erst unter Vespasian völlig verlustig gingen. Im J. 651 wurde die Insel von den Arabern in Besitz genommen, aber später von den Griechen zurückerobert, bis im 13. Jahrhundert die Genuesen sich ihrer bemächtigten und nachmals der Sitz arabischer und anderer mahomedanischer Seeräuber wurde. Diese wurden vertrieben im J. 1309 durch die Johanniter-Ritter, welche sich nunmehr hier festsetzten, nachdem sie 1187 aus ihrem ursprünglichen Wohnsitze Jerusalem durch Saladin verdrängt, ihn Anfangs mit Ptolemais oder St. Jean d'Acre vertauscht, darauf 1291 auch dort vertrieben, ihre Zuflucht nach Cypern genommen und dort 18 Jahre sich aufgehalten hatten. Sie wurden von jetzt an Rhodenser-Ritter genannt, behaupteten sich auf Rhodus über zwei Jahrhunderte, mußten aber 1522 nach einer verzweifelten Gegenwehr an den türkischen Sultan Soliman II. sich ergeben, worauf ihnen Kaiser Carl V. die Insel Malta überließ. Hauptstadt der Insel ist, wie vormals, so auch jetzt **Rhodus** oder Rhodos (auch wohl Rhodo genannt), Seestadt an der Nordostspitze der Insel, Sitz eines türkischen Statthalters oder Pascha's (s. S. 20) und eines griechischen Erzbischofs, mit wichtigen Schiffswerften und 10,000 E., zur Hälfte Türken und zur Hälfte Griechen. Man findet in der Stadt noch viele Ueberreste aus der Zeit, wo die Johanniter- oder Rhodenser-Ritter hier residirten. Die beiden ehemaligen Häfen sind verschlämmt; über dem Eingange zu dem einen stand gegen das Ende des 3. Jahrhunderts vor Chr. der berühmte 70 Fuß hohe Koloß, der zu den 7 Wunderwerken der Welt gerechnet wurde, aber nach 56 Jahren seines Bestehens durch ein Erdbeben zusammenstürzte. An der Ostküste der Insel liegt der Hafenort Lindos, wo im Alterthum ein prächtiger Minervatempel stand.

Die Insel **Karpathos** oder Carpathos, jetzt Skarpanto, auch Koje genannt (4 Q.M. mit 6500 E.) liegt in südwestlicher Richtung und 6 M. von der Insel Rhodus, nach Candien zu, hat mehrere sichere Ankerplätze, jedoch keinen sehr fruchtbaren Boden und enthielt im Alterthum die 2 Städte Posidion und Nisyros, jetzt Scarpanto oder Osa Koje.

Die Insel **Kasos** (auch Achne), jetzt Kaso oder Caxo, liegt zwischen der vorigen und der Insel Candia, ist zwar nur klein, aber bewohnt, und enthält einen Flecken, dessen Einwohner sehr guten Wein und vortrefflichen Honig gewinnen, und sich mit dem Aufsuchen und Handel mit Badeschwämmen und mit Schifffahrt beschäftigen. — Unbedeutend sind die nordwestwärts von Skarpanto nach dem griechischen Archipel zu gelegenen Inseln Stazida und Plaja oder Placa.

Die Insel **Chalke** (Chalkeia oder Chalcia), jetzt **Charki** oder Karki,

liegt neben der Westseite der Insel Rhodus und etwa nur 1 Meile davon entfernt, und ist zwar klein, aber bewohnt, ebenso die noch kleinere daneben liegende Insel Limonia.

Die Insel Telos, jetzt Tilos, Dilos, Tilo oder am gewöhnlichsten Piskopi, westlich und 6 M. von der Nordwestspitze der Insel Rhodus, ist nur klein und von wenigen griechischen Familien bewohnt, mit einer der heiligen Jungfrau geweihten Kapelle.

Die Insel Syme, jetzt Symi oder Sime, auch Simmi, liegt vor dem Eingange des gleichnamigen Meerbusens der karischen Küste und an der Westseite des Rhodus-Kanals, ist klein und von wenigen Familien bewohnt, welche Schwammfischerei treiben. Zur Zeit des trojanischen Krieges herrschte Nireus hier; später wurde die Insel von Karern besetzt, der Dürre halber aber wieder verlassen, bis Lacedämonier und Argiver, auch Knider und Rhoder Colonieen dahin führten.

Die Insel Kos (Koos oder Keos), jetzt Stanko oder Istanko, auch Stanchio, liegt unmittelbar vor dem Meerbusen von Bodrun (s. oben unter Karien), nordwestlich und 14 M. von der Insel Rhodus, hat einen Flächeninhalt von $4^1/_2$ Q.M. und eine aus Türken und Griechen bestehende Bevölkerung von 10,000 E., und war im Alterthum berühmt durch ihre prächtigen Purpurgewänder, ihren Wein und ihren Aeskulap-Tempel. Der gleichnamige Hauptort, an der Nordseite, mit einem Kastell, Hafen und Weinbau, war der Geburtsort des Hippokrates, des Arztes Simos, des Kritikers Philetas und des Weisen Ariston. — Südlich und nicht weit von Kos liegt die bergige und 2000 E. zählende Insel Nisari (Sporadeni, Indscherli), die im Alterthum Anfangs Porphyris, dann aber Nisyros hieß, ursprünglich mit der Insel Kos zusammengehangen haben soll und durch ihre warmen Bäder und Mühlsteine berühmt war. Die neben ihr liegenden Eilande wurden im Alterthum Nisyroi genannt.

Die Insel Kalymna, jetzt Kalimnos, Kalamine, Calmino oder Kalmino, liegt nördlich und 2 M. von Kos, ist klein, aber bergig und zählt 300 griechische Einwohner, welche starke Bienenzucht treiben.

Die Insel Leros, jetzt Lero, liegt nördlich und nicht weit von der vorigen, ist gebirgig, aber fruchtbar, und hat 2000 griechische E. und den gleichnamigen Hauptort, mit Kastell und Hafen. — Nördlich und kaum 1 M. von Leros liegt die kleine Insel Lepsia, jetzt Lipso genannt, östlich von dieser (am Eingange zum Meerbusen von Hassan Kalesi) liegt die noch kleinere Insel Pharmakusa, jetzt Formaco oder Formuca; und nördlich von beiden (am Eingange zum Meerbusen von Bulat), liegt die Insel Karyanda, jetzt Caracojan (Karakojan (oder gewöhnlicher Agathonisi genannt.

Die Insel Patmos (jetzt Patmo, Batmos, Patino, Palmosa, Palmossa) liegt der Mündung des Mäander (s. oben in der Einleitung zu Kleinasien) gegenüber und südlich und 6 M. von der Insel Samos, ist sehr felsig, holzarm und wenig angebaut, bringt jedoch etwas Getreide, Baumwolle und Wein hervor, hat auch viel Kaninchen, Tauben und Wachteln, und ihre griechische Bevölkerung beläuft sich auf 2500 E., die sich hauptsächlich mit Fischerei, Schifffahrt und Schiffbau beschäftigen. In der Römerzeit diente Patmos häufig als Verbannungsort, und so wurde denn auch der Apostel Johannes im J. 95 unter Domitian dahin verbannt; er blieb dort etwa anderthalb Jahre, schrieb in dieser Zeit die Apokalypse, und kehrte dann nach Ephesus zurück, wo er im Jahre 104 starb. Der stadtähnliche Hauptort der Insel, ebenfalls Patmos oder Patmo genannt, liegt am Abhange eines Berges, auf dessen Gipfel ein, dem heiligen Johannes gewidmetes, stark befestigtes Kloster, mit 80 Mönchen,

steht. Zwischen diesem und der Stadt befindet sich ein kleineres Kloster, wo man noch eine Grotte zeigt, in welcher der Apostel während seiner Verbannungszeit gewohnt haben soll.

Die Insel **Ikaria** oder Ikaros, jetzt Achikria, gewöhnlich aber **Nikaria** ($2^3/_4$ Q.M. mit 1000 E.), liegt nordwestlich und 4 M. von Patmos und westlich und 2 M. von Samos, hat schöne Weideplätze und ist gebirgig und waldig, so daß Holz ein Haupterzeugniß dieser Insel ausmacht, die ihren Namen von Ikarus, dem Sohne des Dädalus, erhalten haben soll. Zwischen hier und Samos liegen die kleinen Aegeischen oder Furni-Inseln, die den letzteren Namen von den Backöfen ähnlichen Höhlen haben, die auf ihnen sehr häufig sind.

Die Insel **Samos** (bei den Türken Samo, Susam, Sisam oder Susam Adassi) liegt theils vor, theils in dem Meerbusen Skalanova (s. oben Skalanova unter Lydien), 9 bis 10 M. in südsüdwestlicher Richtung von Smyrna, und ist vom kleinasiatischen Festlande durch eine nur etwa 1000 Schritt breite Meerenge getrennt. Sie ist $8^1/_2$ Q.M. groß, hat 50,000 (nach anderen Angaben 20,000) griechische E., wird von dem Ambelonagebirge durchzogen (dessen höchste Spitze, Kertlis, oft mit Schnee bedeckt ist), hat mehrere gute Häfen und einen fruchtbaren Boden, der trefflichen Wein, Oliven und allerlei Südfrüchte, Baumwolle, Schiffsbauholz u. s. w. hervorbringt. Auch treiben die thätigen und wohlhabenden Inselbewohner einen ausgebreiteten Handel. Die alten Samier waren, gleich den Rhodiern, sehr mächtig zur See und gründeten Colonieen auf Creta und selbst im südlichen Spanien. Unter ihren Herrschern ist in der Geschichte am bekanntesten Polykrates, der im J. 532 vor Chr. den samischen Thron bestieg, aber 10 Jahre später traurig endete. Nach der Theilung des römischen Reichs (s. S. 97) kam Samos an das oströmische, hatte im Mittelalter (nämlich nach der Eroberung Constantinopels durch die Lateiner: s. S. 49 u. 111) eigene Grafen und Herzöge, und fiel nach dem Untergange des byzantinischen Kaiserthums, gleich den anderen Inseln, den Türken zu. An dem Griechenkampfe nahm Samos lebhaften Antheil und wurde auch von dem neuentstandenen griechischen Staate mit in dessen politischen Verband aufgenommen; durch den Traktat der Großmächte von 1829 ward jedoch die Insel wieder unter türkische Botmäßigkeit gestellt, und zwar mit der Modifikation, daß die Samier dem Sultan nur einen bestimmten jährlichen Tribut zu entrichten haben, dagegen ihre inneren Angelegenheiten selbst leiten und verwalten dürfen unter einem griechischen Gouverneur, der den Titel eines Fürsten von Samos führt. Die Hauptstadt Samos (jetzt Kora oder Megali Kora genannt), liegt an der Südostküste der Insel, auf den Trümmern der alten Stadt, und hat 6 Kirchen, ein altes festes Schloß, einen Hafen und 1000 E. Andere Hafenörter von Samos sind Karlovasi (mit 3000 E.) und Vathi (mit 2500 E.).

Die Insel **Chios**, jetzt Saki Adassi (d. h. Mastixinsel) oder **Skio**, am gewöhnlichsten aber **Scio** genannt, liegt quer vor der Ionischen Halbinsel (wie die an der Nordwestseite des Smyrnaer Meerbusens liegende große Halbinsel im Alterthum genannt ward, s. oben Erythrae unter Ionien). westlich und durchschnittlich $2^1/_2$ M. davon entfernt. Sie hat einen Flächeninhalt von $18^1/_2$ Q.M. und einen zwar bergigen, aber gut bewässerten und fruchtbaren Boden, und ihre Hauptprodukte sind Mastix (wovon vor 1822 jährlich an 50,000 Ctr. gewonnen wurden), trefflichen Wein (im Alterthum gehörte der Chierwein zu den berühmtesten oder beliebtesten Weinsorten), Südfrüchte, Seide (vor 1822 jährlich an 70,000 Pfd.) und Marmor (meist schwarzer). Auch bestanden vor 1822 zahlreiche Seiden- und Baumwollwebereien, und die Einwohner trieben lebhaften Handel mit ihren Erzeugnissen. Daß unter Mahmud II. 1822 fast die ganze Bevölkerung der Insel

von den Türken ausgerottet ward, ist bereits S. 154 erwähnt worden. Jetzt hat sich die Einwohnerzahl wieder beinahe auf 40,000 vermehrt. Die gleichnamige Hauptstadt der Insel, früher mit 30,000, gegenwärtig mit kaum 15,000 E., liegt auf der Ostseite und hat eine Citadelle, guten Hafen und viele griechische Kirchen, nebst mehreren Moscheen. Im Alterthum spielte auch Chios eine bedeutende Rolle zur See, ward im Jahre 479 in den hellenischen Bund aufgenommen, behielt unter den Römern eine geraume Zeit seine politische Unabhängigkeit, theilte aber später das Schicksal der übrigen kleinasiatischen Inseln.

Die Insel **Ipsara** (im Alterthum Psara oder Psyra), liegt nordwestlich und 5 M. von der vorigen, ist $1^1/_2$ M. und halb so breit, und reich an Wein, Baumwolle und Südfrüchten, zählt aber jetzt kaum 500 E., meist Fischer und Seeleute. Denn auch hier wütheten die Türken 1822 in ähnlicher Weise wie auf Scio, so daß von der ganzen Bevölkerung, die sich seit dem Ausbruche der griechischen Revolution um mehrere Tausende vermehrt hatte, nur wenige Menschen übrig blieben.

Die ebenfalls zu Kleinasien gehörenden Inseln Tenedos, Muskonisi und Lesbos sind bereits oben unter Mysien beschrieben worden; und über die zur europäischen Türkei gerechneten und schon S. 6—9 beschriebenen Inseln mögen hier noch nachstehende Einzelnheiten folgen.

Die Insel **Candia** (s. S. 6) oder Kandia erhielt diesen Namen erst im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung; vorher hieß sie stets nur Creta. Die Sarazenen oder Araber, welche im Jahre 823 die Insel erobert hatten, legten gleich nachher da, wo ihr verschanztes Lager oder Chandar gewesen war, eine Stadt an, die sie nun ebenfalls Chandar nannten. Diesen Namen nun verwandelten die Griechen in Kandia, und da die Stadt bald der wichtigste Ort des Landes wurde, so ward mit der Zeit die ganze Insel nach ihr benannt. **Candia**, seitdem denn auch die Hauptstadt der Insel geblieben, liegt an der Nordküste, ist der Sitz eines türkischen Statthalters oder Pascha's, auch eines griechischen Erzbischofs, und hat eine Citadelle, 1 griechische Kathedrale und mehrere andere griechische und armenische Kirchen, viele Seifensiedereien, wenig Handel, einen seichten Hafen und 12,000 E. In der Nähe liegen die Ruinen von **Knossos** oder Knossus, der alten berühmten Hauptstadt Creta's und Residenz des Minos; ihr Hafen hieß Herakleion, und ihre Einwohner standen in dem Rufe, treffliche Bogenschützen zu sein. Hier findet man in einem kleinen Berge am Fuße des Ida eine weitläuftige Höhle, mit unzähligen Krümmungen und Gängen; man hält sie für das alte Labyrinth, obgleich es ebensowohl ein alter Schieferbruch sein kann. **Canea** (das alte Kydonia, ursprünglich die mächtigste und reichste Stadt auf Creta), feste Stadt an der Nordküste, westlich und 14 M. von Candia, in einer ausgezeichnet schönen, mit Gärten und Olivenhainen bedeckten Gegend, mit Hafen, lebhaftem Handel und 10,000 E. In der Nähe liegt der befestigte Ort Suda, mit Seesalzbereitung, Schiffswerften und dem schönsten Hafen der Insel. **Retimo** oder Rethymo (im Alterthum Rhytion oder Rhytium), feste Stadt an der Nordküste, auf halbem Wege zwischen Canea und Candia, mit Seifensiedereien, versandetem Hafen und 5000 E. Spina Longa, großes und festes Felsenschloß, an der Nordküste, östlich und 7 M. von Candia, mit gutem Hafen. Hagios Deka, Dorf an der Südküste, mit den Ruinen der alten Stadt **Gortyna**, die zur Römerzeit durch ihre Größe und Pracht Knossus verdunkelte. **Sphakia**, feste Stadt an der Südküste mit 1800 E., kleinem Hafen und starkem Weinbau in der Umgegend. Armyro, Kastell am gleichnamigen Meerbusen der Nordküste, zwischen Retimo und Canea. Margarites, Dorf mit Oel- und Weinbau und 1000 griechische E. Akadi, schönes griechisches Kloster und Bischofsitz. — Neben der Nordküste der Insel

Candia, und deren gleichnamigen Hauptstadt gerade gegenüber, liegt die 1 M. lange und 1/4 M. breite Insel **Standia** (im Alterthum **Dia** genannt), die freilich blos den von den Candiern hierher gebrachten Schafheerden zur Weide dient, aber schöne Häfen, auch Marmor- und Alabasterbrüche hat. Noch kleiner ist die neben der Südküste Candiens liegende Insel Gozzi, mit vielen wilden Kaninchen.

Die Insel **Lemnos** (s. S. 8) ist bekannt durch die Lemnische Erde, eine Art Bolus, die in der Türkei als bewährtes Mittel gegen Schlangenbiß und Gift betrachtet und Siegelerde genannt wird, weil die Säcke oder Beutel, in die man sie zum Versenden füllt, mit einem Siegel als Zeichen der Echtheit versehen werden. Zu bemerken ist noch, daß die Insel heutzutage auch wohl Limije genannt wird. Die an ihrer Westküste liegende Hauptstadt Lemnos oder Kastro hieß im Alterthum Myrina, und hat eine Citadelle, Hafen, Schiffbau und 1000 E. Ebenfalls an der Westküste liegen die Hafenörter St Antonio und Paradiso. Unweit der Ostküste liegt das Städtchen Kokino, und südlich davon die kleineren Oerter Kormi und Karvos. Südostwärts von Myrina lag im Alterthum die Stadt Hephästias. — Südlich und 3 M. von Lemnos liegt die kleine Insel **Hagiostrato** oder Hagiostrati, im Alterthum Nea oder Neae.

Die Insel **Samothrake** oder Samothrace, auch wohl Samothracia, jetzt **Samothraki**, auch Semadrek oder Semendrek (s. S. 9, wo leider die Namen durch Druckfehler entstellt sind), liegt vor dem Eingange zum Meerbusen von Saros (s. Topographie von Thrazien oder Rumelien) und hat zum Hauptort Kastro, an der Ostküste, und außerdem die 2 Dörfer Köi (an der Südküste) und Rubi (an der Westküste). An der Nordküste liegen die Ruinen von Samothracia, der vormaligen Hauptstadt der Insel.

Die Insel **Imbros**, jetzt Imbro (s. S. 9) ist zwar, gleich der vorigen, gebirgig, aber nichts desto weniger fruchtbar an Getreide, Wein, Oliven und Baumwolle, und hat zum Hauptort Sakria oder Kastro, Flecken unweit der Südostküste, mit den Ruinen der alten Stadt Imbros in der Nähe. Außerdem, enthält die Insel noch die Dörfer Flio (unweit der Südküste) und Aulaka (an der Westküste.)

Bevor wir uns von Kleinasien gänzlich abwenden und zu der Topographie von Macedonien, Thessalien, Albanien, Bosnien und Serbien wenden, wollen wir zuvor noch einige andere Theile der asiatischen Türkei kurz beschreiben. Denn bei dem jetzigen Stande der Dinge in der Türkei überhaupt bieten auch sie ein nicht geringes Interesse dar. Schon S. 1 ist bemerkt worden, daß die asiatische Türkei Kleinasien, Armenien, Syrien und Mesopotamien hat. Da wir oben Kleinasien bereits beschrieben haben, und Armenien damit am genausten zusammenhängt, so wollen wir zunächst diesen Hauptbestandtheil beschreiben.

Armenien, an der Ostseite der alten kleinasiatischen Landschaft Kappadocien gelegen, und vom Schwarzen Meere durch einen schmalen Küstenstrich des alten Pontus (s. oben Nr. 14 unter Kleinasien) getrennt, begreift den östlichen Haupttheil der nördlichen Hälfte der asiatischen Türkei, und hat einen Flächeninhalt von etwa 2800 □.M., mit 800,000 E., nämlich in der Begrenzung, die das hier in Rede stehende Türkische Armenien hat. Denn Armenien im weiteren Sinne begreift außer dem Türkischen auch das früher Persische, jetzt Russische Armenien, welches nebst einem Theile der persischen Provinz Aserbeidschan, die Ostgrenze von Türkisch-Armenien bildet. Das alte Armenien begriff im Wesentlichen das jetzige russische und türkische Armenien zusammen, und sein Name wird von Sem's Sohne Aram hergeleitet. Schon früh bildete sich hier ein Königreich, welches sich nachmals den Assyrern unterwarf und mit

Assyrien an Medien kam; doch behielt Armenien seine Könige und zahlte den Medern nur Tribut. Später wurde es persisch und erhielt von Persien aus Statthalter oder Satrapen. Damals besonders waren die armenischen Pferde berühmt und eine besondere Rasse derselben bildeten die weißen Prachtrosse der persischen Könige. Alexander der Große eroberte im J. 330 vor Chr. Armenien, und setzte hier nun seinerseits Statthalter ein, was auch seine Nachfolger, die Seleuciden, thaten. Die von Antiochus dem Großen eingesetzten Statthalter Zadriades und Artaxias machten sich jedoch zwischen 223 und 190 vor Chr. unabhängig und theilten das Land unter sich: jener nahm den westlichen kleineren (seitdem Kleinarmenien genannt), und Artaxias nahm den östlichen größeren Theil, seitdem Großarmenien genannt. Von 130 vor Chr. bis 412 nach Chr. herrschten in Großarmenien die Arsaciden, unter denen sich besonders Tigranes II. und Tigranes III. auszeichneten, und deren letzter König Artasir war. In Kleinarmenien starben die Nachkommen des Zadriades schon mit Artanes um das Jahr 70 vor Chr. aus, und das Land wurde nunmehr von den Römern dem Dejotar, einem der Vierfürsten von Galatien, gegeben. Da sein Sohn und Nachfolger, Dejotar II., ohne Erben starb, so kam Kleinarmenien im J. 33 vor Chr. unter pontische, später unter kappadocische Herrschaft, und ward im J. 70 nach Chr. zu einer römischen Provinz gemacht. Bei der Theilung des römischen Reiches kam Kleinarmenien zum oströmischen Kaiserthum, gegen Ende des 11. Jahrhunderts aber fing es an, sich unabhängig zu machen unter eigenen Fürsten, die seit 1189 den Königstitel annahmen. Kleinarmenien und Großarmenien wurden nach manchen politischen Veränderungen im J. 1522 von den Türken erobert und bleibend in Besitz genommen, bis auf den östlichen Theil von Großarmenien, der den Persern blieb und jetzt den Russen gehört. Noch ist zu bemerken, daß seit resp. 1403 und 1468 Turkmanen oder Turkomanen aus ihrem Stammsitze Turkestan (vergl. S. 115) in Armenien eindrangen, und zwar in solcher Anzahl, daß sie hier mit der Zeit die herrschende Nation (wenigstens in Kleinarmenien) wurden, und daher nach ihnen Türkisch-Armenien, auch wohl jetzt noch Turkmanien oder Turkomanien genannt wird. Daß die überall umherzerstreuten Armenier hier (und in Russisch-Armenien) ihre ursprüngliche Heimath haben, ist bereits S. 157 erwähnt worden. Uebrigens leben auch noch jetzt viele Armenier in Armenien selbst, nur daß sie hier nicht mehr die Mehrzahl, sondern die Minderzahl bilden. Armenien ist ein kaltes, jedoch fruchtbares Gebirgsland, dessen Produkte Eisen, Kupfer, Blei, Salz, Getreide, Obst, Wein, Baumwolle, Pferde, Schafe, Wildpret, Bienen u. s. w. sind. Hierher gehören, und zwar zu **Großarmenien**, so weit es einen Bestandtheil von Türkisch-Armenien bildet: **Erzerum** oder Arzerum (im Alterthum Theodosiopolis), Hauptstadt von Türkisch-Armenien und Sitz eines türkischen Statthalters oder Pascha's, eines armenischen Erzbischofs und griechischen Bischofs, in einer schönen und fruchtbaren Hochebene, südöstlich und 32 M. von Trapezunt, ostnordöstlich und 78 M. von Kaisarieh (s. Kappadocien unter Kleinasien), nordöstlich und 76 M. von Aleppo und westsüdwestlich und 36 M. von Eriwan (in Russisch-Armenien), mit Citadelle, 50 Moscheen, 3 Kirchen, 4 Klöstern, ansehnlichen Bazars und Karavanserais, Eisen-, Stahl-, Kupferwaaren- und anderen Fabriken, lebhaftem Aktiv- und Transitohandel und 33,000 E. Hassankale, Stadt und Festung zwischen sehr hohen und steilen Felsen, nordöstlich und 3 M. von Erzerum. **Kars** (auch im Alterthum so genannt), Stadt und Grenzfestung gegen Rußland am gleichnam. Fluß, nordöstlich und 20 M. von Erzerum und südwestlich von Tiflis (in Russisch-Kaukasien), Sitz eines türkischen Untergouverneurs und eines armenischen Bischofs, mit hochgelegener Citadelle, vielen Moscheen, Handel, namentlich

mit Kaukasien und Persien, und 10,000 E. Wurde am 2. Juli 1828 von den Russen erstürmt. Kars liegt in einem gleichnamigen Bezirk, der auch Tschaldir genannt wird. **Ani** oder Anikagaë, auch Ardagan (im Alterthum Andage oder gewöhnlicher Ani), feste Stadt in morastiger Gegend, nordnordwestlich und 10 M. von Kars, mit alten Ringmauern und Thürmen, nebst einem alten festen Schlosse, wo vormals die armenischen Könige häufig ihre Schätze verwahren ließen. Eben so häufig residirten sie hier in einem prachtvollen Palaste, von dem noch einige Trümmer vorhanden sind. Die Stadt soll damals an 100,000 Einwohner gehabt haben; jetzt ist sie sehr verfallen und verödet. **Ardanutsch** oder Ardanutschi, auch wohl Erdenutsch, Stadt mit Felsenfestung, nordwestlich und 15 M. von Kars und östlich und 28 M. von Trapezunt. **Isper** oder Ispera (im Alterthum Spera), Stadt am Tschoroch, nordnordwestlich und 14 M. von Erzerum und ostsüdöstlich und 18 M. von Trapezunt mit 6000 E. **Baiburt** (wahrscheinlich das alte Tharsidarate), Stadt und Festung am Tschoroch, westnordwestlich und 20 M. von Erzerum und südöstlich und 15 M. von Trapezunt, wurde am 19. Juli 1829 von den Russen eingenommen, und zeichnet sich besonders durch die Schönheit des weiblichen Geschlechts daselbst aus. **Ardschisch**, Stadt am nördlichen Ufer des Wansee's, südöstlich und 20 M. von Erzerum, mit Nußbaumpflanzungen und warmen Mineralquellen. **Aklat** oder Achlat (im Alterthum Chliat), Stadt am nördlichen Ufer des Wansee's und in der Nähe von Ardschisch, mit 10,000 E., einem festen Schlosse und vielen Ruinen des alten Chliat, welches häufig Residenz der armenischen Könige war und damals über 200,000 E. gehabt haben soll. **Wan** (im Alterthum Artemita oder Semiramocerta), feste Stadt am östlichen Ufer des Wansee's, südöstlich und 30 M. von Erzerum, mit Citadelle, schönen Gärten, Fischerei (die einen jährlichen Gewinn von 60,000 türkischen Piastern einbringen soll), Handel und 20,000 E., meist Armeniern. Die ursprüngliche Gründung der Stadt wird der assyrischen Königin Semiramis (die um 1965 vor Chr. starb) zugeschrieben; daher der Name Semiramocerta. Igtamar oder Aghtmar, berühmtes armenisches Kloster auf einer Insel im Wansee. **Bajazid** oder Bajazet, Stadt und Festung an der persischen Grenze, ostsüdöstlich und 30 M. von Erzerum, mit Baumwollweberei, Produktenhandel und 18,000 E., der Mehrzahl nach Armenier. **Musch**, Stadt unweit des Murad oder südlichen Quellenflusses des Euphrat, südlich und 12 M. von Erzerum, mit 5000 E. **Djadin** oder Dschadin, Stadt in der Nähe der russisch-armenischen und der persischen Grenze, östlich und 25 M. von Erzerum, mit lebhaftem Karavanenhandel und 10,000 E. Auf halbem Wege zwischen hier und Erzerum liegt Topra Kale, Stadt am Abhange eines Hügels, mit stark befestigter Citadelle. **Gumisch Khane** oder Hamischkane, auch Gemischkane, Stadt am Karschut, westnordwestlich und 23 M. von Erzerum und südlich und 10 M. von Trapezunt, mit 8000 E. und ergiebigen Silber- und Kupfergruben, wo auch Blei und etwas Gold gewonnen wird. Die Ausbeute wird jährlich mittelst einer Karavane nach Constantinopel geschickt. **Kure**, Stadt mit 3000 E. und großem Kupferbergwerk, wo auch edle Steine gefunden werden. **Schabin Karahissar** oder schlechthin Karahissar, feste Stadt westlich und 32 M. von Erzerum und südsüdwestlich und 16 M. von Trapezunt, mit Baumwollweberei und 14,000 E., welche in dem Rufe stehen, gutes Backwerk zu bereiten. **Ersendjan** (Ersendschan oder Erzingan, auch Arzingkan), Stadt am nördlichen Euphratarm, westsüdwestlich und 18 M. von Erzerum, mit starkem Obstbau, Handel und 12,000 E. **Kumach** (Kemach, Ganach oder Kiemakha), Stadt am nördlichen Euphratarm, mit Leinweberei, Wachtelfang und 16,000 E. Hidsche oder Hidsje, im Alterthum Eligis, Dorf mit

warmen Mineralbädern und geschichtlich merkwürdig durch den Sieg, den Pompejus hier über Mithridat erfocht. **Arabgir**, Stadt und Sitz eines türkischen Untergouverneurs, südöstlich und 25 M. von Erzerum, mit 6000 Häusern. **Egin** oder Ilija, Stadt am nördlichen Euphratarm, mit 2100 Häusern. Der südöstliche Theil von Großarmenien wird jetzt häufig auch Kurdistan genannt, weil derselbe meist von den Kurden (wahrscheinlich aus Turkestan stammend) bewohnt wird. Es liegen hier: **Amadieh** oder Amadia, Stadt und Hauptort der Zebarri-Kurden, auf einem hohen Felsen, südsüdöstlich und 36 M. von Erzerum und nördlich und 18 M. von Mossul, mit 8000 E., welche Handel mit Galläpfeln, Tabak und anderen Landesprodukten treiben. Südlich und 5 M. von hier liegt Zakhu oder Zahu, Sitz eines Kurdenhäuptlings. Das Land der Hakari, oder das Fürstenthum Dschulamerk ist das ansehnlichste aller Kurdenfürstenthümer, mit dem festen Schlosse **Dschulamerk**, welches südöstlich und 15 M. von Wan (s. oben) liegt. **Kulambar** oder Ghulambar, Hauptort des Kurdendistrikts Scherezur oder Schehrzur. **Bedlis** oder Bidlis, Stadt in der Nähe des Wansee's, südsüdöstlich und 18 M. von Erzerum, ist der Sitz eines kurdischen Fürsten, der in einem alten festen Schlosse residirt, liegt sehr zerstreut in 3 tiefen Thalschluchten, ist berühmt durch ihre Rothfärbereien und hat 12,000 E. **Sirt**, im Alterthum Tigranocerta, Stadt am Khabur (einem Nebenflusse des Tigris), südlich und 25 M. von Erzerum, mit mehreren Moscheen, armenischen Kirchen und Klöstern und 3000 E. In Sirt wohnt ein Bischof der Nestorianer, welche ihren Hauptsitz in Kurdistan haben, und vornehmlich zwischen dem Großen und dem Kleinen Zab (zwei Nebenflüsse des Tigris, welche sich unterhalb Mossul's in ihn ergießen) wohnen. — Zu **Kleinarmenien** (s. oben) sind folgende Oerter zu rechnen: **Malatia** oder Malatijah, im Alterthum Melitene, Stadt auf der Westseite des Euphrat, südwestlich und 45 M. von Erzerum und nordnordöstlich und 38 M. von Aleppo, mit vielen Gärten, lebhaftem Handelsverkehr und 10,000 E., von denen übrigens die meisten während des Sommers in dem benachbarten Aspesi wohnen. **Albostan** oder Elbastan, Stadt südwestlich und 20 M. von Malatia, mit Getreidehandel und 9000 E. **Merasch**, Stadt am südlichen Fuße des Taurus, südwestlich und 74 M. von Erzerum und nordöstlich und 15 M. von Adana (in Cilicien) mit 10,000 E. **Sis** oder Sisia, Stadt westlich und 8 M. von Merasch, hat 4000 E. und war im Mittelalter die Hauptstadt von Kleinarmenien. Schließlich ist von Armenien noch zu bemerken, daß der südwestliche Theil desselben, am oberen Euphrat und an der Nordgrenze von Mesopotamien und von Syrien, **Sophene** oder Sophanene genannt wurde; und daß die Hauptstadt hievon in späterer Zeit Amida (jetzt Diarbekr: s. unter Mesopotamien) war.

Was nun **Syrien** (s. S. 1) betrifft, so versteht man darunter den vorderasiatischen Küstenstrich am Mittelländischen Meere, der im N. bei Kleinasien beginnend, nach Arabien und Egypten hin südwärts sich hinabzieht, auf eine Strecke von ungefähr 130 Meilen. Theils durch den Euphrat, theils und hauptsächlich durch die syrisch-arabische Wüste wird Syrien im Osten von Mesopotamien geschieden. Man schätzt Syriens Flächeninhalt auf 2300 Q.M.; und was die Bevölkerung anbelangt, so nehmen Einige dieselbe zu 2½ Mill., Andere sie zu 6½ Mill. E. an, wahrscheinlich aber beträgt sie nicht viel über oder höchstens 3 Mill. Sie besteht aus Türken, Turkomanen und Arabern (welche die Mehrzahl bilden), aus Griechen, Armeniern und Franken (Europäern), aus Maroniten (s. unten) und Drusen (s. unten), und aus Juden (wahrscheinlich über ¼ Mill.). Außer den an die syrisch-arabische Wüste grenzenden Gegenden ist das Land gebirgig, und zwar ist hier das

Hauptgebirge der **Libanon**, der aus der Gegend von Aleppo, Syrien, in der Richtung von N. nach S. bis nach Palästina hinab sich durchzieht. Er besteht aber aus zwei parallel laufenden Ketten, von denen die westlichste, oder die der Küste am nächsten liegende Kette der Libanon im engeren Sinne (der höchste Gipfel ist hier 10,200 F. hoch) und die östlichste Kette der Antilibanon (mit dem Dschebel el Scheikh, der mit ewigem Schnee bedeckt ist) genannt wird. Wenn man also aus der syrischen Seestadt Beirut ostwärts in's Innere nach Damaskus reis't, so übersteigt man zuerst den Libanon und dann den Antilibanon. Eine südliche Fortsetzung des Antilibanon wird der Hermon genannt. Die dem Lande ausschließlich angehörenden Flüsse sind: der Orontes (er heißt jetzt eigentlich Asi, entspringt am Antilibanon und ergießt sich der äußersten Nordspitze Cyperns gegenüber in's Mittelländische Meer) und der Jordan, der auf dem Hermon entspringt, durch das Galiläische Meer (auch der See Tiberias oder Genezareth genannt, 3 M. lang und 1 M. breit, und nördlich und 15 M. von Jerusalem gelegen) fließt, und nach einem Laufe von 25 bis 30 M. in dem Todten Meere (16 M. lang und bis 3 M. breit; liegt östlich und 3 M. von Jerusalem) sich verliert, ohne daß man weiß, ob und wo er etwa einen unterirdischen Abfluß hier hat. Auf weitere geographische und statistische Einzelnheiten können wir aus Mangel an Raum hier nicht eingehen: und in geschichtlicher Beziehung wollen wir nur Folgendes bemerken: Syrien zerfällt geschichtlich in das nördliche oder eigentliche Syrien (Hauptstädte Damaskus und Aleppo) und das südliche oder Palästina. Die Grenze ist ungefähr da, wo St. Jean d'Acre liegt. Wenn in der älteren Geschichte von Syrien die Rede ist, so ist stets nur darunter das nördliche oder eigentliche Syrien zu verstehen, welches von 312 vor Chr. an den Kern des von Seleucus gestifteten mächtigen syrischen Reiches bildete, und erst seit 64 vor Chr. die Schicksale des römischen und nachmals des griechischen Reiches theilte. Von den alten Syrern in diesem nördlichen oder eigentlichen Syrien wissen wir im Ganzen wenig mehr, als daß sie ursprünglich in mehrere kleine Staaten getheilt waren, unter denen Damaskus früh hervorragt. Der 4 bis 5 M. breite und 25 M. lange Küstenstrich Syriens, welcher, der äußersten Südspitze Cyperns gegenüber beginnend, bis in die Nähe von St. Jean d'Acre südwärts sich hinabzieht, ward Phönizien genannt, weil hier die Phönizier wohnten, und zwar schon lange zuvor, ehe die Israeliten Palästina in Besitz nahmen. Diese und andere Spezialnamen erhalten ihre nähere Bezeichnung in der nachstehenden, kurzgefaßten Topographie des nördlichen oder eigentlichen **Syrien's**, wo wir zunächst haben: **Aleppo** oder Haleb (in der heiligen Schrift Helbon und von den alten Griechen Chalibon oder Beröa genannt), Hauptstadt des s. g. oberen Syriens und Sitz eines türkischen Statthalters (s. S. 20), südwestlich und 76 M. von Erzerum, nordnordöstlich und 38 M. von Damaskus und westlich und 15 M. von der Orontes-Mündung (s. oben), mit äußerst wichtigem und ausgebreitetem Handel und 100,000 E., davon 1/6 Christen (etwa 400 europ.) und 1/12 Juden. **Sarmin** oder Schehr Gemin, Stadt südwestlich und 5 M. von Aleppo, mit einem merkwürdigen Moscheenthurm, Maulbeer- und Olivenpflanzungen. **Killis**, Stadt nördlich und 8 M. von Aleppo, mit 12,000 E. **Skanderun** oder Eskienderun, von den Seeleuten **Alexandrette** und im Alterthum Alexandria ad Issum genannt, Seestadt am gleichnamigen Meerbusen, westnordwestlich und 14 M. von Aleppo und südöstlich und 13 M. von Adana (s. Cilicien unter Kleinasien), war ehemals volkreich, hat aber jetzt noch kaum 1000 E. Südlich und 8 M. von hier liegt am Orontes (jedoch 4 M. oberhalb seiner Mündung in's Mittelländische Meer) das alte berühmte **Antiochia** oder Antiochien (welches 5 Stunden im Um-

fange und noch in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung 200,000 E. hatte), jetzt **Antakia** genannt und nur noch mit 10,000 E. Der Seehafen Antiochiens war Seleucia, jetzt Suedik, an der Mündung des Orontes ins Meer. **Beilan**, Stadt im Gebirge, landeinwärts von Skanderun, mit 5000 E. **Semisat** oder Schemisat, auch Simasat, Stadt am Euphrat, nordnordöstlich und 28 M. von Aleppo, ist der Sitz eines türkischen Untergouverneurs, hieß im Alterthum **Samosata** und war die Hauptstadt der damals Kommagene genannten nordöstlichsten Provinz Syriens, diese außerdem namentlich noch enthaltend: **Aintab**, Stadt nördlich und 15 M. von Aleppo, mit 20,000 Einw., und **Nisib**, kleiner Ort, westwärts und 3 M. vom Euphrat und nordnordöstlich und 12 M. von Aleppo, ist geschichtlich merkwürdig durch den Sieg, den die Egypter hier am 24. Juni 1839 über die Osmanen davon trugen. **Latakia** (Latakieh, auch Ladakia), im Alterthum Laodicea ad Mare, Seestadt südlich und 18 M. von Alexandrette oder Skanderun (s. oben), der Nordostküste Cyperns gegenüber, mit 8000 E. Südlich und 6 M. von hier liegt am Meere Markab, Hauptsitz der Sabäer. In südöstlicher Richtung und wenige Meilen von Markab hausten zur Zeit der Kreuzzüge in den unzugänglichsten Gegenden des Libanon die berüchtigten Assassinen, von denen auch jetzt noch einige Ueberreste unter dem Namen Ismaeliten hier wohnen, deren Hauptort Massiate ist. Nicht weit von hier im nördlichen Theile des Libanon wohnen die Nosairen oder Ansarier (angeblich Sonnenanbeter, übrigens ein gutmüthiges Volk und etwa 60,000 Köpfe stark), unter eigenen Häuptlingen. **Homs** oder Hems, Stadt unweit des Orontes, südlich und 25 M. von Aleppo und nördlich und 18 M. von Damaskus, hat 25,000 E., wurde im Alterthum Emesa oder Emissa genannt. Nördlich und 6 M. von hier oder südsüdwestlich und 20 M. von Aleppo liegt **Hama**, bedeutende Handelsstadt und Karavanenstation, mit 50,000 Einw., kommt in der heiligen Schrift häufig unter dem Namen Hamath oder Hamathi vor, und wurde zur Zeit der Griechen und Römer Epiphania genannt. **Baalbek**, Stadt am Libanon, nordwestlich und 6 M. von Damaskus, hat jetzt nur höchstens 2000 E., war aber im Alterthum sehr volkreich und berühmt als Heliopolis, und kommt 1. Kön. 9, 18 unter dem Namen Baalath vor. In gerader östlicher Richtung und 25 M. von hier liegen in der syrischen Wüste die Ruinen der einst so berühmten Stadt **Palmyra**, in der heiligen Schrift Thadmor, auch Thamar genannt. **Damaskus** (oder Damask, bei den Arabern Cham, Scham, Demieky oder Dimischk), Stadt und Sitz eines türkischen Statthalters und des griechischen Patriarchen von Antiochien, in äußerst romantischer Umgebung, südsüdwestlich und 38 M. von Aleppo, nordnordöstlich und 30 M. von Jerusalem und nordöstlich und 18 M. von St. Jean d'Acre, mit äußerst lebhaftem Handel und 200,000 E. (nach anderen Angaben nur 130,000), worunter 30,000 Christen und 15,000 Juden. Damaskus ist die Hauptstadt von Cölesyrien oder dem Hohlen Syrien, wie derjenige Theil Syriens, der zwischen dem Libanon und dem Antilibanon liegt, im Alterthum genannt ward und hin und wieder auch noch genannt wird. Malula, Dorf auf dem Antilibanon und nicht sehr weit von Damaskus, merkwürdig als einziger Ort in ganz Syrien, wo das Altsyrische noch als Umgangssprache geredet wird. Rafaniat, kleiner Ort am Libanon, mit den Ruinen der alten Stadt **Raphaneä** (Raphanäa oder Raphana), welche zu den s. g. Zehnstädten Cölesyriens gehört. Zwischen Cölesyrien und dem alten Phönizien (s. oben), also an der Westseite von Damaskus, wohnen in dem, den Namen Kesruan führenden Theil des Libanon die **Maroniten**, deren Gesammtzahl im J. 1844 auf 525,000 sich belaufen haben soll. Der Abstammung nach sind sie wahrscheinlich, wenigstens großentheils, Nachkommen der alten Syrer, und der Re-

ligion nach sind sie schon seit dem 12. Jahrhundert römisch-katholische Christen, mit einigen Vorrechten (Messe in syrischer Sprache, Priesterehe rc.) Anfangs waren sie Monotheleten, wie ihr erster Patriarch Maro, nach welchem sie den Namen führen. Sie zahlen der Pforte Tribut, stehen aber hinsichtlich der inneren Angelegenheit unter 4 Oberscheikhs oder Emire ihrer eigenen Nation, welche patriarchalisch herrschen und im Kriege die Anführer sind. Der oberste Emir oder Groß-Emir der Maroniten hat seinen Sitz in dem, am Fuße der Cedernhöhe des Libanon gelegenen berühmten Kloster Kanobin oder Canobin. Ein anderer Emir bewohnt ein Felsenschloß in der Nähe von Dschebel (s. unten). In dem, 56 Q.M. großen Bergdistrikt, den die Maroniten bewohnen, gibt es keine Stadt, sondern nur Dörfer, und außerdem mehr als 200 Mönchs- und Nonnenklöster. Südlich von den Maroniten wohnen auf dem Libanon, außerdem aber auf dem Antilibanon und in der, Hauran (im Alterthum Peräa) genannten, östlich vom Jordan und südlich von Damaskus gelegenen Hochebene, die Drusen, über 200,000 an der Zahl, kaukasischen Stammes und einem Religionssystem zugethan, welches ein Gemisch von Heidenthum, Mahomedanismus und Judenthum ist. Sie zahlen Tribut an die Pforte, sind aber im Uebrigen unabhängig. An ihrer Spitze steht ein Groß-Emir, dessen Macht jedoch weder unumschränkt, noch erblich ist. Die übrigen Emire, die Scheikhs und größeren Grundbesitzer bilden eine Art Tagsatzung in Deir el Kamar oder Dair el Khamar, Stadt und Hauptort der Drusen, auf dem Libanon, westlich und 6 M. von Damaskus, mit Seidenzucht, Seidenweberei und 5000 E. In dem nahen Dorfe Beteddein oder Ptedin bewohnt der Groß-Emir der Drusen einen schönen Palast. Eine andere Stadt im Lande der Drusen ist Rascheinah, mit Bergschloß und 5000 E. Das soeben erwähnte Hauran oder Peräa ist reich an Ueberresten geschichtlich merkwürdiger Städte, als: des alten Gerasa, Bostra u. s. w. Die meisten liegen im Haurandistrikte el Bottein, ursprünglich Basan (5. Mos. 4, 43. 47) genannt. Der zwischen hier und dem See Genezareth (s. oben) liegende Landstrich ward zur Zeit der Römer Gaulonitis, ein anderer (höher hinauf und südostwärts von Damaskus gelegen) Trachonitis, und ein dritter, in der Nähe, Ituräa genannt. Der südlichste Grenzplatz des eigentlichen Syriens ist St. Jean d'Acre oder Akre (in der heiligen Schrift Akko, sonst im Alterthum Akkon und zur Zeit der Kreuzzüge Ptolemais genannt), stark befestigte Seestadt an einem Meerbusen und an der Nordgrenze Palästina's, nördlich und 17 M. von Jerusalem und südwestlich und 18 M. von Damaskus, mit dem besten Hafen der syrischen Küste und 20,000 E. Von hier erstreckt sich nordwärts der Küstenstrich, den im Alterthum Phönizien einnahm, mit folgenden Oertern, in nachstehender Reihenfolge, von Süden angefangen: Tyrus, jetzt Sur, Stadt am Meere, nördlich und 5 M. von St. Jean d'Acre, einst hochberühmt und volkreich, jetzt mit versandetem Hafen und 5000 E. Sidon, jetzt Said oder Seideh, Stadt am Meere, westlich und 4 M. von Damaskus, nördlich und 4 M. von Tyrus und in der nämlichen Richtung 9 M. von St. Jean d'Acre, einst eben so berühmt, wie Tyrus, gegenwärtig mit 8000 E. Nicht weit von hier liegt landeinwärts auf dem Libanon das ehemalige Kloster Mar Elias oder Marili, lange Zeit Wohnsitz der 1839 verstorbenen Lady Esther Stanhope. Beirut, einst als phönizische Stadt Berytus genannt, eine noch jetzt wichtige Seehandelsstadt am Meere, nördlich und 4 M. von Sidon und nördlich und 13 M. von St. Jean d'Acre, kann gewissermaßen als der Seehafen von Damaskus betrachtet werden, wovon sie in westnordwestlicher Richtung 10 M. entfernt liegt, ist der Sitz eines türkischen Statthalters (s. S. 20), treibt wichtigen Handel und hat 12,000 E. Byblus, in der heil. Schrift Gebal, daher auch jetzt noch Dschebel oder

Dschebail, Stadt am Meere, nördlich und 3 M. von Beirut, mit Kastell und 2000 E., worunter Maroniten. Batrun oder Patron, im Alterthum Botrys oder Botrus, kleine Seestadt oder vielmehr nur Dorf, nördlich und 5 M. von Beirut. Tarablus (Tarabolos, Trablos, Tarables), im Alterthum Tripolis, Stadt unweit des Meeres, nördlich und 23 M. von St. Jean d'Acre, südlich (und etwas nach Westen hin) und 32 M. von Antakia (s. oben) und nordwestlich und 15 M. von Damaskus, Sitz eines türkischen Untergouverneurs und eines griechischen Bischofs, mit Citadelle, 11 Moscheen, 7 Kirchen, 4 katholischen Klöstern, Seiden- und Baumwollweberei, Handel und 17,000 E., worunter 3000 Christen. Der eigentliche Seehafen der Stadt liegt eine Viertelstunde von hier, führt den Namen El Myna und ist eine für sich bestehende Stadt mit Schiffswerften und 4000 E. Aradus (in der heiligen Schrift Arpad oder Arphad), jetzt Ruad genannt und ein dorfähnliches Städtchen auf einer kleinen Insel, unweit der Küste, war die nördlichste Stadt Phöniziens, und gegenüber auf dem Festlande liegt das alte phönizische Antaradus, jetzt ebenfalls ein geringer Ort, der Tartus oder Tortosa genannt wird. — — — Zu Palästina (s. oben), dessen ältester Name Canaan oder Land Canaan ist und welches außerdem in der heiligen Schrift, wiewohl seltener, Land Israel, Land der Ebräer, das heilige Land und Land der Verheißung oder das gelobte Land genannt wird und in späterer Zeit gewöhnlich Judäa hieß, und dessen Flächeninhalt zu 540 Q.M. (die Wüsten jenseits des Jordans und im Süden mitgerechnet) angenommen wird, gehören: Jerusalem (bei den alten Griechen Hierosolyma, bei den Türken Soliman, gewöhnlicher aber Kudschi Scherif, und bei den Arabern El Kods oder die Heilige), Hauptstadt und seit 1842 Sitz eines evangelischen Bischofs, liegt beinahe im Mittelpunkte Palästina's, 7 bis 8 M. vom Mittelländischen Meere und 5 M. vom Jordan entfernt, mit 20,000 E., worunter 5000 Mahomedaner, 10,000 Juden und 5000 Christen. An der Ostseite der Stadt liegt der berühmte Oelberg (3000 F. über dem Mittelländischen Meere) und an der Westseite der Hügel Golgatha. Südlich und 1 M. von Jerusalem liegt Bethlehem (jetzt Beit el Ham genannt), Dorf mit 1800 E. Hebron (jetzt Kalil oder Hlalil), Stadt am Abhange eines Berges, südlich und $3^1/_2$ M. von Jerusalem, mit 5000 E. (worunter gegen 800 Juden) und wichtigen Glasfabriken, welche das viele Holz, dessen sie bedürfen, noch immer aus den Resten der großen Waldungen erhalten, von denen der jetzt fast ganz ausgerottete Hain Mamre ein Theil war. Westlich und 10 M. von hier liegt Gaza (1 Kön. 4, 24. Gasa genannt), jetzt Razze oder Ghase, Stad- am Mittelländischen Meere und wenige Meilen von der egyptischen Grenze ent, fernt, mit Hafen und 5000 E. Nördlich und 10 M. von Gaza liegt Joppe, jetzt Jaffa, feste Stadt am Meere, nordwestlich und 7 M. von Jerusalem, mit Hafen, Handel und 7000 E. Von hier führt der Weg nach Jerusalem über Arimathia, jetzt Ramle, Stadt in einem reizenden Thal, mit 6000 E. Kaisarieh, ein jetzt geringer Hafenort, nördlich und 7 M. von Jaffa, südlich und 6 M. von St. Jean d'Acre und nordwestlich und 17 M. von Jerusalem, war zur Römerzeit die prachtvolle Stadt Cäsarea und damals der Lieblingsaufenthalt der römischen Statthalter. Nordwärts von hier und in der Nähe von St. Jean d'Acre liegt der Berg Karmel, und aus der, von hier bis zum Galiläischen Meere (s. oben) sich erstreckenden berühmten Ebene Esdrelom erhebt sich isolirt und zu einer Meereshöhe von 1755 Fuß der Berg Tabor. In der Ebene Esdrelom lag auf einem Hügel der im alten Testamente mehrfach erwähnte Ort Dothaim. Mit der Ebene Esdrelom hing auch zusammen das Thal Jesreel, so benannt nach der Stadt Jesreel, jetzt Karethji und

ein unbedeutender Ort. Von dem Berge Tabor ist es es nicht weit bis zum Berge der Seligkeiten, deßhalb so genannt, weil man glaubt, dieser sei es gewesen, wo Jesus die Bergpredigt (Selig sind die Sanftmüthigen ꝛc.) gehalten. **Safed** oder Saffad (von den Juden Swass genannt), Stadt an der Nordseite des Galiläischen Meeres, mit 4000 E., worunter 1000 Juden. In dem Theile Palästina's, der zu Jesu Zeit **Galiläa** genannt wurde, liegen die Oerter: **Nazareth**, jetzt Nasra (Stadt nördlich und 15 M. von Jerusalem und südöstlich und 6 M. von St. Jean d'Acre, mit 3000 E.) und **Tiberias**, jetzt Tabarieh (Stadt am südlichen Ende des Galiläischen Meeres, mit 2000 Einw., zur Hälfte Juden). **Samaria** (in späteren Zeiten Sebaste, jetzt Schemrun) liegt nördlich und 8 M. von Jerusalem, wurde von Amri (928 bis 918 vor Chr.) erbaut und war seitdem bis zum Untergange des Reiches Ephraim der Sitz der Könige desselben oder des Reiches Israel, ist aber jetzt ein elender Ort. Südlich und 1 M. von hier liegt **Sichem** (zu Jesu Zeit Sichar), jetzt **Nablus** oder Naplusa, Stadt in einem fruchtbaren Thale, mit 6 Moscheen, 1 christlichen Kirche, bedeutendem Handel und 10,000 E., worunter nur noch äußerst wenige Nachkommen der alten Samariter. An der Ostseite des Oelberges (s. oben unter Jerusalem) liegt **Bethania**, jetzt Beit-Aria; Dorf mit 600 E. **Jericho** ist jetzt ein, Richi genanntes, geringfügiges Dorf auf der Ostseite des Jordans, nordöstlich und 3 M. von Jerusalem, von etwa 300 Arabern bewohnt.

Ueber den vierten Hauptheil der asiatischen Türkei, der S. 1 mit dem allgemeinen Namen **Mesopotamien** bezeichnet ist, wollen wir hier nur Folgendes bemerken. Mesopotamien ist von alter Zeit her lediglich ein geographischer und durchaus keine politische Bedeutung in sich fassender Ausdruck, mit dem im weiteren Sinne der ganze Landstrich zwischen dem Euphrat und Tigris, und zwischen den Armenischen Gebirgen und dem Persischen Meerbusen bezeichnet wird. Im engeren Sinne aber versteht man darunter nur das Land zwischen Armenien und Bagdad, und hier nun liegen die nachstehenden Oerter bis zum nächsten Gedankenstrich: **Diarbekr** oder Diarbekir, auch Karahamid, Stadt und Sitz eines türkischen Statthalters (s. S. 20), am rechten Ufer des oberen Tigris, nordöstlich und 43 M. von Aleppo und südwestlich und 35 M. von Erzerum, mit 40,000 E. Diarbekr hieß im Alterthum **Amida** und war eine geraume Zeit hindurch die Hauptstadt der oben am Schluß von Armenien erwähnten armenischen Landschaft Sophene. **Maden**, Stadt am Euphrat, nordnordwestlich und 18 M. von Diarbekr und ostnordöstlich und 60 M. von Maden in Kappadocien (s. oben Kappadocien unter Kleinasien), mit sehr reichen Kupfergruben und 10,000 E. **Kieban Maaden** oder Kebban Maden, Bergstadt in der Nähe von Maden, mit Blei- und Silbergruben und von etwa 500 Familien bewohnt. **Kharput** oder Charput, Stadt und Sitz eines türkischen Statthalters (s. S. 20), am Schemisat, einem Nebenflusse des Euphrat, westnordwestlich und 15 M. von Diarbekr, mit Bergschloß, Handel und 11000 E. **Siwerek**, Stadt an einem Nebenflusse des Euphrat, westlich und 12 M. von Diarbekr, mit 12,000 E. **Bir**, auch Biredschik, im Alterthum Birtha, St. am linken Euphratufer, südwestlich und 28 M. von Diarbekr und nordnordöstlich und 15. M. von Aleppo, mit 4000 E. Nördlich und 5 M. von Bir ist der im Alterthum so berühmte Uebergangspunkt über den Euphrat, bei Romkala, im Alterthum Apamea, jetzt ein unbedeutender Ort. **Rakka**, Stadt am linken Euphratufer, unterhalb oder südsüdöstlich und (die gerade Richtung genommen) 28 M. von Bir, nordöstlich und 45 M. von Damaskus und südöstlich und 30 M. von Aleppo, mit 8000 E. und den Ruinen eines Palastes des Chalifen Harun al Raschid. **Kirkesia**, Stadt am linken Ufer des Euphrat, der

hier den Khabur aufnimmt, ostnordwestlich und 52 M. von Damaskus und nordwestlich und 58 M. von Bagdad, ist das alte **Circesium** (in der heil. Schrift Carchemisch genannt) und geschichtlich merkwürdig durch den Sieg, den Nebukadnezar über den König Necho von Egypten hier erfocht. **Orfa**, Stadt am Abhange zweier Berge, südwestlich und 20 M. von Diarbekr, nordöstlich und 24 M. von Aleppo und östlich und 43 M. von Adana (in Cilicien, s. unter Kleinasien), mit Industrie, Handel und 50,000 E. Diese Stadt hieß im Alterthum **Edessa** und war die Hauptstadt des im J. 137 vor Chr. (unter Antiochus VII. von Syrien) gestifteten und erst im J. 216 nach Chr. zu einer römischen Provinz gemachten Königreichs Osroene, und von 1097 bis 1150 die eines von Balduin von Flandern errichteten Fürstenthums Edessa. Da wo jetzt Edessa oder Orfa steht, soll das altchaldäische **Ur** der heil. Schrift gestanden haben. Südöstlich und 17 M. von hier, sowie östlich u. 28 M. von Aleppo und nordöstlich und 54 M. von Damaskus liegt, am Belikh, die Stadt Hharan, welche das aus der Geschichte der Erzväter bekannte **Haran** ist, zur Zeit der Seleuciden Karrhä und bei den Römern Carrä hieß. Hier war es, wo Crassus die Niederlage von den Parthern erlitt. **Ana** oder Aana, Stadt am Euphrat, östlich und 70 M. von Damaskus und nordwestlich und 40 M. von Bagdad, Sitz eines arabischen Emirs, mit 5000 fast nur arabischen E. **Mardin**, Stadt auf einem Berge, östlich und 20 M. von Orfa oder Edessa und südöstlich und 13 M. von Diarbekr, mit viel Industrie und 12,000 E., worunter Kurden und zahlreiche Christen, welche hier manche Freiheiten und Rechte genießen. In der Nähe liegt das Jakobitenkloster Dur Safran. Ostsüdöstlich und 5 M. von Mardin liegt der kleine Ort Nisibin, das alte **Nisibis**, in der heil. Schrift (z. B. 2 Sam. 8, 3.) Zoba genannt. **Sindschar** oder Sindsjar, Stadt am gleichnamigen Fluß, südöstlich und 30 M. von Diarbekr und westlich und 18 M. von Mossul, ist Hauptort eines gleichnamigen Untergouvernements oder Liva, wo in dem Sindschar-Gebirge die **Jeziden**, ein räuberisches Volk kurdischer Abstammung, wohnen, welche einen türkischen Dialekt reden, ein dem Manichäismus verwandtes Religionssystem haben und die Mahomedaner hassen. — Der östliche oder der auf der Ostseite des Tigris gelegene Theil Mesopotamiens machte einst einen Hauptbestandtheil **Assyriens** und des assyrischen Reichs aus, von dessen berühmter Hauptstadt **Ninive** noch erst in neuester Zeit höchst sehenswerthe Ueberreste ausgegraben worden sind, die jetzt eine besondere Abtheilung im brittischen Museum bilden. Die Ruinen von Ninive liegen auf dem linken Tigrisufer bei dem Dorfe Nunia; und gerade gegenüber liegt **Mossul**, Stadt am rechten Tigrisufer, oberhalb oder nordnordwestlich und 50 M. von Bagdad, östlich und 70 M. von Aleppo, südsüdöstlich und 55 M. von Erzerum und südöstlich und 42 M. von Diarbekr, mit 20 Moscheen, 20 christlichen Kirchen, Baumwollweberei (der Musselin führt von dieser Stadt den Namen), lebhaftem Handel und 75000 (nach anderen Angaben nur 35,000) E. El Kosch, Dorf in der Nähe von Mossul, mit einem Kloster, wo der vornehmste nestorianische oder chaldäische katholische Patriarch seinen Sitz hat. **Kerkuk**, Stadt am Sirkossar (oder Kissh-Su, auch Khassh-Chai), südöstlich und 20. M. von Mossul, hatte früher 15,000 E., soll aber jetzt sehr herabgekommen sein. **Erbil** oder Arbil, im Alterthum **Arbela**, Stadt in einer Ebene zwischen dem Großen und Kleinen Zab, östlich und 10 M. von Mossul, hat 6000 E. und ist geschichtlich merkwürdig durch den Sieg Alexanders des Großen über Darius am 2. Oct. 331 vor Chr., auch die Schlacht bei Gaugamela genannt, weil dieser Ort in der Nähe lag. **Sulimanieh** oder Suleimanjeh, Stadt am Fuße des Avromangebirges, nordöstlich und 9 M. von Kerkuk und ostsüdöstlich und 25 M. von Mossul, mit 10,000 E. **Tekrit**, Stadt am Tigris, unterhalb

oder südlich und 30 M. von Mossul und oberhalb oder nordnordwestlich und 18 M. von Bagdad, wird als die südlichste Stadt Mesopotamiens im engeren Sinne betrachtet. — — Im südlichen Theil Mesopotamiens im weiteren Sinne, oder in dem alten **Babylonien** und **Chaldäa**, von den Arabern oder seit der Chalifenzeit **Irak Arabi** genannt, liegen folgende Oerter: **Bagdad**, Stadt am Tigris (hauptsächlich auf dem linken Ufer), unterhalb oder südsüdöstlich und 50 M. von Mossul und nordwestlich und 60 M. von Bassora, Sitz eines türkischen Statthalters (s. S. 20) und Hauptstapelplatz für die indischen Waaren, war im 8. und 9. Jahrhundert unstreitig die glänzendste Stadt der Welt und soll damals über $1^1/_2$ Mill. E. gehabt haben, hat aber gegenwärtig nur noch 30,000 E. Unterhalb und 8 M. von Bagdad lagen zu beiden Seiten des Tigris die einst so berühmten, prächtigen und volkreichen Städte Seleucia (auf dem rechten) und Ktesiphon (auf dem linken Tigrisufer), die dann beide zusammen Madain oder die Doppelstadt genannt wurden. **Hilla**, Stadt am Euphrat, südlich und 15 M. von Bagdad, mit 7000 E. und den geringen Ueberresten der altberühmten Stadt **Babylon** in der Nähe. Mesched Ali und Mesched Hussein, Städte, zu denen von den Persern stark gewallfahrtet wird, unweit des Euphrat, mit resp. 8000 und 6000 E. **Korneh** oder Kornah (im Alterthum Apamia), Stadt am Zusammenflusse des Euphrat und Tigris, südöstlich und 50 M. von Bagdad und nordwestlich und 10 M. von Bassora, mit 5000 E. **Bassora**, auch Basra oder Balsora (im Alterthum Forsath), wichtige Handelsstadt am Pasitigris oder Schat el Arab, 12 M. oberhalb seiner Mündungen in den Persischen Meerbusen, südöstlich und 60 M. von Bagdad und nordwestlich und 400 M. von Bombay (in Vorderindien) mit 80,000 E., zur Hälfte aus Arabern, und zur Hälfte aus Türken, Persern, Armeniern u. s. w. bestehend.

Wir kehren nunmehr zur Europäischen Türkei zurück, und geben zunächst die Topographie von **Macedonien**, über dessen geographische Lage, Geschichte u. s. w. bereits S. 4 und 5 das Erforderliche bemerkt worden ist, und zu welchem folgende Oerter gehören: **Salonik** oder Salonichi (**Thessalonich**), Hauptstadt am gleichnamigen Busen des Aegeischen Meeres, Sitz eines türkischen Statthalters (s. S. 20), und nach Constantinopel die wichtigste Seehandelsstadt der europäischen Türkei, mit mehr als 30 Moscheen (die fast alle früher christliche Kirchen waren), mehreren griechischen Kirchen und Klöstern, 1 katholischen Kirche, vielen Alterthümern aus der römischen Zeit, zahlreichen Fabriken, Türkischrothfärbereien und 70,000 E., von denen über die Hälfte Griechen, Juden, und Europäer sind. Bekannt sind die zwei Briefe oder Epistel des Apostels Paulus an die Thessalonicher. Die Stadt hieß ursprünglich Halia oder Therma, wurde aber von Kassander, ihrem neuen Gründer, Thessalonica genannt, zu Ehren seiner Gemahlin, welche so hieß und eine Schwester Alexanders des Großen war. **Jenidsche Vardar**, Stadt nordwestlich und 6 M. von Salonik, mit 6000 E., welche den besten Tabak in Macedonien bauen. Jenidsche Vardar ist das alte **Pella**, Geburtsort Alexanders des Großen und seines Vaters Philipp, der den Ort zur macedonischen Haupt- und Residenzstadt erhob, was zuvor Edessa gewesen war, jetzt **Vodina** genannt, Stadt an der Bistritza, nördlich und 4 Meilen von Jenidsche Vardar und nordwestlich und 9 Meilen von Salonik, mit 12,000 E. **Drama** oder Dirama, feste Stadt unweit der thracischen Grenze, ostnordöstlich und 18 M. von Salonik, westsüdwestlich und 27 M. von Adrianopel und 4 M. vom nächsten Küstenpunkt am Aegeischen Meere, mit 8000 Einw., starkem Tabaksbau und dem Dorfe Filiba oder Filibe in der Nähe, welches nebst dem nahen Flecken Piranschta auf den Trümmern der alten macedonischen Stadt **Philippi** steht, geschichtlich berühmt

durch den Sieg des Antonius und Octavian über Brutus und Cassius im J. 42 vor Chr., und durch das Wirken des Apostels Paulus hierselbst (Apostelgesch. 16, 12 ff. und Brief an die Philipper). Wir lesen Apostelgeschichte 16, 11., daß Paulus und seine Gefährten von Troas (s. oben Kleinasien unter Mysien) nach Samothrace (s. oben unter den Inseln des Archipels und S. 9), und von dort zuerst nach Neapolis reis'ten, welches eine, der Insel Thasos (s. S. 8) gegenüber liegende macedonische Seestadt war, jetzt Kuhadasi heißt und von wo aus der Weg nach Philippi nur noch 3 Meilen betrug. Der Apostelgesch. 16, 13 erwähnte Fluß bei Philippi heißt jetzt Karasu und bildet die Grenze zwischen Macedonien und Thrazien. Dicht neben Kuhadasi oder dem alten Neapolis liegt **Kavala** oder Cavale, Stadt am Aegeischen Meere, der Insel Thaso (s. S. 8) schräg gegenüber und $2^1/_2$ M. davon entfernt, ist merkwürdig als Geburtsort des verstorbenen Mehemet Ali, Pascha's von Egypten, und hat 3000 E., welche Handel mit Tabak, Baumwolle u. s. w. treiben. **Melenik** oder Menlik, Stadt an einem Nebenflusse des Stromza (s. S. 28), nordwestlich und 9 M. von Drama (s. oben), mit Seidenzucht und 5000 E. **Egri Palanka** (im Alterthum Bylazora und damals Hauptstadt der macedonischen Landschaft Päonien), Stadt in der Nähe der bulgarischen Grenze, nordnordwestlich und 14 M. von Melenik, südwestlich und 12 M. von Sophia (s. oben unter Bulgarien) und nördlich und 23 M. von Salonik, mit ziemlich ergiebigem Kupfer- und Eisenbergwerk. Ostnordöstlich und 4 M. von hier und südwestlich und 8 M. von Sophia (in Bulgarien) liegt **Kostendil** oder Kustendil, auch Ginstendil, Stadt am südlichen Fuße des Balkan, mit 8000 E., warmen Schwefelquellen und etwas Bergbau auf Gold und Silber. **Karatova**, Stadt zwischen hohen Bergen, südwestlich und 9 M. von Kostendil und nordnordwestlich und 18 M. von Salonik, mit silberhaltigen Kupferbergwerken und 8000 E., worunter viele Kupferschmiede. **Dupindscha** oder Dubnitza, Bergstadt an einem Seitenzweige des Balkan, östlich und 4 M. von Kostendil und südlich und 4 M. von Sophia in Bulgarien, mit Eisengruben, Hüttenwerken und 6000 E. **Seres**, Stadt am Strymon oder Stromza, in einer durch ihre Baumwollkultur berühmten und überhaupt trefflich angebauten Ebene, nordöstlich und 10 M. von Salonik, westlich und 12 M. von Kavala (s. oben) und etwa 4 M. vom Aegeischen Meere entfernt, mit starker Baumwollweberei, wichtigem Baumwoll- und Tabakshandel und 30,000 E. In der Ebene von Seres liegen an 300 Dörfer, und zwar so nahe beisammen, daß sie eine einzige große Stadt zu bilden scheinen. **Demirhissar** oder Timurhissar, Mfl. nordwestlich und 3 M. von Seres, mit Bergschloß und warmen Mineralbädern. **Contessa** oder Kontessa, kleine Hafenstadt am gleichnamigen oder Strymonischen (wie er im Alterthum hieß) Meerbusen, und an der Mündung des Strymon oder Stromza, ostnordöstlich und 11 M. von Salonik, hieß in der Vorzeit Eion oder Chrysopolis und war der Hafenplatz der, von den Atheniensern als Colonie gegründeten Stadt **Amphipolis**, später von den Christen Christopolis und heutzutage Emboli genannt und am Strymon oder Stromza flußaufwärts gelegen. **Orfan**, Stadt am Meerbusen von Contessa und ganz in der Nähe des eben genannten Ortes Contessa, mit Hafen, wichtigem Baumwollhandel und 3000 Einw. Von der zwischen dem Meerbusen von Contessa und dem Meerbusen von Salonichi gelegenen Chalcidischen Halbinsel ist bereits S. 27 die Rede gewesen, und hier nur noch zu bemerken, daß dieselbe von einer, mit Südfruchtbäumen bewachsenen Reihe von Bergen durchzogen wird, von denen der äußerste und östlichste auf der nördlichsten Landzunge (s. S. 27) vorzugsweise **Athos** heißt und 4200 F. hoch ist. Auf diesem Berge stehen 22 griechische Kirchen, 20 Klöster, 480 Kapellen und zahlreiche Einsiedeleien, mit zusammen etwa 4000 Mönchen, die neben ihrem

geistlichen Berufe Wein- und Oelbau, namentlich auch starke Bienenzucht treiben, Heiligenbilder, hölzerne Löffel u. dgl. m. verfertigen und die Erzeugnisse ihres Fleißes in dem an der Nordwestseite des Berges auf der genannten Landzunge gelegenen Orte Kares oder Chares (auch Karä oder Kareis genannt) absetzen. Auf der Westseite des Meerbusens von Salonik, und der Chalcidischen Halbinsel gegenüber, liegt unweit der thessalischen Grenze **Katerin** oder Kitros, Stadt mit 5000 E., im Alterthum **Pydna** genannt und geschichtlich merkwürdig durch den Sieg der Römer unter Aemilius Paulus über den macedonischen König Perseus im J. 168. **Karaveria** oder Veria, Stadt an der Ferina, westlich und 8 M. von Salonik, mit Baumwollwebereien, Türkischrothfärbereien und 8000 (nach anderen Angaben 20,000) E., heißt auch Veria und ist das alte **Beröa**, dessen auch in der Apostelgeschichte 17, 13. erwähnt wird. Im südlichsten Theile von Macedonien liegen die kleinen Städte Servia (unweit der thessalischen Grenze, westlich und 4 M. von Katerin oder Pydna), Grevno (westlich und 7½ Meilen von Katerin oder Pydna), Lepeni (in der Nähe der albanesischen Grenze, westsüdwestlich und 16 Meilen von Salonik), Chatista (ostnordöstlich und 4 Meilen von Lepeni), Carajani (südsüdwestlich und 4 M. von Karaveria oder Veröa) und Egribudjak oder Egribudgiak, südlich und 2 M. von Karaveria oder Veröa. **Uskup**, im Alterthum Scopia, Stadt und Paschasitz am Vardar, und an der Straße nach Serbien, nordnordwestlich und 23 M. von Salonik, östlich und 26 M. von Skutari (in Albanien) und südwestlich und 22 M. von Sophia (in Bulgarien), mit festem Schloß, wichtigen Gerbereien und 10,000 E. **Koprili** oder Krupulik (auch Kiuperli), Stadt am Vardar, unterhalb oder südlich und 5 M. von Uskup, mit einer großen steinernen Brücke über den genannten Fluß, Tabaksbau und 4000 E. **Radovitz** (Radovich oder Radoviste), Stadt am gleichnamigen Flüßchen, östlich und 7 M. von Koprili, mit Handel und 2000 E. **Strumza** oder Ostromza, auch Ostrumja, Stadt am Radovitzfluß, ostsüdöstlich und 3 M. von Radovitz und nördlich und 13 M. von Salonik, hat warme Mineralquellen und 4000 E., welche viel Tabak bauen, hieß im Mittelalter Strumpitza oder Strummitza und war vom Anfange des 14. Jahrhundert auf längere Zeit der Hauptort eines gleichnamigen kleinen Vasallenstaates. **Petrovich**, Stadt ostsüdöstlich und 9 M. von Radovitz und nordnordöstlich und 12 M. von Salonik, mit 2500 E., baut ausgezeichneten Tabak, unter dem Namen Petrich bekannt. Monglera, Stadt nordwestlich und 8 M. von Salonik; Rodina (westsüdwestlich und 3 M. von Monglera) und Cailari (westlich und 12 M. von Salonik), kleine Städte. **Monastir** oder Toli Monastir (auch Bitolia oder Bitoglia), Stadt und Sitz eines türkischen Statthalters für einen Theil von Westmacedonien und Ostalbanien, in der Nähe der albanesischen Grenze, westnordwestlich und 20 M. von Salonik und nordnordöstlich und 18 M. von Janina (in Albanien), mit Baumwollbau, Handel und 15,000 E. Nordnordöstlich und 5 M. von hier liegt die kleine Bergstadt Perlepe oder Pirlipe. **Kastoria**, Stadt am gleichnamigen Gebirgssee und in der Nähe der albanesischen Grenze, südlich und 5 M. von Monastir, mit Weinhandel und 18,000 E. In dieser Gegend leben die Kararesen, ein von Walachen und Serbiern herstammendes Mischlingsvolk.

Thessalien (s. S. 5 und 6), zwischen Macedonien (im N.) und dem Königreiche Griechenland (im S.), am Aegeischen Meere, und im Westen von Albanien begrenzt, enthält folgende Oerter: **Larissa** (bei den Türken Jenischehr), Hauptstadt am Peneus oder Salambria, 6 M. von der Mündung desselben in den Meerbusen von Salonik, südsüdwestlich und 18 M. von Salonik (in Macedonien) und nordnordwestlich und 28 M. von Athen (in Griechenland), mit Türkischrothfärberei, Baumwoll- und Seidenweberei, Weinbau, lebhaftem Han-

del und 25,000 E. **Pharsalus**, jetzt Farsa (auch Tschataldsche), Stadt unweit einer großen Ebene, südlich und 5 M. von Larissa, westlich und 5 M. vom Meerbusen von Volo und nördlich und 4 M. von der Grenze Griechenlands, ist geschichtlich merkwürdig durch den Sieg Cäsars über Pompejus im Jahre 48 vor Chr., und hat Türkischgarnfärbereien und 5000 Einwohner. **Volo** oder Golos, Stadt am Meerbusen von Volo, südöstlich und 7 M. von Larissa, mit gutem Hafen, Getreide- und Seidenhandel und 2500 E. Bei dem nahen Dorfe Zagora lag das alte **Jolkos**, wo sich die Argonauten zur Fahrt nach Colchis einschifften. Thaumaco, im Alterthum Thaumakia, Stadt unweit der griechischen Grenze, südwestlich und 8 M. von Volo, mit einem Kastell. **Tirhala** oder Trikala (im Alterthum Trikka), Stadt am oberen Salambria, $2^1/_2$ M. von der albanesischen Grenze, westsüdwestlich und 8 M. von Larissa, mit 7 Moscheen, 10 griechischen Kirchen, Türkischgarnfärbereien und 12,000 E. **Kalabak** oder Stagus-Kalabak, Stadt nordwestlich und 2 M. von Tirhala, liegt am Fuße einer, die Meteoren genannten Felsengruppe, wo sich in Höhlen an den Felsenabhängen mehrere griechische Klöster befinden, zu denen man in Körben hinaufgewunden wird. **Ambelakia** (Amphilochia), Stadt am Anfange des Tempe-Thales (vergl. S. 5), nordnordöstlich und 3 M. von Larissa, mit stark besuchter griech. Schule, Türkischgarnfärberei, ansehnlichem Baumwoll- und Garnhandel und 4000 E. **Turnovo** oder Turnavos, Stadt im Tempe-Thal (vergl. S. 5), nordwestlich und 2 M. von Larissa, mit 4000 E., Türkischgarnfärbereien und Baumwoll- und Seidenwebereien, deren Fabrikate im Handel unter dem Namen Bourres de Grèce bekannt sind. **Alassona**, Stadt nordwestlich und 5 M. von Larissa, Sitz eines griechischen Bischofs, mit 3000 E. **Mezzovo**, Stadt am gleichnamigen Gebirge und an der albanesischen Grenze, westnordwestlich und 18 M. von Larissa und ostnordöstlich und 5 M. von Janina (in Albanien), hat 5000 E. und ist eine Domäne der Sultanin Valide. Es wird hier viel Wein gebaut.

Albanien (s. S. 9—11), am Adriatischen und Jonischen Meere, im Süden von Griechenland, im Osten von Thessalien und Macedonien, und im Norden von Serbien und Bosnien begrenzt, begreift, außer dem alten Epirus (s. S. 9) auch einen Theil des alten Illyriens, (der später von den Römern auch Neu-Epirus oder Epirus nova genannt wurde) so daß die Albanesen theils von den Epiroten (s. S. 9), theils von den alten Illyriern herstammen (die illyrische Sprache wird sogar noch jetzt in einigen Gebirgsgegenden Albaniens geredet), und enthält folgende Oerter: **Skutari** (bei den Türken Iskanderie oder Iskenderie), Hauptstadt am gleichnamigen See (s. S. 27), südöstlich und 54 M. von Zara (der Hauptstadt Dalmatiens), nördlich und 36 M. von Corfu, nordwestlich und 45 M. von Salonik (in Macedonien) und westsüdwestlich und 45 M. von Sophia (in Bulgarien), ist der Stapelplatz von Albanien und Bosnien, hat 20,000 E., hieß im Alterthum **Skodra** oder Scodra und war die Hauptstadt von Illyrien und Sitz der illyrischen Könige. Ostnordöstlich und 4 M. von Skutari liegt **Dukagin** oder Drivasto, auch Drinato, Stadt und Sitz eines katholischen Bischofs. **Alessio**, bei den Türken Lesch (im Alterthum Lissos oder Lissus), Stadt an der Mündung des Drin in den gleichnamigen Busen des Adriatischen Meeres, südsüdöstlich und 4 M. von Skutari, ist merkwürdig als Sterbe- und Begräbnißort Skanderbeg's (s. S. 10), und hat einen guten Hafen, Handel und 3000 E. **Dulcigno** oder Olgun (im Alterthum Olcinium), Stadt am Adriatischen Meere, westlich und 2 M. von Skutari, mit Handel, Küstenfahrt und 7000 E. **Antivari**, auch Bar oder Var (im Alterthum Antibarum), Stadt am Adriatischen Meere, nordwestlich und $2^1/_2$ M. von Skutari, mit Oel- und Salzhandel und 6000 E.

Perserin oder Prisrendi (im Alterthum Gabaleum), Stadt und ansehnliche Festung, am gleichnamigen Gebirgspasse über den Tschardagh, östlich und 18 M. von Skutari, westnordwestlich und 8 M. von Uskup (in Macedonien) und westsüdwestlich und 28 M. von Sophia (in Bulgarien), Sitz eines kathol. Bischofs, mit 8000 E. Nordnordwestlich und 4 M. von Perserin liegt Diakova oder Jakova, Stadt mit Citadelle. **Ochrida** oder Ochri, Stadt am gleichnamigen See (s. S. 27), südlich und 12 M. von Perserin und südöstlich und 20 M. von Skutari, mit 7000 E., etwas Bergbau auf Silber und Schwefel und den Ruinen des alten Lychnidus oder Justinianopolis in der Nähe. Dibresipre (nördlich und 3 M. von Ochrida) und Isbat (westnordwestlich und 4 M. von Ochrida), kleine Städte. **Durazzo**, feste Stadt am adriatischen Meere, südlich und 10 M. von Skutari, hat einen Hafen und 9000 Einw., welche Handel mit Oel, Früchten, Tabak 2c. treiben, und ist das alte **Dyrrachium** (ursprünglich Epidamnus genannt), welches mit dem schräg gegenüber oder westsüdwestlich und 19 M. von hier auf der unteritalischen Küste gelegenen Brundusium die Hauptkommunikation zwischen Italien und Griechenland unterhielt. **Tirano** oder Tyrana, Stadt östlich und 5 M. von Durazzo und südöstlich und 10 M. von Skutari, mit 3000 E. **Elbessan** oder Ilbessan (im Alterthum Albanopolis), Stadt im fruchtbaren Iskumi-Thale, ostsüdöstlich und 6 M. von Durazzo und südsüdöstlich und 13 M. von Skutari, hatte vormals 40,000, hat aber jetzt nur noch 4000 E. **Kavaja** oder Kavalia, Stadt unweit des Adriatischen Meeres, südlich und 2 M. von Durazzo, Sitz eines griechischen Bischofs, mit 3000 E. **Berat** oder Arnaut Beligrad (auch Arnaut Belgrad), Stadt in einer fruchtbaren Ebene, am Lom Beratino oder Ergent, südsüdöstlich und 9 M. von Durazzo und nordöstlich und 8 Meilen von Avlona, mit wichtigem Handel und 12,000 E. **Avlona** oder Valona (im Alterthum Aulona), Stadt am gleichnamigen Meerbusen (s. S. 27) und am Eingange zum Adriatischen Meere, in gerader östlicher Richtung 13 M. von der gegenüberliegenden unteritalischen Stadt Otranto entfernt, südlich und 13 M. von Durazzo und nordnordwestlich und 12 M. von Corfu, mit gutem Hafen, Wein- und Oelbau, Waffenfabrik und 6000 E. Vor dem Meerbusen von Avlona liegt die kleine Insel Sasena oder Sassena, und südlich und 2 M. von Avlona liegt der Hafenort Dukates oder Dukales. Im Inneren Albaniens liegt **Kroja** (Croja) oder Akhissar (auch Akserai), Stadt südöstlich und 10 M. von Skutari, nordöstlich und 7 M. von Durazzo und nordwestlich und 11 M. von Ochrida, ist merkwürdig als Geburtsort und einstiger Sitz Skanderbeg's (s. S. 10) und hat 6000 E. Kroja gilt auch als Hauptort eines Bezirkes, den die fast unabhängigen und einen besonderen albanesischen Volksstamm bildenden Mirtiden bewohnen. Karidsche oder Koridscha (südlich und 6 M. von Ochrida), Staria (südlich und 3 M. von Karidsche), Voskopolis (östlich und 8 M. von Berat), Konita oder Konitza (in der Nähe der macedonischen Grenze, südlich und 16 M. von Ochrida), Premiti oder Premili (an der Vonitza, östlich und 11 M. von Avlona) und Clissura oder Klissura (westlich und 3 M. von Premili, und ebenfalls an der Vonitza liegend), kleine Städte. **Tepelen**, Stadt an der Vonitza, ostsüdöstlich und 7 M. von Avlona und nordwestlich und 14 M. von Janina, ist an sich nur klein, aber merkwürdig als Geburtsort des berüchtigten Ali Pascha (s. S. 10). **Kimera** oder Kimara (im Alterthum Chimära), kleiner Küstenplatz am Jonischen Meere, südlich und 7 M. von Avlona und nördlich und 5 M. von Corfu, ist der Hauptort des gleichnamigen, landeinwärts von hier gelegenen Gebirgsdistriktes, den die Kimarioten (ein Gemisch von Griechen, Arnauten und Slaven) bewohnen und hier eine Art unabhängiger Militär-

republik bilden. **Argyrokastro** (auch wohl Ergir Kastri), Stadt am Ergir, östlich und 6 M. von Kimara und südöstlich und 11 M. von Avlona, mit 4000 (früher 20,000) E. und Schnupftabaksfabriken, die den, unter dem Namen Fuli bekannten Schnupftabak liefern, der für den besten in der europ. Türkei gehalten wird. Ostsüdöstlich und 2½ M. von Argyrokastro liegt **Lebivo** oder Libovo, Stadt mit 6000 E. und einem prächtigen, aber jetzt verfallenen Palast, den Ali Pascha (s. S. 10) seiner grausamen Schwester Chainitza bauen ließ. **Delvino** oder Delonia, Stadt am Akrokeraunischen Gebirge, südöstlich und 12 M. von Avlona und nordöstlich und 3 M. von Butrinto (s. folg. Stadt), mit starkem Oelbau, Handel mit Südfrüchten, festem Schloß und 12,000 Einw. **Butrinto**, im Alterthum Buthrotum, Stadt am Kanal von Corfu, der hier nur ½ M. breit ist und die Insel Corfu von dem albanesischen Festlande trennt, südsüdöstlich und 13 M. von Avlona, mit Hafen, wichtiger Fischerei und 1800 E. Butrinto gehörte der Republik Venedig bis zu deren Auflösung 1797. **Philates** oder Philati, Stadt am gleichnamigen Berge, südöstlich und 5 M. von Butrinto, mit Olivenbau und 3000 E. **Janina** oder Joanina, im Alterthum Ephyra, feste Stadt und ehemalige Residenz Ali Pascha's (s. S. 10), am gleichnamigen See (s. S. 27) wenige Meilen von der thessalischen und der macedonischen Grenze, östlich und 11 M. von Butrinto, Sitz eines türk. Statthalters für Ost-Albanien, mit 16 Moscheen, 8 griechischen Kirchen und 5000 E. (zur Zeit Ali Pascha's 40,000 E.) **Sagori** oder Zagori, kleine Stadt am gleichnamigen Gebirge und Hauptsitz der Sagorioten, welche griechischen Stammes sind, unter eigenen Oberhäuptern stehen, als gastfrei und gutmüthig geschildert werden und mit Seidenzucht, Wollweberei 2c. sich beschäftigen. Ihre Gesammtzahl beträgt etwa 8000. **Suli**, Bergfestung, südwestlich und 7 M. von Janina und südöstlich und 9 M. von Butrinto, ist der Hauptort eines rauhen Gebirgsdistriktes, dessen freie Bewohner, die **Sulioten**, am griechischen Befreiungskriege wichtigen Antheil nahmen und jetzt großentheils in Griechenland und auf Cephalonien sich angesiedelt haben. Nordwestlich und 1½ M. von Suli liegt Paramythia, Stadt mit 2500 Einw. **Parga** (im Alterthum Glykys), Stadt und Felsenfestung am Jonischen Meere, der Jonischen Insel Paxo gegenüber, südöstlich und 8 M. von Butrinto, stand bis 1819 unter dem Schutze der Jonischen Republik, wurde aber damals von der brittischen Regierung den Türken eingeräumt, worauf die griechischen Einwohner der Stadt (die deren damals 4000 zählte) aus Verzweiflung hierüber nach den Jonischen Inseln auswanderten, nachdem sie zuvor die Gebeine ihrer Vorfahren ausgegraben und verbrannt hatten. Nördlich und 1½ M. von Parga liegt Margariti, Stadt mit 3000 E. **Prevesa**, feste Stadt auf der Spitze einer Halbinsel am Eingange zum Meerbusen von Arta (s. S. 27), mit Hafen, Produktenhandel und 4000 E. Prevesa gehörte der Republik Venedig bis zu deren Auflösung 1797. **Arta** (auch wohl Narda, im Alterthum Elatria), Stadt am gleichnamigen Fluß, 2 M. oberhalb seiner Mündung in den Meerbusen von Arta (s. S. 27), südlich und 9 M. von Janina, nordöstlich und 5 M. von Prevesa und ostsüdöstlich und 9 M. von Parga, mit Baumwoll-, Woll- und Seidenweberei, ansehnlichem Wein-, Getreide-, Tabaks- und Baumwollhandel, 22 Kirchen, 6 Moscheen und 10,000 E. Arta's Seehafen liegt an der Mündung des Artaflusses und heißt **Salahora** oder Slagora.

Ueber das im nördlichsten Theile Albaniens und an der Südgrenze von Oesterreichisch-Albanien oder Nieder-Dalmatien liegende freie Gebirgsland **Zernagora** oder **Montenegro** ist bereits S. 11 das Wesentlichste mitgetheilt worden, und hier nur noch Folgendes nachzutragen. Die meist sehr seichten und im Sommer austrocknenden zernagorischen Flüsse münden sämmtlich in den

Skutarisee (s. S. 27). Der Hauptfluß ist die, am Berge Dormitor entspringende Moratscha, deren Hauptnebenfluß, die Zeta, jedoch weit häufiger genannt wird, zugleich als geographischer Collectivname eines zernagorischen Distriktes. Die Zahl der Ortschaften im Lande beläuft sich auf 240. Es sind dies aber meist nur kleine Häusergruppen, von mehreren Familien, den nächsten Verwandten gleicher Stämme, bewohnt, die zusammen einen gemeinsamen Haushalt führen und sich Bratstvo oder Brüderschaft nennen. Montenegro zerfällt geographisch in das eigentliche oder ursprüngliche Zernagora und das später hinzugekommene Land, Berda genannt. Beide Theile enthalten zusammen die 8 Nahien Katunska, Zermnitschka, Rjetschka, Ljeschanska, Bjelopavlitsch, Piperi, Kovatschka-Moratschka und Kutschka. Der Hauptort von ganz Montenegro und fürstliche Residenz ist Cetinje, welches sich von den übrigen 239 Ortschaften des Landes fast nur durch die palastartigen Wohngebäude des Fürsten und des Erzbischofs von Montenegro unterscheidet. Cetinje liegt östlich und 4 M. von Cattaro (in Oesterr.-Dalmatien).

Bosnien (s. S. 11 und 12), die nordwestlichste Provinz der europäischen Türkei, durch Dalmatien (und einen Theil der croatischen Militärgrenze) im Westen vom Adriatischen Meere, hauptsächlich durch die Sau im Norden von der croatischen und slavonischen Militärgrenze getrennt, im Osten von Serbien und im Süden von Montenegro und Albanien begrenzt, enthält, und zwar zunächst im eigentlichen Bosnien (s. S. 11) folgende Oerter: Serajevo oder Sarajewo, auch Bosna Serai, Hauptstadt des alten Königreichs Bosnien und Sitz eines türkischen Statthalters, an der Miliaska und beinahe in der Mitte der Provinz, südwestlich und 27 M. von Belgrad (in Serbien), ostsüdöstlich und 32 M. von Zara (in Dalmatien) und südöstlich und 38 M. von Agram (in Croatien), ist der Stapelplatz des bosnischen Handels und hat an 100 Moscheen, mehrere griechische und katholische Kirchen, Gewehr-, Degenklingen- und andere Fabriken und 70,000 E. In der Nähe sind die Ortschaften Kressovo (mit einem Franziskanerkloster), Visoko und Varesch (mit Eisengruben und Eisenhütten), und der Badeort Serajevsko. Travnik, Stadt an der Laschva, westnordwestlich und 9 M. von Serajevo, mit Citadelle und 8000 E. Bei dem nahen Dorfe Slanitza war früher ein Goldbergwerk, welches schon die Römer bearbeiteten. Foinitza oder Fonitza (Fonicza) Dorf oder Flecken mit 650 E., einem Minoritenkloster, Gewehrfabrik, Pulvermühle und reichen Eisengruben in der Nähe. Isvornik, auch Zwornik oder Swornik, Stadt und starke Festung am linken Ufer der hier die Grenze gegen Serbien bildenden Drina, nordnordöstlich und 12 M. von Serajevo und südwestlich und 16 M. von Belgrad, mit 14,000 E., wichtigem Holzhandel und Bleigruben in der Nähe. Vischegrad oder Vissegrad, Stadt an der Drina, über die hier eine schöne Brücke führt, östlich und 8 M. von Serajevo, mit festem Schloß. Rahovicza oder Rahovitscha, Stadt mit 3000 E. Zagorie (südlich und 5 M. von Serajevo) und Vakup oder Skender Vakup (westnordwestlich und 11 M. von Serajevo, mit festem Schloß), kleine Städte. Srebernik oder Srebernitza, feste Stadt im nördlichen Theil des Landes, nordwestlich und 6 M. von Isvornik und nordnordöstlich und 12 M. von Serajevo, mit 1500 E., Nutzholzhandel und etwas Bergbau auf Silber. Gradsanitza (an der Kravaja, westlich und 2 M. von Srebernik), Gradatschatz (nordnordwestlich und 2 M. von Srebernik) und Belina (ostnordöstlich und 6 M. von Srebernik), kleine Städte. Burud oder Türkisch-Brod, Stadt und Festung am rechten Ufer der Sau, Brod in Slavonien gegenüber, nordnordwestlich und 20 M. von Serajevo, mit 3700 E. Schepsie, auch Schebsche oder Schobsche, feste Stadt an der Bosna, nordwestlich und 8 M. von Serajevo, mit Verfertigung

von Eisenwaaren und 1800 E. **Banjaluka** oder Banyaluka, Stadt und starke Festung am Verbas, nordwestlich und 19 M. von Serajevo, mit 40 Moscheen, warmen Mineralbädern, lebhaftem Handel und 15,000 E. **Jaicza** (Jaicze) oder Jaiţa, auch Jaiß, Stadt am Verbas, oberhalb oder südlich und 6 M. von Banjaluka, westnordwestlich und 15 M. von Serajevo und ostnordöstlich und 20 M. von Zara (in Dalmatien), mit 2000 E., Salpeterfabrik und einem festen Schlosse, wo einst die bosnischen Könige residirten. Bei Jaicza erfochten im April 1525 die Ungarn einen Sieg über die Türken. — — In der **Kraina** oder Türkisch-Croatien (s. S. 11) liegen folgende Oerter: **Berbir** oder Türkisch-Gradiska, feste Stadt an der Sau, der slavonischen Festung Alt-Gradiska gegenüber, südöstlich und 15 M. von Agram, nördlich und 6 M. von Banjaluka und westnordwestlich und 35 M. von Belgrad, mit Handel und 1200 E. **Dubitza** (Dubicza) oder vielmehr Türkisch-Dubitza, feste Stadt an der Unna, dem Marktflecken Dubitza der croatischen Militärgrenze gegenüber, oberhalb oder westlich und (die Flußkrümmungen ungerechnet) 4 M. von Türkisch-Gradiska, treibt Handel nach Oesterreich und hat 6000 E. **Novi**, feste Stadt am Einfluß der Sanna in die Unna, südwestlich und 4½ M. von Türkisch-Dubitza, mit 2500 E. **Bihacz** (Bihatz oder Wihatz), feste Stadt auf einer Insel der Unna, neben der croatischen Militärgrenze, südwestlich und 5 M. von Novi und südlich und 15 M. von Agram, mit 3000 E. **Biograd** oder Beligrad, Stadt an der Mündung der Blivia in den Verbas, einst die Residenz der Könige von Croatien und Dalmatien, mit 2500 E. **Madna**, oder Stari Maidar, Stadt an der Sanna, südsüdwestlich und 5½ M. von Banjaluka, Sitz eines katholischen Bischofs, mit Eisengruben, Eisenhütten und 4000 E. **Kamengrad**, Bergstadt unweit der Sanna, südsüdöstlich und 3 M. von Novi, mit Silber- und Eisengruben, Eisenhämmern, Eisengießerei und 3000 E. — — In der **Herzegowina** oder Türkisch-Dalmatien (s. S. 11) liegen folgende Oerter: **Trebinje** oder Trebigno, auch Trebigne oder Trebin, ehemalige Hauptstadt der Herzegowina, am gleichnamigen Fluß, nordwestlich und 9 M. von Cetinje (der Hauptstadt Montenegro's), südlich und 16 M. von Serajevo und nordöstlich und 3 M. von Ragusa (in Oesterr.-Dalmatien), Sitz eines katholischen Bischofs, mit Festung, Schloß und 10,000 E. In der Nähe von Trebinje liegt das Städtchen Dubrovnik (vgl. S. 164 u. 165.) Nordwestlich und 14 M. von Trebigne und östlich und 12 M. von der Seestadt Spalatro (in Oesterr.-Dalmatien) liegt die Stadt **Gradacz** (vergl. S. 165), und in der Gegend von Gradacz liegt das Städtchen **Popow** oder Popova (vergl. S. 165). **Livno**, Stadt nordwestlich und 8 M. von Gradacz und ostsüdöstlich und 18. M. von Zara (der Hauptstadt von Oesterr.-Dalmatien), mit Oelbau, Handel und 4000 E. **Plevle** oder Plewglic (auch **Taschlitza** oder Taschlidscha) Stadt und Bischofssitz, an einem Nebenfluß der Drina, nordöstlich und 13 M. von Trebigne und südöstlich und 14 M. von Serajevo, einst Residenz der Herzöge der Herzegowina, mit 3000 E. **Mostar**, Stadt an der Narenta, südwestlich und 9 M. von Serajevo, mit schöner Narenta-Brücke, Damascenerklingen-Fabriken, lebhaftem Handel und 10,000 E. **Poschtil** (Pocstil) oder Potschitatz (auch Prestolaz), Stadt an der Narenta, unterhalb oder südlich und 4 M. von Mostar, mit Citadelle, mehreren Kirchen und 12,000 E. **Gabela** (auch Gabello oder Gabala), Stadt an der Narenta und ganz in der Nähe der Grenze von Oesterreich.-Dalmatien, mit 2 schönen Kirchen, Handel und 6000 E. **Nevasigna** oder Novesigna, feste Stadt östlich und 2½ M. von Mostar, mit Schiffbauholzhandel und 3000 E. Glamoch oder Glamotsch (nordwestlich und 14 M. von Mostar und nordnordwestlich und 3½ M. von Livno) und Stolacz oder Stolatz (südöstlich

und 3 M. von Mostar), befestigte Städte. Pietro di Rama, Bergschloß am Flüßchen Rama, welches der Narenta zugeht und von dem das vormalige Königreich Rama (s. S. 11) wahrscheinlich den Namen erhalten hatte.

Serbien (s. S. 12—16), oder Servien, an Bosniens Ostseite und Bulgariens Westseite, im Süden von Macedonien und Albanien begrenzt, und im Norden durch die Sau und die Donau von der serbisch-banatischen Militärgrenze, sowie im Nordosten durch die Donau von der Walachei getrennt, enthält nachstehende Oerter: **Belgrad** (im Serbischen Bijograd, bei den Türken Davol Dschikad, früher auch wohl Griechisch-Weißenburg oder Alba Graeca genannt), feste Hauptstadt und gegenwärtig auch wieder fürstlich serbische Residenzstadt, am rechten Donau- und am rechten Sau-Ufer, der Stadt Semlin in der serbischen Militärgrenze gegenüber, nordwestlich und 28 M. von Widdin (in Bulgarien), südsüdwestlich und 15 M. von Temesvar (im Banat) und nordöstlich und 27 M. von Serajevo (in Bosnien), war ehemals eine der stärksten Festungen Europa's, besteht aus der Oberstadt (Citadelle), der Unterstadt, der Raizenstadt, der Wasserstadt und 3 Vorstädten, hat 25,000 E. und ist ein wichtiger Stapelplatz zwischen Constantinopel und Salonik einer- und Wien und Pesth andererseits, auch der Sitz eines türk. Militärgouverneurs, der jedoch lediglich als Festungskommandant fungirt und über den Festungsrayon hinaus nichts zu befehlen und am allerwenigsten in die Regierungsangelegenheiten Serbiens sich einzumischen hat. **Kruschevacz** (oder Kruschowatz, auch Kragujewatz oder Kragojewacz), feste Stadt und sonst häufig fürstliche Residenz, unweit des Zusammenflusses der westlichen und östlichen Morawa, südsüdöstlich und 24 M. von Belgrad und nordwestlich und 24 M. von Sophia (in Bulgarien), mit einer höheren Schule und 3000 E. **Semendria** (oder Semendere, auch Smederewo), feste Stadt am rechten Ufer der Donau, unterhalb oder südöstlich und 6 M. von Belgrad, war im Mittelalter die serbische Haupt- und fürstliche Residenzstadt, und hat 8000 E., welche lebhaften Handel und starken Weinbau (die hiesigen Trauben und der Wein von hier sind berühmt) treiben. Oestlich und $2^1/_2$ M. von hier liegt **Passarowitz** (auch Poscharewatz), Stadt unweit der Mlava und der Donau, hat 2000 E. und ein Schloß, in welchem der Friede von 1718 zwischen Oesterreich und der Pforte (vergl. S. 144) abgeschlossen wurde. **Golubacz** oder Golubatz, auch Kolumbacs, Dorf am rechten Donauufer, östlich und 8 M. von Semendria, mit einer Höhle, aus der, wie das gemeine Volk glaubt, die furchtbaren Schwärme der nach diesem Ort benannten Mücken hervorkommen, welche im April und Mai in diesen Gegenden erscheinen und für Menschen und Vieh eine arge Plage sind. **Orsova** oder Orschowa (auch Neu-Orsova genannt, zum Unterschiede von Alt-Orsova in der banatischen Militärgrenze), Festung auf einer Donau-Insel, unmittelbar an der österreichischen und der walachischen Grenze, östlich und 22 Meilen von Belgrad. **Gladova** oder Kladowa, Stadt und Festung am rechten Donauufer, unterhalb oder südöstlich und 3 M. von Orsova, mit den Trümmern einer herrlichen steinernen Brücke, welche Trajan über die Donau erbauen ließ. Zwischen hier und Orsova liegt der kleine, aber für die Donaudampfschifffahrt wichtige Handels- und Hafenort **Cladosnitza**, dem walachischen Hafenorte Skela-Cladowi gegenüber. **Schabacz** oder Schabatz (Sabatsch, Czabatz, auch wohl Burgundelen), feste Stadt an der Sau und an der bosnischen Grenze, westlich und 12 M. von Belgrad und nordöstlich und 18 M. von Serajevo (in Bosnien), mit 10,000 E., Weinbau, wichtigem Handel und einer Contumazanstalt gegen Bosnien. Südlich und 8 M. von hier liegt das Dorf Toplitza oder Terplitza (auch Topola), mit einem Kloster, wo Czerny Georg (s. S. 14)

begraben liegt. **Grotschka**, Dorf oder Flecken in der Nähe von Belgrad, mit 1500 Einw. **Boretsch** oder Alt-Boretsch, auch Poretsch, befestigter Flecken auf der gleichnamigen Donauinsel, oberhalb oder südwestlich und 5 M. von Orsova, mit Weinbau, Fischerei und 3000 E. **Kurutschesme** oder Hassan Baschi Palanka (auch Hassan Pascha Palanka), befestigtes Dorf oder Flecken unweit des Einflusses der Jernitza in die Morawa, südlich und 2 M. von Semendria, mit warmen Mineralbädern und 1200 E. **Leskovacz** oder Leskodscha, Mfl. an der östlichen Morawa, südöstlich und 9 M. von Kruschowatz, mit Handel und 3000 E. **Prokupia** oder Precopia (auch Orkui oder Urkup), Stadt zwischen Leskovacz und Kruschowatz, mit Handel und 6000 E. **Pristina**, feste Stadt in der Nähe der albanesisch-macedonischen Grenze, südsüdöstlich und 36 M. von Belgrad, ostnordöstlich und 20 M. von Skutari (in Albanien) und nordwestlich und 33 M. von Salonik, ist geschichtlich merkwürdig als Geburtsort Justinians I. (s. S. 99—102), und hat 10,000 E. Von hier erstreckt sich nordwärts die 7 Meilen lange und fruchtbare Hochebene von Kossowo (nach der an derselben gelegenen Stadt **Kossowo** oder Kossova, nordnordöstlich und 2 M. von Pristina, benannt) oder, wie sie in der Geschichte gewöhnlich genannt wird, das **Amselfeld** (s. S. 25). **Beldschterin** oder Usiterna, Sitz eines griechischen Bischofs), **Novaberda** und **Vrana** oder Wrana (mit Waffenfabriken, Eisenhütten und 3000 E.), Städte in der Nähe der bulgarisch-macedonischen Grenze. **Novibazar** oder Novibasar, auch Jenibazar, Stadt und Festung an der Raschka und in der Nähe der albanesischen Grenze, südlich und 28 M. von Belgrad, hat 10,000 E., warme Mineralbäder und das griechische Felsenkloster St. Georg in der Nähe, und ist Hauptort der serbischen Landschaft Rascien oder des alten Raizenlandes. **Usicza** oder Usitza (auch Usidsche oder Uschitze), Stadt und Festung in wilder Gebirgsgegend an der bosnischen Grenze, östlich und 13 M. von Serajevo (in Bosnien) und südwestlich und 20 M. von Belgrad, mit lebhaftem Handel und 6000 E. Dobrinja Sred, Dorf und Geburtsort des Fürsten Milosch. **Valiova** oder Valhevo, auch Waljevo, feste Stadt an der Kolubara und an der bosnischen Grenze, nördlich und 8 M. von Usicza, mit stark besuchten Märkten und 4500 E. **Jagodina**, feste Stadt unweit der Morawa, östlich und $3^1/_2$ M. von Kruschowatz, mit Weinbau, lebhaftem Handel und 3000 E. Südsüdöstlich und 2 M. von hier liegt an der Morawa die feste Stadt Csuprio oder Tjuprija.

Neuntes Kapitel.

Das türkische Finanz- und Steuer-Wesen.

Mit den türkischen Finanzen steht es kläglich aus, und schwerlich dürfte es unter unseren Lesern auch nur einen einzigen geben, der das Gegentheil vermuthen oder gar behaupten möchte.

Hr. Ubicini, Professor der schönen Wissenschaften bei der Pariser Universität, veröffentlichte 1850 im Moniteur Briefe über die Türkei, die jetzt häufig als Autorität angeführt werden, und besprach darin denn namentlich auch die türkischen Finanzen. Die jährliche Gesammteinnahme der

Pforte gibt er zu nicht weniger als 731 Millionen türkischen Piastern (etwa 91,375,000 Gulden Conventionsmünze) und ihre Gesammtausgaben zu 731 Mill. 400,000 türk. Piastern (91,425,000 Gulden Conventionsmünze) an. Also ein jährliches Defizit von nur 400,000 türkischen Piastern oder nach dem heutigen Course (414 Paras = 1 Gulden Conventionsmünze) von kaum 40,000 Gulden Conventionsmünze! In der That, wenn die Sache so stände, könnte die Pforte nicht nur mit ihren Finanzen vollkommen zufrieden sein, sondern sich auch eines besseren Finanzzustandes rühmen, als derjenige mehrerer Großmächte und anderer europäischer Staaten ist.

Daß die von Hrn. Ubicini als Staatseinnahme aufgeführte Summe von 731 Mill. Piastern von den Steuerpflichtigen wirklich gezahlt wird, ja, daß höchst wahrscheinlich noch weit mehr von ihnen jährlich gezahlt oder erpreßt wird, daran ist allerdings nicht zu zweifeln; aber eben so gewiß ist, daß nur die kleinere Hälfte der erhobenen oder erpreßten Gesammtsumme in die Staatskasse fließt, wogegen die bei weitem größere Hälfte in den Händen der unteren und oberen Steuer- und anderen Beamten stecken bleibt. Selbst die gewöhnliche Annahme von 15 Millionen Thalern jährlicher wirklicher Staatseinnahme ist viel zu hoch angeschlagen; denn die Unterschleife der türkischen Beamten gehen in's Unendliche; und daß der ohnehin schwache Sultan Abdul Meschid diesem seit Jahrhunderten bestehenden Unfuge zu steuern außer Stande ist, geht schon daraus hervor, daß der nur zu wohl bekannte türkische Premierminister Reschid Pascha zwar 1852 seiner ungeheuren Geldunterschleife wegen abgesetzt wurde (übrigens lediglich auf Betrieb seiner persönlichen Feinde, die nun auch einmal wieder unmittelbar am Staatsruder und damit an der Geldquelle sitzen wollten), aber im Frühjahre 1853 in vollen Ehren wieder auf seinen Posten berufen ward.

Genug, was der türkische Staatsschatz oder Miri, wie er genannt wird, jährlich effektiv einnimmt und ausgibt, läßt sich unmöglich genau angeben; und schwerlich wird auch der Sultan selbst irgend genaue Kunde davon erhalten.

Aber was außer allem Zweifel ist und als eine offenkundige, vor Aller Augen liegende Thatsache feststeht, ist der vollständigste Staatsbankerott der Türkei.

Unter so bewandten Umständen ist es denn auch ganz gleichgültig, ob die Türkei seit 1776 Staatsschulden gemacht hat oder nicht; ob diese Staatsschulden im J. 1826 auf 20 Millionen und zwanzig Jahre später auf 60 bis 70 Millionen Thaler oder höher sich belaufen haben; ob der Miri den größten Theil derselben dem Sultan selbst (wie behauptet wird), oder unglücklichen Unterthanen schuldet, und ebenso endlich, ob das seit 1839 emittirte türkische Papiergeld 1841 schon die Höhe von 160 Millionen Piaster

erreicht hatte, oder nicht. Denn der eine Staatsgläubiger wird so wenig, wie der andere, je wieder einen Asper von seinem baaren Gelde zu sehen bekommen und das türkische Papiergeld stets so gut wie ganz werthlos bleiben. Wenn die englische oder die französische Bank Papiergeld oder Banknoten emittirt, so ist das so gut wie baares Geld oder wie klingende Münze, und wird eben so gern, wie diese, zum Theil sogar noch lieber angenommen; denn Jedermann weiß, daß baare Fonds in den Kellern dieser Banken vorhanden sind und für den effektiven Werth des emittirten Papiergeldes haften. Ferner kann z. B. die französische Regierung jeden Augenblick eine Staatsanleihe, und zwar unter vortheilhaften Bedingungen, realisiren; denn wenngleich die Kapitalisten wissen, daß die französische Staatsschuld eine sehr beträchtliche ist, so wissen sie doch auch, daß der Rechtszustand im Lande gesichert ist, daß in dem Finanzwesen Regelmäßigkeit und Ordnung waltet, und die natürlichen Hülfsquellen des Landes regelmäßig fließen. Mit einem Worte, die Kapitalisten wissen, daß für die Verzinsung und allmählige Rückzahlung der dargeliehenen Gelder hinreichende Deckung und Sicherheit da ist, und deßhalb hat der Staat bei ihnen Kredit. Das Nämliche läßt sich von den meisten europäischen Staaten sagen. Aber die *Pforte hat ganz und gar keinen Kredit*, und kein Kapitalist wird sich dazu verstehen, dem türkischen Staate eine irgend erhebliche Summe darzuleihen. Denn diesem Staate fehlen ja eben alle diejenigen Garantieen, die zu einer Creditbewilligung erforderlich sind. Im September 1853 ging die Pforte allerdings in vollem Ernste mit dem Plane um, eine Anleihe von 40 Millionen Piastern zu kontrahiren, ließ ihn aber alsbald wieder fallen, weil weder Rothschild, noch irgend ein anderes Bankierhaus Lust bezeigte, sich dabei zu betheiligen. Daher blieb der türkischen Regierung bei der gänzlichen Erschöpfung der Finanzen nichts Anderes übrig, als Tag und Nacht Kaimes oder Banknoten drucken zu lassen. Aber wenn die Pforte keinen Kredit überhaupt mehr hat, welchen effektiven Werth kann denn da dieses Papiergeld haben? Wenn der türkische Staat zusammenbricht, so geschieht dies weniger durch feindliche Waffen, als durch den rechtlosen Zustand in seinem Innern und durch die damit genau zusammenhängende Finanzzerrüttung. Eine geordnete Finanzverwaltung oder eine gerechte, energische und umsichtige Regierung würde die türkischen Staatsfinanzen zu den blühendsten in der Welt machen können. Denn die Türkei besitzt überreiche Hülfsquellen, zunächst schon in dem fruchtbaren Boden, der jetzt meist brach liegt, in der vom Klima begünstigten Kultur des Weinstockes und des Oelbaumes, in der Seidenzucht, in den unausgemessenen Waldungen voll des besten Bauholzes und in den kaum gekannten Bergwerken, die schon bei geringem Betriebe reiche Ergiebigkeit darbieten. Aber die beispiellosen fiskalischen Irrthümer der türkischen Regierung machen alle diese Hülfsquellen nutzlos, und die Besteuerungsgrundsätze dieser Regierung

stehen mit denen jeder geregelten und vernunftgemäßen Staatsverwaltung im grellsten Widerspruche.

Die Staatseinnahmen der Pforte fließen hauptsächlich aus der Grundsteuer, Kopfsteuer (oder Charadsch: s. S. 163), Gewerbsteuer, den Regalien, Zöllen und Tributen der Schutzfürsten (vergl. S. 15, 18 und 19) her. Außerdem sind aber schon unter dem vorigen Sultan eine Menge indirekter Abgaben eingeführt worden. Eine Art von Schlacht- und Mahlsteuer wird auf eine sehr willkürliche Weise an den Straßenecken der Hauptstadt erhoben. Die Fischer zahlen 20 pCt. von dem Fange ihrer Netze; Maaß und Gewicht müssen alljährlich neu gestempelt werden, und allen Erzeugnissen des Gewerbfleißes, vom Silberzeug und Shawl bis zu Schuhen und Hemden, wird der großherrliche Stempel aufgedrückt. Aber das, was von diesen Steuern eingeht, bereichert nur die, welche sie erheben. Die Reichthümer verschwinden vor dem Blicke einer habgierigen Verwaltung, und der Beherrscher der schönsten Länder dreier Welttheile schöpft mit dem Fasse der Danaiden. Um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, bleiben der Regierung von Erbschaften verstorbener Staatsbeamten, Vermögenskonfiskationen, der Aemterverkauf, endlich Geschenke und das traurige Mittel der Münzverschlechterung und — wie jetzt, wo es keine klingende Münzen zum Verschlechtern mehr gibt — der Kreirung eines werthlosen Papiergeldes.

Was die Einziehung von Erbschaften verstorbener Staatsbeamten betrifft, so erklärte freilich schon der vorige Sultan, darauf verzichten zu wollen. Es war aber dadurch mehr das Prinzip anerkannt, als daß die Sache selbst in Ausführung getreten wäre. Die Vermögenskonfiskationen waren früher von dem Todesurtheil des Beraubten begleitet. Es gibt indeß jetzt mildere Mittel, um dem, welcher allzuviel Reichthümer hat, einen Theil davon abzupressen.

Der Aemterverkauf, obwohl ebenfalls ostensible abgeschafft, bleibt dennoch auch jetzt noch eine Hauptquelle der Staatseinnahme. Der Candidat borgt den Kaufschilling zu hohen Prozenten bei einem armenischen Handelshause, und die türkische Regierung überläßt diesen Generalpächtern, ihre Provinzen zu exploitiren, wie sie wollen, um zu ihren Kosten zu kommen.

Die Geschenke sind, wie im ganzen Orient, so auch in der Türkei allgemein üblich. Ohne ein Geschenk darf der Geringere sich dem Höheren kaum nahen; wer Recht bei seinem Richter sucht, muß meist immer eine Gabe mitbringen; Beamte und Offiziere empfangen Trinkgelder.

Die Kalamität der Münzverschlechterung und der Kreirung werthlosen Papiergeldes ist in der Türkei größer, als in jedem anderen Lande, weil sehr wenige Kapitalien in Grundbesitz angelegt sind und die Reichthümer daselbst meist nur in baarem Gelde bestehen. In den civilisirten Ländern Europa's entspringen die Reichthümer aus irgend einer wirklichen Her-

vorbringung werthvoller Gegenstände; der, welcher auf diese Weise sich ein Vermögen erwirbt, mehrt zugleich den Reichthum des Staates, und das Geld ist hier nur der Ausdruck für die Menge sachlicher Güter, über die er verfügt. In der Türkei dagegen ist die Münze das Gut selbst, und Reichthum eine zufällige Anhäufung der einmal vorhandenen Geldmenge auf das eine oder andere Individuum. Der sehr hohe Zinsfuß von 20 Prozent ist in diesem Lande weit entfernt, ein Beweis von der großen Thätigkeit der Kapitalien zu sein; er zeugt nur von der Gefahr, welche damit verbunden ist, sein Geld aus der Hand zu geben. Die Bedingung alles Reichthums ist hier, daß man ihn flüchten könne. Die Rajah (vergl. S. 163) wird lieber ein Geschmeide für 100,000 Piaster kaufen, als eine Fabrik, eine Mühle oder sonst dergleichen anlegen. Nirgends gibt es mehr Vorliebe für Schmuck, als hier, und die Juwelen, welche in reichen Familien selbst Kinder von wenig Jahren tragen, sind ein glänzender Beweis für die Armuth des Landes.

Wie es im Allgemeinen mit dem Ackerbau in der Türkei aussieht, und wie nachtheilig insbesondere die Zwangkäufe der Regierung auf ihn einwirken, ist bereits S. 30 erwähnt worden. Wenn die Regierung den Ertrag von einem Morgen Landes als Grundsteuer erhöbe, so würde der Landmann künftig statt zehn Morgen elf anbauen, denn des unbenützten Bodens ist genug vorhanden, und man ist noch sehr weit davon entfernt, daß, wie anderwärts, die Arbeit an vielen Stellen eine nicht mehr zu überbietende Anspannung aller Kräfte sei. Allein was würde geschehen, wenn der Landmann im Frühling eine doppelte Feldfläche bebaute? Man würde ihm im Herbst die doppelten Abgaben aufbürden. So legt denn Jeder die Hände in den Schooß, wohl wissend, daß man dem, der viel hat, viel abnimmt, und beschränkt sich darauf, zu bauen, was der Unterhalt dringend erfordert. So lange die Steuererhebung in nichts Anderem besteht, als darin, daß der Müsselim (Adjutant oder Stellvertreter des Pascha's) den ihm anheim gegebenen Unterthanen so viel abpreßt, als er pressen kann, ohne sie zu offener Widersetzlichkeit zu zwingen, so lange kann der Ackerbau sich nie heben, viel weniger Gewerbthätigkeit Wurzel fassen. Und doch müßten diese in so manchen Zweigen trefflich gedeihen, und würden dem Grund und Boden erst seinen rechten Werth geben. Wie viel Naturkräfte sind hier noch ungenützt! Wie viel Bäche brausen dahin, welche Mühlen und Werke treiben könnten; welche endlose Wälder stehen unangerührt aus Mangel an Straßen; wie viel Baumaterial liegt hier umhergestreut; welche mineralische Schätze verschließen die Berge, wie viel derselben liegt offen zu Tage und wartet nur der Ausbeutung; aus dem Sande des Tigris zogen neuere Reisende mittelst eines Magnetes über 50 pCt. Eisen. Ganze Quadratmeilen Landes sind mit Maulbeerbäumen bewachsen, ohne daß eine Oka Seide gebaut würde; aber welcher Kapitalist wird sich in solche Unternehmungen ein-

lassen? was hilft es, daß dergleichen Unternehmungen 50 oder 100 pCt. Gewinn versprechen, so lange sie mit 50 oder 100 pCt. Steuer belastet werden können? das ist der Grund, weßhalb unbebaute Felderflächen das Auge betrüben bis unter die Mauern der größten Städte, weßhalb die Kapitalien des Landes müßig ruhen in der Truhe der Unterthanen und der ganze Handel der Türkei in den Händen von Fremden liegt.

Eine gerechte Vertheilung und Feststellung der Steuern ist aber unmöglich, so lange der jetzige Erhebungs-Modus fortdauert; und dieser wird fortbestehen, so lange die türkische Regierung besteht. Von den beispiellosen fiskalischen Irrthümern derselben gibt schon die Art der Zollerhebung einen Begriff. Während alle übrigen Staaten die Ausfuhr der Landeserzeugnisse auf jede mögliche Weise, zum Theil sogar durch Geldprämien, begünstigen, erhebt die türkische Regierung einen Ausfuhrzoll von 12 pCt. des Waarenwerthes, und dagegen einen Einfuhrzoll von nur 3 pCt.! Gleichsam als wollte sie das Ausland aufmuntern, Handel und Wandel im Inlande zu Grunde zu richten! Ganz im Einklange damit steht, daß sie von der inländischen Weinkultur eine Abgabe von beinahe 40 pCt. erhebt: zuerst den Zehnten von den Trauben am Stock, dann eine hohe Abgabe von dem gekelterten Wein, — also ein förmlicher Schutzzoll für fremde Weine! Aber die Weinkultur ist noch auf andere Weise behindert. Der Weinbauer darf nämlich keine Frucht einernten, bevor nicht die Zehnten-Commission den Bestand abgeschätzt hat; die Commission kommt aber selten oder nie zum geeigneten Zeitpunkte, und so geschieht es denn, daß alle Früchte zugleich, unreif, überreif und vertrocknet, abgenommen werden; der Kelterer hat keine Wahl und kann demnach nur ein Getränk geringer Qualität für lokale Consumtion herstellen. Auf diese Weise kann (mit Ausnahme desjenigen in den Donaufürstenthümern und auf einigen Inseln) kein inländischer Wein in irgend erheblichem Betrage zur Exportation kommen, und zugleich ist durch das unsinnige Steuersystem der Regierung eine reiche Staatseinnahme-Quelle in ganzen Provinzen (namentlich Kleinasiens und Syriens) nicht nur auf das Unverantwortlichste vernachlässigt, sondern auch geradezu zerstört.

Eine andere Einnahmequelle ist zerstört, wenn auch nicht so sehr durch das verkehrte Steuersystem, doch um so mehr in Folge der ganz unpassenden Reformen Mahmud's II. und der vollends lächerlichen Neuerungen unter seinem Sohne Abdul Meschid. Wir meinen die frühere, dem Lande eigenthümliche Industrie, welche freilich nur dem orientalischen Gebrauch und Geschmack angepaßte Erzeugnisse lieferte, aber einem großen Theile der Landesbevölkerung Beschäftigung gab, ihre Abnehmer in den fernsten Gegenden des türkischen Reiches und selbst über dessen Grenzen hinaus hatte und jedenfalls das Staatsvermögen vermehrte, und einen beträchtlichen Binnenhandel veranlaßte, wodurch z. B. auch die kleinen Landproduzenten in den Stand

gesetzt wurden, diejenigen Erzeugnisse zu debitiren, welche die Kosten eines weiten Transportes nicht getragen haben würden. Aber, wie gesagt, seit jenen Reformen ist diese ganze Industrie zu Grunde gegangen und dadurch die jetzige Verarmung des Landes großentheils herbeigeführt worden. Ganze Klassen von Industriellen sind seitdem verschwunden. Die, welche lange im Lande gelebt haben, erkennen am deutlichsten, welche Veränderungen seitdem eingetreten sind in der Kleidung und dem Gepräge Solcher, welche früher darin die äußeren Zeichen einheimischer industrieller Thätigkeit und Geschicklichkeit blicken ließen. Da sah man die reichen, bunten Anzüge der oberen und mittleren Klassen: gestickte Turbane, Schärpen, Shawls, zarte Schleier, Seidenstoffe und phantastische Gewebe aus Seide, Leinen und Baumwolle; reiche Teppiche, prachtvoll gestickte Kissen und Sammetpolster; prächtige Behänge und Zierrathen der Pferde; Feuer- und Seitengewehre, auf das Kunstvollste gearbeitet und eingelegt, und das Gefolge in reichen Gewändern. Ja, nicht nur für die Reichen, sondern auch für die Niederen wurde die Kunst und Industrie in allen Zweigen ausgeübt, so daß fast der Aermste in persönlichem Prunk und Luxus der orientalischen Nationalliebe fröhnen konnte. Der ärmste Dorfbewohner war stolz auf die Kränze von Gold- und Silbermünzen, welche die Stirn seiner Frau und Kinder schmückten, und auf die blanken Kupfergeschirre, die seinen Heerd zierten. Doch jetzt hat der Professionist seine Beschäftigung verloren. Statt der blanken Kupfergeschirre behilft sich nicht nur der Landmann, sondern auch der Städter mit elendem Topfgeschirr, und die prachtvollen Farben und reichen Stoffe der orientalischen Kleidung haben dem gröbsten und werthlosesten Woll- und Baumwollzeuge Englands Platz gemacht.

Aber auch abgesehen von der unverantwortlichen Zerstörung ergiebiger Einnahmequellen und von den oben erwähnten Beamten-Unterschleifen, darf man sich überhaupt nicht wundern, wenn von den auf den Unterthanen lastenden ungeheueren Abgaben und selbst von den Einfuhrzöllen nur der geringere Theil (man rechnet nur den dritten Theil) effektiv in die Staatskasse fließt. Denn die türkische Regierung hat, um die Abgabengelder nicht immer unter den Händen der Staatsbeamten in so unerhörtem Maßstabe verringert werden zu sehen, zu einem Mittel ihre Zuflucht genommen, welches nicht thörichter hätte gewählt werden können: sie hat nämlich einen großen Theil der Landeseinkünfte verpachtet! Damit hat sie nun allein nichts gewonnen, sondern auch das Uebel wo möglich noch schlimmer gemacht. Denn die Zoll- und Steuerpächter — meist Armenier — sind viel zu schlaue Spekulanten und zu gewandte Geschäftsmänner, um es nicht zu bewerkstelligen zu wissen (und mit Bestechungen richtet man in der Türkei viel aus), daß die Regierung nur ein verhältnißmäßig geringes Pachtgeld erhält, und sie dagegen einen ungeheueren Gewinn beziehen. So zahlen sie z. B. für die

Pacht der beiden türkischen Hauptzollämter, in Constantinopel und Smyrna, nicht mehr als $42^1/_2$ Mill. türkischer Piaster oder etwas über $2^1/_2$ Millionen Thlr. preuß. jährlich, obwohl diese Zollämter, nach mäßiger Berechnung, über das Doppelte eintragen. Also die Zollpächter bereichern sich, und die Regierung bleibt Angesichts zweier ergiebiger Einnahmequellen in ihrer drückenden Geldverlegenheit!

Wenn das türkische Steuersystem ein widersinniges ist, so ist andererseits das Verfahren bei der Steuererhebung nicht nur ein höchst willkürliches, sondern auch despotisches, ja, nicht selten barbarisches. Nach den wenigen Beispielen türkischer Gewaltthaten, die wir schon S. 165—170 erzählt haben, wird man dies ohnehin voraussetzen, und zum Belege möge folgendes, an die Augsburger Allgemeine Zeitung gerichtetes Schreiben aus Rodosto (am Marmorameere: s. Topographie von Rumelien im vorigen Kap.), vom Sept. 1853, dienen. Es lautet dasselbe also: „Nachdem die Pforte die Steuern der Provinzen von Adrianopel und Philippopel (Ejalet Edirneh: s. S. 19) für das ganze Jahr eingefordert, und deren vollen Betrag, welchen der Unterschleif der Steuerbeamten mehr als verdoppelt, eingezahlt erhalten hatte, begehrt sie von den beiden Provinzen noch zwei Millionen Piaster unter dem Titel von Anleihen. Sofort werden die Christen durch die grausamsten Extorsionen geplagt. Sie können diesen weder entgehen noch bezahlen, und bitten Gott, ihr Elend durch den Tod zu endigen. Ihr Loos ist in den Händen der Zoptiy Yes, d. i. der Polizeimannschaft, die man, nach Abzug des Militärs, aus der Hefe des Volkes und aus Räuberbanden geworben hat. Es sind Beispiele, daß diese Unholde, wo man sie nicht bezahlen konnte, junge Töchter und Söhne der Familien an Zahlungsstatt entführt haben, die man nur gegen doppelte Zahlung aus ihren Händen wieder erhält — in welchem Zustande, können Sie sich denken.“ Daß diese Gräuel nur an den Christen verübt werden, braucht wohl nicht erst ausdrücklich bemerkt zu werden, und geht auch aus dem Zusammenhange des übrigen Theiles des Schreibens hervor. Man vergleiche hiermit S. 165, 169 und 170.

Zehntes Kapitel.

Das türkische Militär und die türkische Flotte. — Kurzgefaßte Darstellung der russischen Land- und Seemacht.

Von der Stärke des türkischen Kriegsheeres — um zunächst von diesem zu reden — läßt sich Aehnliches sagen, wie von der Einnahme der türkischen Staatskasse (s. vor. Kap.): nach dem Etat auf dem Papier

beträgt sie gegen $^1/_2$ Mill. Krieger, nämlich 448,860 Mann; aber in Wirklichkeit würde es schwer halten, auch nur 160,000 Mann schlagfertige Truppen auf die Beine zu bringen oder gar gegen den Feind zu führen. Denn was das Journal de Constantinople und türkenfreundliche öffentliche Blätter in Deutschland, England und Frankreich, besonders in neuester Zeit, von den beträchtlichen Streitkräften der Pforte dem Publikum aufgetischt haben, verdient nicht die geringste Beachtung. Hier dagegen wird das mitgetheilt, was zuverlässige und unbefangene Augenzeugen darüber berichtet haben. Auch liegt es wohl klar zu Tage, daß bei einem Staatsbankerott (s. vor. Kap.) die türkische Regierung völlig außer Stande ist, eine Armee von beinahe 500,000 Mann zu nähren, zu kleiden oder vollends gar zu besolden und mit dem ganzen nöthigen Kriegsmaterial zu versehen. Ist sie doch nicht einmal im Stande, die fünfmal geringere Streitmacht von Crethi und Plethi, die sie seit dem Sommer 1853 aus allen Ecken und Enden zusammengerafft hat, anders als durch Lebensmittel-Erpressungen von der Rajah (s. S. 163) vor dem Verhungern zu bewahren; wobei natürlicher Weise von Soldauszahlung oder überhaupt von irgend etwas, was baares Geld heißt, ganz und gar nicht die Rede sein kann.

Nach dem Etat auf dem Papier besteht die türkische Armee, seit ihrer neuen Organisation im J. 1843: aus 1) der aktiven regulären Armee, 2) der Reserve oder dem Redif, 3) den Hülfstruppen (aus Bosnien und Egypten; außerdem rechnet man auf Hülfstruppen aus Serbien und sogar aus Tunis und Tripoli), und 4) aus irregulären Truppen.

Die active reguläre Armee besteht aus 6 Corps oder Ordus. Jede Ordu ist zusammengesetzt aus 11 Regimentern (6 der Infanterie, 4 der Cavallerie und 1 Regiment Artillerie), welche 2 Armee-Divisionen und 6 Brigaden mit 12 Batterien bilden. An der Spitze der Ordu steht der Muschir oder Feldmarschall, der 2 oder 3 Feriks (Divisionsgeneräle) und so viele Liva's (Brigadegeneräle), als es Brigaden gibt, nebst einem Ueberzähligen, unter seinen Befehlen hat. Der jedesmalige überzählige Ferik und Liva ist Mitglied des Verwaltungsrathes der Ordu. Nach dem Soll-Etat, oder nach dem Etat auf dem Papier, beträgt die Gesammtstärke der activen Armee 161,708 Mann. — Die Reserve oder der Redif, aus den nach sechsjähriger Dienstzeit entlassenen Truppen bestehend, zählt nach dem Soll-Etat ebenfalls 161,708 Mann. — Zu den Hülfstruppen werden gezählt: 80,000 M. aus Bosnien, 20,000 M. aus Albanien, 20,000 M. aus Serbien, 40,000 M. aus Egypten und 15,000 M. aus Tunis und Tripoli, — zusammen 175,000 Mann. — An irregulären Truppen, die seit 1851 der militärischen Disciplin unterworfen sind und den Namen „besoldete Mannschaft" führen, rechnet man 50,000 M. muselmännische und osmanische Freiwillige, 30,000 M. Polizeisoldaten (Kavaß zu Fuß und Seymen zu Pferd), 34,000 M. Mariniers und 5500 tatarische u. a. Freiwillige, — zusammen 119,500 Mann.

Nach dem Soll-Etat würde demnach das gesammte türkische Kriegsheer 617,516 Mann stark sein, und, nach mehreren öffentlichen Blättern und den

Andeutungen im Journal de Constantinople, im Kriege gegen Rußland durch eine Verstärkung von 47,000 M. Freiwilliger aus den Reihen polnischer, ungarischer, italienischer, deutscher und französischer Revolutionsmänner auf mehr als 664,000 Mann gebracht werden. In der That, ein Heer, vor dem selbst Rußland Rußland bange werden könnte!

Indeß, da die türkische Regierung weiß, daß bei den meisten europäischen Kriegsheeren ein mehr oder minder großer Unterschied zwischen dem Soll=Etat und dem Effektiv=Etat obwaltet, so hat sie keinen Anstand genommen, offen zu gestehen, daß auch bei der türkischen Armee ein derartiger Unterschied obwalte und daß der Effektiv=Etat derselben auf 448,860 Mann (s. oben) sich beschränke, nämlich auf 138,680 Mann bei der activen regulären Armee, auf eben so viel bei dem Redif oder der Reserve, auf 110,000 Mann bei den Hülfstruppen, und auf 61,500 Mann bei den irregulären Truppen. Ueber das 47,000 Mann starke fremde Revolutionscorps des Journal de Constantinople und anderer öffentlicher Blätter hat die türkische Regierung wohlweislich das tiefste Stillschweigen beobachtet.

Allein hinter dem idealen, wie hinter dem amtlichen Effektiv=Etat bleibt, wie schon oben bemerkt, der wirkliche Effektiv=Etat sehr weit zurück. Zunächst, was die aktive Armee anbelangt, so waren noch im Sommer 1853 erst die 1., 2. und 3. Ordu derselben vollständig organisirt, nämlich die Ordu der Garde (Hassa), die Ordu der Hauptstadt (Deri Seadet) und die Ordu von Rumelien (Rumili); und doch war auch bei ihnen die Cavallerie kaum erst zur Hälfte beritten. Dagegen waren die Corps in Kleinasien (4. Ordu, Anadoli) und Syrien (5. Ordu, Arabistan) noch höchst mangelhaft organisirt, und das 6. Corps, die Ordu von Bagdad (Irak), zählt auch jetzt noch kaum 6000 Mann und hat weder Cavallerie, noch Artillerie, noch Reserve. Durch die große Entfernung, die äußerst mangelhaften Kommunikationen und besonders durch die stets aufrührerischen Araberstämme der Wüste ist das letztgenannte Corps oder die Ordu von Bagdad als ganz abgeschnitten zu betrachten, und es sind in neuerer Zeit sogar Fälle vorgekommen, daß ganze Bataillone dieses ohnehin sehr schwachen Corps mit Sack und Pack zu den Persern übergegangen sind. Soweit was die aktive reguläre Armee betrifft.

Nun käme also die Reserve (Redif), und die ist, wie wir eben gesehen haben, in Mesopotamien (Bagdad oder Irak: vergl. Mesopotamien im 8. Kap.) gar nicht vorhanden; in Syrien und Kleinasien betrug im Sommer 1853 ihre Gesammtstärke kaum 10,000 Mann, die obendrein noch unbewaffnet waren; und die zu den oben genannten drei Ordus in Europa gehörende Reserve besteht theils aus zusammengerafften Knaben und Greisen, theils aus Widerspenstigen, welche nicht blos aus Heimweh, sondern schon aus Hunger die erste Gelegenheit zum Desertiren ergreifen; so daß die im Kriege zu verwendende Effektivstärke dieser Reserve sich auf eine verhältnißmäßig sehr geringe Zahl reduziren dürfte. In Bosnien und dem nördlichen Albanien hat noch erst in neuerer Zeit die türkische Autorität durch Waffengewalt sich gel=

tend machen müssen nach einem Aufstande, der gegen die Rekruten-Aushebung gerichtet war. Ein großer Theil der dortigen Waffenfähigen kam hierbei um, und der Ueberrest entzieht sich der Aushebung durch die Flucht, was auch im südlichen Albanien während des Sommers 1853 geschah; wie wir weiter unten sehen werden.

Mit den Hülfstruppen steht es ebenfalls höchst zweifelhaft aus. Aus Bosnien erwartet die türkische Regierung ohnehin nur 30,000 Mann statt der obigen 80,000, und aus Albanien nur die Hälfte der obigen 20,000 Mann; sie könnte aber füglich immer noch eine Null weglassen, und würde auch dann wahrscheinlich noch zu viel rechnen. Was die 20,000 Mann Hülfstruppen aus Serbien betrifft, so gab auf die (im September 1853) von Seiten der Pforte ergangene Aufforderung, dieses Hülfscorps zu dem bevorstehenden Kriege gegen Rußland zu stellen, die serbische Regierung die Antwort: sie werde zur Aufrechterhaltung der nothwendigen Neutralität ein Heer von 50,000 Mann aufstellen und den türkischen Truppen nur den Weg auf bestimmten Etappenstraßen gestatten. (Zur Erläuterung möge hier bemerkt werden, daß die S. 16 erwähnten festen Plätze in Serbien, wo türkische Garnisonen sich befinden, außer Belgrad, Orsova, Kladowa, Usidsche, Semendria, Schabacz und Sokol sind.) Auf das serbische Hülfscorps darf sich demnach die Pforte keine Rechnung weiter machen. Aus Tunis und Tripoli wird die Pforte wohl eben so wenig auch nur einen Mann zu sehen bekommen; sie hat freilich schon längst für die von dort (statt der obigen 15,000 M.) erwarteten 10,000 M. zwei Corpschefs ernannt, doch diese wohnen noch ganz behaglich in ihren Villen am Bosporus. Die aus Egypten erwarteten 40,000 Mann Hülfstruppen haben sich auf kaum 12,000 Mann Hülfstruppen beschränkt, die in Alexandrien eingeschifft wurden, und im September (1853) vor Constantinopel anlangten, wo sie jedoch nicht landen durften, sondern den Seeweg weiter verfolgen mußten nach Varna, um von dort zu der türkischen Hauptarmee in Schumla zu stoßen.

Es verdient hier mitgetheilt zu werden, was ein Correspondent der Triester Zeitung über die Vorgänge vor der Einschiffung dieser Truppen in Egypten berichtet. Man kann seiner Erzählung um so mehr Glauben schenken, da die Triester Zeitung bei Aufnahme von Nachrichten über die orientalische Angelegenheit sehr vorsichtig zu Werk geht und keine, für die Türken ungünstig lautende Berichte aufnimmt, sofern sie nicht von der Wahrheit des Inhalts die volle Ueberzeugung hat. Ihr Correspondent also erzählt: „Die Truppenaushebungen wurden hier (in Egypten) eifriger als jemals betrieben; starke Transporte sowohl von Munition als auch von Soldaten gingen fortwährend nach Alexandrien ab; da aber der Nil noch nicht so hoch gestiegen war, daß die Schleusen zu dem von Atfeh (am Nil, oberhalb der egyptischen Hauptstadt Cairo) nach Alexandrien führenden Kanal geöffnet werden konnten, so ging durch das Aus- und Wiedereinschiffen daselbst immer viel Zeit verloren. Da scheint es, daß gerade damals der Vicekönig Abbas Pascha von Constantinopel die Aufforderung zur Beschleunigung der Truppensendung erhielt; und so ward beschlossen, für

die Soldatentransporte den Weg über Damiette zur See zu wählen. Es gingen 3000 Mann von Atfeh ab, um in Damiette nach Alexandrien eingeschifft zu werden, und Abbas Pascha begab sich eben dahin, damit dies unter seinen Augen so schnell wie möglich stattfinde. Nach echt türkischer Weise hatte man aber für diese Reise durchaus keine der nöthigen Vorbereitungen getroffen, weil jene Aufforderung aus Constantinopel der türkischen Langsamkeit viel zu schnell kam. Statt für fünf Tage hatte man nur für zwei Tage Mundbedarf mitgenommen. Am dritten Tage fanden sich die 3000 Mann ohne auch nur einen Bissen Brod. Es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß ohne die zufällige Anwesenheit des Vicekönigs ein Viertel der Mannschaft thatsächlich Hungers gestorben wäre. Man suchte Anfangs dem Pascha die Lage der Dinge zu verbergen; doch dies gelang nur für einen Tag, und seine Wuth war grenzenlos, als er den Thatbestand erfuhr. Ueber 200 Personen, darunter mehrere höheren Ranges, d. h. Offiziere, erhielten an einem und demselben Tage die Bastonade, und 7 davon sollen der Züchtigung erlegen sein. Sodann ließ er so der ganzen Umgegend Alles was an Lebensmitteln da war, gewaltsam wegnehmen, auch mehrere Leute, sogar einen Europäer, aufgreifen, welche zu backen verstanden; und auf solche Weise gelang es ihm, den Truppen das Leben zu fristen." Nun fragen wir, was kann man wohl Großes und Ruhmwürdiges von einem Militär erwarten, dessen Offiziere die Bastonade erhalten, wie etwas, das sich unter Umständen ganz von selbst versteht? Und was unter dem Türkenregiment in Egypten geschieht, geschieht auch unter dem Türkenregiment in der asiatischen und in der europäischen Türkei, nicht blos was das Durchprügeln von Offizieren, sondern auch was das gewaltsame Fortnehmen von Lebensmitteln betrifft. Türke bleibt Türke, wie wir schon einigermaßen an den S. 164—168 erzählten Beispielen gesehen haben, wie wir jetzt bei dem obigen Fall sehen, und wie wir an den weiterhin folgenden Thatsachen sehen werden.

Endlich hinsichtlich der irregulären Truppen haben wir oben gesehen, daß die türkische Regierung darunter osmanische und tatarische und tatarische Freiwillige, Mariniers und Polizeisoldaten versteht. Sie könnte aber füglich sämmtliche türkische Truppen, gleichviel ob reguläre oder irreguläre, dahin rechnen. Denn von einer Disciplin im europäisch-militärischen Sinne ist bei der einen wie bei der anderen Truppengattung nicht im Entferntesten die Rede.

Ehe wir einige Einzelnheiten, welche zur Bestätigung dieser Behauptung dienen können, mittheilen, müssen wir auf einen Umstand aufmerksam machen, der, zumal in dem Kriege gegen Rußland — von den Türken als ein Religionskrieg, als ein „heiliger Krieg" betrachtet — nicht übersehen werden darf. Es verbietet nämlich der Koran die Einreihung von „Ungläubigen" in das Heer der „Gläubigen", und dieses Verbot ist, wie sich nicht läugnen läßt, ganz vernunftgemäß. Denn es ist nicht wohl anzunehmen, daß Christen im Kampfe gegen Christen (und sie sind es ja hauptsächlich, die unter dem Ausdrucke „Ungläubige" verstanden werden), dem Heere der „Gläubigen" ersprießliche Dienste leisten werden, sondern es ist bei weitem eher das Gegentheil vorauszusetzen. Die türkische Staatspraxis hat denn auch stets darauf gehalten, in das türkische Heer nur Mahomedaner aufzunehmen; und

wenn die Pforte in neuerer und neuester Zeit Revolutionärs und Abenteurer, die den Christen-Namen führen, zugelassen hat und zuläßt, so ist das eine Ausnahme, die ihre guten Gründe hat, wie wir im Schlußkapitel sehen werden, und die überdieß die allgemeine Regel durchaus nicht umstoßen kann. Im 7. Kapitel haben wir S. 158 gesehen, daß selbst die türkische Regierung die Zahl der in der europäischen Türkei befindlichen Mahomedaner zu nicht mehr als 3,800,000 annimmt. Hierbei sind ja natürlich alle Frauen, Kinder und Greise mitgerechnet; und wie viel bleibt denn nun da an Militärpflichtigen und Waffenfähigen übrig, zumal wenn sich so viele derselben der Militärausheburg durch die Flucht entziehen? In der asiatischen Türkei ist allerdings die Zahl der Mahomedaner weit beträchtlicher, als in der europäischen; aber viel über 6 Millionen dürfte sie dennoch nicht betragen, wenigstens was die Zahl derjenigen Mahomedaner betrifft, bei denen die Regierung entweder eine Truppenaushebung vornehmen, oder von denen sie Freiwillige erwarten kann. Wie läßt sich nun aber aus einer Bevölkerung von 10 Millionen ein Heer von 500,000 Mann aufstellen? In einem wohlgeordneten Staate, der 10 Millionen Einwohner hat, können höchstens 250,000 Mann Truppen, das heißt solcher Truppen, die vermöge ihrer militärischen Disziplin und Organisation mit Aussicht auf Erfolg gegen den Feind geführt werden können, aufgestellt werden: wie sollte nun also die Türkei, die gerade das Gegentheil eines wohlgeordneten Staates ist, aus einer mahomedanischen Bevölkerung von 10 Millionen Seelen das Doppelte dieser Truppenzahl aufzustellen im Stande sein? Wenn man das in und bei Schumla konzentrirte Hauptheer zu 100,000 Mann, und die in Kleinasien aufgestellte Truppenzahl zu 60,000 Mann annimmt, so dürfte diese Schätzung wohl der Wahrheit am nächsten kommen. Das aus notorischen türkischen Räuberbanden, fremden Abenteurern und Revolutionsmännern zusammengesetzte s. g. Hülfscorps ist dabei nicht mitgerechnet.

Wie es bei der Aushebung dieser Truppen hin und wieder zugegangen ist, und von welcher Beschaffenheit sie sind, davon mögen folgende Beispiele einen Begriff geben.

In Janina (s. Kap. 8, Topographie von Albanien) zogen am 18. Juli (1853) einige Jüs Baschis (Capitäne) an der Spitze von 400 Albanesen, die sie zum Felddienst ausgehoben hatten, ein. Es waren meist Knaben und Greise und fast kein Waffenfähiger darunter. Obwohl es nun im türkischen Heere Knaben und Greise in Menge gibt, die eben so wohl wie die rüstigsten Krieger als Soldaten gelten, so erschienen denn doch diese Rekruten dem Gouverneur von Janina zu untauglich für den Kriegsdienst, als daß er sie nicht sofort in ihre Heimath wieder hätte entlassen sollen. Da er zugleich hörte, daß andere, mit der Truppenaushebung in Albanien beauftragte Jüs Baschis ähnliche untaugliche Subjekte ausgehoben hatten, so gab er Befehl, auch sie wieder zu entlassen. Mit der Vollziehung erlassener Befehle ist es aber in der Türkei eine eigene Sache, sie mögen nun von Constantinopel

aus an die Provinzialgouverneure, oder von diesen an ihre Untergebenen ergangen sein: sie werden nur nach Belieben, oder wenn es zufällig die Umstände räthlich erscheinen lassen, vollzogen. So wurde denn auch jener Befehl nicht weiter beachtet, weil Diejenigen, denen er galt, ihre Rechnung dabei fanden, unter den Waffen zu bleiben, mittelst deren sie ihre Gelüste um so sicherer befriedigen zu können hofften. Ein Trupp von 300 Liapes, einem der wildesten Albaneserstämme angehörend, zog selbst nach Janina und verlangte von dem Gouverneur Geld, welches er ihnen denn auch in der Form eines Monatsoldes auszuzahlen sich bewogen fand, daran die Bedingung knüpfend, nunmehr sofort auf den Marsch nach Schumla sich zu begeben. Allein Chefs und Soldaten erklärten ihm rund heraus, daß sie nicht nach Schumla gehen, sondern unter allen Umständen im Lande bleiben würden. Der Gouverneur, außer Stande, Gewalt zu gebrauchen, mußte diese Erklärung still hinnehmen; und die Folge davon war, daß andere Rekrutenhaufen ebenfalls nach Janina kamen und sich hier Geld oder einen „Monatssold" auszahlen ließen, ohne daß sie gleich jenen im Entferntesten daran dachten, nach dem Kriegsschauplatze zu ziehen. Später begaben sich freilich einzelne Rekrutenabtheilungen, durch Geld und glänzende Versprechungen gewonnen, dahin auf den Weg; aber dennoch bezeigten diese Leute wenig Lust zum „heiligen Kampfe", und das ihnen von Jugend auf zur Gewohnheit gewordene Nomadenthum blickte durch ihre Nizamröcke heraus. Man sah übrigens die verschiedensten Trachten unter ihnen, und bewaffnet waren sie mit überlangen, ganz unpraktikablen Gewehren. Daß man in Bosnien der Truppenaushebung durch die Flucht sich zu entziehen suchte, ist bereits oben erwähnt worden.

Ueber die Beschaffenheit der von der Pforte zum Dienste in dem „heiligen Kampfe" gegen Rußland zusammengezogenen Krieger könnten wir eine Menge ergötzlicher Einzelheiten mittheilen. Wir beschränken uns jedoch auf die folgenden, welche der Triester Zeitung (s. oben die Bemerkungen darüber) und der Augsburger Allgemeinen Zeitung entlehnt sind. Zunächst ein Schreiben aus Magnesia (s. Topographie Kleinasiens im 8. Kap.) von Ende August 1853, in der Triester Zeitung enthalten und folgendermaßen lautend: „Dieser Tage gingen unsere Bassi bozuk (Leute ohne Führer), theils aus Redifs, theils aus Freiwilligen bestehend, ab. Diese, den verschiedensten Nationalitäten und verlaufenem Gesindel aller Art angehörenden s. g. Krieger gleichen förmlichen Räuberbanden, und treiben das furchtbarste Unwesen. Jeder Bande, zusammenrottirt aus den verschiedenen Paschaliks, wird eine Fahne gegeben und eine Trommel, die aus einem, mit einem Fell überzogenen irdenen Topfe besteht. Die Fahne erhielt hier ein Albanese, dem sie jedoch beim Abmarsche ein Türke abforderte, mit dem Bemerken, die Fahne gebühre keinem Albanesen, sondern nur einem Osmanen. Jener weigerte sich, die Fahne aus den Händen zu geben, worauf der Türke seine Pistole zog, den Albanesen niederschoß und nun, unbelästigt und unbestraft, mit der Bande als Fahnenträger abzog. Das Contingent aus Aidin (s. Topographie Kleinasiens im 8. Kap.), welches hier ebenfalls durchkam, trieb es eher noch schlimmer. Hier angekommen, wurde es in verschiedene Khans einquartirt und den Hangis (Khanaufsehern) Befehl ertheilt, Stroh und Gerste zu liefern. Allein nicht zufrieden mit den erhaltenen Rationen erbrach und plünderte das Gesindel fremde Magazine, und Niemand wagte zu klagen. Man beschränkte sich vielmehr darauf, die Magazine und Weinschenken verschlossen zu halten und möglichst gut zu verbarrikadiren. (Hierauf wird die schon S. 165 mitgetheilte Gewaltthat am weiblichen Geschlecht erzählt, und dann fortgefahren.) Wenn nun schon in Städten von 40,000 Einwohnern, wie Magnesia, von solchen Horden von 150 bis 200 Mann derartiger Unfug

getrieben wird, so läßt sich leicht folgern, was erst die Bewohner der kleinen Flecken und Dörfer zu leiden und zu ertragen haben. Dieses Gesindel bildet somit einen Theil der schönen irregulären türkischen Truppen aus der „festen Burg der Türkei“ (Kleinasien), die ein englisches Blatt (Times) als so tüchtig, so brauchbar schildert. Zur Brauchbarkeit mangelt Alles. Schlechte Pferde, ungesunde steife Anzüge und unbrauchbare Waffen machen gewiß keinen Soldaten tüchtig. Allein Muth besitzen diese Truppen ohne Zweifel? Freilich besitzen sie Muth, aber nur den Muth, in großen Massen kleine Haufen zu überfallen, zu mißhandeln und zu plündern, Dörfer auszurauben, Weiber und Knaben zu entführen. Jeder Einzelne aus solcher Bande ist ein Aga und glaubt sich im Geiste schon Pascha, und wehe dem, der ihm den Titel Aga verweigert! Rechnet man noch hinzu, daß die Hälfte von diesem Gesindel Fanatiker sind, und nach des Korans Lehre auch Fatalisten — denn sie erwarten ihr Heil vom Propheten, und glauben, mit dem Worte „Mahomed“ müßten alle Giaurs ohne Schwertstreich zu Staub werden —, so hat man ein richtiges Bild von den so hochgepriesenen irregulären türkischen Truppen.“

Ein, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung enthaltenes Schreiben aus Rhodus (s. Topographie der kleinasiatischen Inseln im 8. Kap.) vom 18. August 1853 liefert ebenfalls einen pikanten Beitrag zur Charakteristik der türkischen Truppen, und berichtet Folgendes: „Vor einigen Tagen ankerte in unserem Hafen ein Lloyddampfer, der außer den gewöhnlichen Reisenden einen türkischen Obersten aus Damaskus mit 500 Soldaten aus jener Stadt am Bord hatte, um sie nach Constantinopel zu führen. Es fiel dem aufmerksamen Beobachter, besonders aber den Kaufleuten, auf, daß diejenigen von den damascenischen Kriegshelden und künftigen Besiegern der „Moskow Giaur“, welche an das Land kamen, werthvolle Sachen und Pretiosen, zum Theil um geringen Preis, verkauften, und beträchtliche Summen europäischen Geldes gegen türkische Münzen einwechselten. Wenige Tage nachher erfuhren wir, daß, als der Dampfer wieder in hoher See war, die europäischen Passagiere durch eine schlimme Entdeckung in Bestürzung gesetzt wurden. Der untere Raum, wo ihre Effekten und Güter in Verwahrung gehalten wurden, war nach der Abfahrt von Beirut (s. Topographie Syriens im 8. Kap.) gewaltsam erbrochen, ausgeraubt und dann wieder verschlossen worden, so daß der Raub mehrere Tage verborgen blieb. Sowie er bekannt wurde, war die Meinung über seine Urheber und Begünstiger keinen Augenblick zweifelhaft; und es bestätigte sich sehr bald, daß er durch gemeine Soldaten und Unteroffiziere verübt worden war. In wie weit die Verantwortlichkeit nach oben sich erstreckte, muß dahingestellt bleiben. Jedoch der Oberst, der allen Grund hatte, in Constantinopel unter Einschreitung der europäischen Gesandtschaften und Consulate gerichtliche Untersuchung zu fürchten, that das Möglichste, die Thäter zu entdecken und Ersatz zu leisten. Die Passagiere wurden aufgefordert, ihren Verlust an Baarschaften, Pretiosen und was sie sonst vermißten, genau anzugeben, dann wurden die Bursche mit ihren Säcken und Ranzen einzeln in die große Kajüte geführt und dort der strengsten Untersuchung vor einer Commission unterworfen, bei der auch der Capitän des Dampfschiffes zugegen war. Ein großer Theil der gestohlenen Sachen fand sich in den Säcken oder den Kleidern der türkischen Soldaten. Das Uebrige war in Rhodus verkauft und das Geld meist umgewechselt worden. Die Passagiere erhielten nicht nur, was sich vorgefunden, sondern auch ohne Schwierigkeit vollen Ersatz ihres angegebenen Verlustes, auch des baaren Geldes, was sie als zu Verlust gekommen bezeichnet hatten. Wir haben nicht erfahren, was den osmanischen Dieben für Strafen auferlegt worden sind. Wahrscheinlich wird die ganze Sache vertuscht, da seitens der Bestohlenen jeder Grund zu gericht-

licher Klage durch den vollständigen Ersatz entzogen wurde; aber auch dieser Vorgang zeigt, welcher Gesinnung und welcher Frechheit man sich von einem solchen Volke zu versehen hat."

Als eine kleine Zugabe mag beiläufig noch erwähnt werden, daß unter den an der Donau zusammengezogenen und, wie überhaupt, jeder Disziplin entbehrenden türkischen Truppen Anfangs Oktobers (1853) die Lust rege ward, ein Dampfboot zu besitzen, und Pläne geschmiedet wurden, sich eines Lloyddampfschiffes, sobald es bei Nikopolis (s. Topographie Bulgariens im 8. Kap.) anlegen würde, zu bemächtigen. Glücklicher Weise erhielt die Schiffsagentur Kunde von diesem Vorhaben, und so kam dasselbe nicht zur Ausführung.

Wir wollen nunmehr noch einige Einzelnheiten über das türkische Militär in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit hinsichtlich seiner Bewaffnung, Exerciermethode u. dgl. m. mittheilen.

In neuester Zeit ließ die türkische Regierung, sobald es den Anschein gewann, daß es zum Kriege mit Rußland kommen würde, eine Menge Gewehre aus Frankreich kommen; sonst aber werden fast alle Waffen von inländischen Fabriken geliefert, die durchgängig von Engländern eingerichtet sind und betrieben werden. Trotzdem entbehren alle Waffen durchaus der Güte, welche man nach alter Ueberlieferung so geneigt ist, den orientalischen Erzeugnissen dieser Art beizulegen. Die Steinschloßgewehre sind ungeschickt gearbeitet und klapperig; denn Bajonnet und Ring müssen lose sein, damit die Griffe möglichst geräuschvoll ausfallen! Die Säbel, nach ganz veraltetem europäischem Muster, welche der Türke nie zu führen versteht, da er nur den bekannten krummen Türkensäbel zu handhaben versteht, sind von ungefälliger Form. In Fällen, wo die inländischen Waffenfabriken in die Hände der türkischen Regierung übergegangen, sind sie gänzlich in Verfall gerathen, wie man noch täglich dicht vor den Mauern der Hauptstadt sich überzeugen kann. Mit Aufwand vieler Millionen ist da z. B. in Makrikö eine Waffen- und Maschinenfabrik angelegt worden; seitdem aber der Schlußstein gelegt und der letzte Pinselstrich an der zierlichen Ausstattung gethan, steht das Gebäude leer und unbenützt! Die Tuche zur Militärbekleidung werden größtentheils von den, ebenfalls von Engländern angelegten und geleiteten Tuchfabriken in Smyrna geliefert und sind dunkelblau, mit rother Kehrseite. Baumwollstoffe zu Hemden und Beinkleidern werden aus England und Nordamerika eingeführt; das Leder wird aus den Donaufürstenthümern und aus Rußland bezogen. Die Pulverfabrik in St. Stefano (am Marmorameer und in der Nähe der eigentlichen Stadt Constantinopel), in welcher ebenfalls Engländer arbeiten oder doch die Leitung haben, befindet sich, was die ökonomischen Verhältnisse anbelangt, in den Händen der schlauen Armenier, die überhaupt die meisten Armeelieferungen besorgen. Dergleichen Dinge spielen die größte Rolle in den verschiedenen Zweigen der Militärverwaltung; und die öffentliche Stimme weiß in der Regel mit großer Genauigkeit anzugeben, um wie viel hundert Prozent eine Lieferung von der türkischen Regierung zu hoch bezahlt worden ist. — Die Auswahl der Rekruten zu den verschiedenen Truppentheilen findet nicht nach der individuellen Befähigung, sondern ganz nach Gutdünken und Belieben statt; und so geschieht es denn sehr häufig, daß z. B. zur Cavallerie Fischer, Matrosen oder auch Bauern, welche nie zu Pferde gesessen, nie ein Pferd im Besitz gehabt haben, ausgewählt werden. Die Ausbildung der Mannschaften geschieht nach einer Art Zwittersystem, nämlich das Exercieren nach dem alten französischen Reglement und das Uebrige nach den Erinnerungen aus der Zeit der Anwesenheit preußischer Instruktionsoffiziere im Lande. Der Gefreite (On Baschi)

und der Unteroffizier (Tschausch) lehren Griffe nach Zählen, Haltung und Marschiren in den ersten vier bis sechs Wochen, und die Mannschaft ist nun vollständig einexerzirt, und zwar nach einem System, welches die türkische Regierung Reform — hier speziell Militärreform — nennt. Wenn man aber diese nachlässig dahinschlendernden Gestalten ansieht, ihre Haltung in Reih' und Glied, ihren „militärischen Anstand" und ihre zerlumpten Anzüge, — so kann man wirklich kaum noch glauben, daß es irgend Jemandem bei dieser Reformkomödie Ernst sei. Seitdem die preußische Regierung die einst als Instruktoren der Infanterie nach der Türkei kommandirten Offiziere zurückberufen hat, sind nur noch vereinzelt fremdländische Abenteurer, die zugleich großentheils Mahomedaner geworden sind, als Bildungsfonds verblieben; und in den Leistungen und Uebungen der Truppen ist man wieder zu der altgemüthlich „türkischen Vereinfachung" zurückgekehrt; das heißt, man unterläßt möglichst alle die Exerzitien, bei denen man sich von der Stelle bewegen muß. Aus dem Exerziren mit dem Gewehre hat sich ein hübsches Schaugepränge machen lassen, welches klingt und klappert; so etwas blendet das Auge, und man kann es am leichtesten verstehen und am leichtesten erlernen. Aber Evolutionen? wozu die? fragt man vom türkischen Standpunkte aus; die haben ja gar keinen Zweck! die ermüden unnöthiger Weise und würden obendrein nur Verlegenheiten bereiten, denn man wüßte dann gar nicht, wo man die zuschauenden Pascha's mit ihren Tschibuks (Wasserpfeifen) placiren sollte, — also fort mit den Evolutionen!! hin und her marschiren sieht man die Leute genug, in der Art von Militärpromenaden, immer mit voller Musik und immer ohne Tritt und ohne Zweck. Von dem Kasernenhofe z. B. rückt eine Kompagnie mit voller Regimentsmusik nach einem Exerzirplatze einige tausend Schritte weit, übt Griffe, Richtung und Sektionsmarsch und kehrt dann wieder heim. Von Zeit zu Zeit übt sich auch das Fußvolk im Scheibenschießen, und diesem geht jedesmal ein s. g. Exerziren im Feuer vorher. Hierbei nun wird, da man Platzpatronen nicht kennt, mit scharfen Patronen gefeuert, und dies sogar in der Nähe von Landstraßen und anderen Plätzen, wo häufig Leute vorbeikommen! Bei Constantinopel geschieht ein solches türkisches Exerziren im Feuer sogar auf einer freien Hügelfläche, und die Kugeln gehen fast alle in das stark bewohnte und zahlreich besuchte Thal der süßen Wasser. Nach der Scheibe wird nicht etwa von Einzelnen, sondern gleichzeitig auf der ganzen Linie geschossen, wie im Gliederfeuer, so daß aus dem zweiten Gliede ohne Weiteres durch das erste hindurch gefeuert wird. Das nennt man in der Türkei Schießübungen nach der Scheibe! — Die Ausbildung der Cavallerie nach dem neuen System der türkischen Militärreform ist noch weit weniger als die der Infanterie fortgeschritten, oder vielmehr ganz verunglückt. Nach dem neuen Systeme sitzt die Reiterei nach europäischer Weise zu Pferde, aber, weil sie daran nicht gewöhnt ist, so schlecht, daß sie leicht herunterfällt; wogegen sie auf die alte türkische Art mit gekrümmten Knieen und kurzen Steigbügeln fest und gut saß. Zu geschlossenen Angriffen in Carriere ist die jetzige Reiterei unfähig, auch nicht dazu eingeübt; nur in zerstreutem Gefechte vermag sie allerdings wohl noch Tüchtiges zu leisten. Im Monat Mai werden fast alle Cavalleriepferde auf die Wiesen (oder eigentlich meist auf Gerstenfelder, die eigens zu dem Zwecke bestellt sind) zur Frühlingskur gebracht, und zwar geschieht der Aus- und Einzug mit einer gewissen abergläubischen Feierlichkeit, wobei den Pferden Musik gemacht wird, und zwar auf dem beliebten Dudelsack! — Die beste türkische Waffengattung ist die Artillerie; wenigstens ist sie in der bisherigen Friedenszeit gut eingeübt, und ihre Leistungen sind von Sachkennern für ausgezeichnet erklärt worden. Ob ihre Leistungen im Felde sich bewähren werden, muß die Erfahrung lehren. — Dis-

ziplin heißt, wie überhaupt in der Türkei, so auch bei dem türkischen Militär, Despotie auf der einen Seite und Knechtschaft auf der anderen. Von einem Bewegen innerhalb dienstlicher oder disziplinarischer Schranken hat man keinen Begriff. Und wie sollte es auch anders sein? Heute steht der Soldat im Gliede neben einem Anderen, der morgen Bedienter seines Offiziers und im nächsten Jahre etwa Compagniechef ist. Der gesunde Menschenverstand lehrt dem Manne, daß solche Vorgesetzte ihm nicht rathen und helfen können; und so kann man denn auch häufig die Gemeinen äußern hören: „Unsere Offiziere wissen nicht mehr als wir; was sollen sie uns lehren?" Welchen Einfluß überhaupt sollen demnach Vorgesetzte ausüben, die mit dem gemeinen Manne auf ganz derselben Bildungsstufe stehen, deren Interessen in jeder Beziehung dieselben, deren Glauben, Gehorchen, Fürchten und Dienen nach dem nämlichen Zollstocke gemessen sind, wie bei ihren Untergebenen? Die gewöhnlichste Beamtencarriere in der Türkei ist allerdings, vom Barbier, oder Pfeifenstopfer oder Koch irgend eines angesehenen oder einflußreichen Mannes schnell zu hohen und höchsten Aemtern emporzusteigen. Aber wenn nun auch in vielen anderen Fällen der Offizier wie der Civilbeamte höheren Ranges von unten auf gedient und erst nach und nach höhere Chargen erlangt hat, so hat er damit doch nicht zugleich höhere Bildung und Befähigung bekommen; denn es fehlt ihm einerseits das Gefühl der Nothwendigkeit und andererseits die Gelegenheit zur Selbstausbildung. Daher darf man sich nicht wundern, wenn in der Regel (denn Ausnahmen gibt es hier, wie überall) z. B. der Miralai oder Oberst noch auf der nämlichen niedrigen Stufe der Bildung steht, noch die nämlichen beschränkten Ansichten hat, wie sein Rekrut. Bereits bei Gelegenheit der Schilderung der türkischen Bildungsanstalten ist (S. 172) bemerkt worden, daß selbst die im Auslande gebildeten jungen Türken nach ihrer Heimkehr das Meiste wieder vergessen und in Trägheit und Indolenz zurücksinken. Die Hauptursache hiervon ist in dem Mißtrauen, dem sie nach ihrer Heimkehr überall unter ihren Glaubensgenossen sich ausgesetzt sehen. Das Volk nennt sie „halbe Giaurs". Der preußische Lieutenant von Boehn, der als Augenzeuge über die militärischen und anderen Zustände in der Türkei berichtet (in seiner bei Hayn in Berlin erschienenen interessanten Flugschrift, betitelt: „Zustand der Türkei im Jahre der Prophezeihung 1853), hatte in der Nähe von Constantinopel einer der oben erwähnten seltsamen Schießübungen nach der Scheibe zugesehen und äußerte nach Beendigung derselben sein Befremden darüber gegen einen der höheren türkischen Offiziere. Dieser, der in Berlin studirt hatte, erwiderte: „Es ist wahr, mein Herr, dieser Unsinn findet hier Statt; — was soll man thun? Es gibt keine Ordnung, kein Reglement, es ist nicht, wie bei Ihnen; hier weiß der Oberst nicht mehr als der Gemeine, und was ihm beliebt, das müssen wir thun." Herr von Boehn machte hierauf dem Offizier bemerklich, daß er, als ein wissenschaftlich gebildeter Mann, dem Uebelstande doch wohl einigermaßen abhelfen könne. Die Antwort lautete: „Glauben Sie denn, daß man uns hört, die draußen waren? Niemand hört uns, Niemand glaubt uns. Man schickt uns wie zum Komödienspiel, das ist die Schande. Noch in zweihundert Jahren wird die Türkei nichts lernen. In Deutschland war ich fleißig und hatte Lust zum Lernen, — jetzt bin ich faul, — und — sehen Sie mich an." Damit deutete er auf seinen Anzug. Nicht nur, daß dieser höhere Offizier einen Rock trug, wie man ihn selten in der „Wachgarnitur" (3ten) irgend einer Compagnie finden wird, so schmutzig und abgeschabt, sondern auch die Schnüre hingen abgerissen herunter, und an den Ellbogen, sowie unter den Armen, waren große Löcher.

Ob und was die türkischen Truppen trotz allen diesen Mängeln Tüchtiges

zu leisten im Stande sind, wird ohne Zweifel bald die Erfahrung lehren. Der Fanatismus vermag viel; und da Alles aufgeboten worden ist, um die Truppen zu dem Kriege gegen Rußland zu fanatisiren, so leidet es keinen Zweifel, daß sie sich wenigstens im Allgemeinen tapfer wehren werden.

Bei der türkischen **Flotte** waltet ebenso wie bei dem türkischen Heere ein merklicher Unterschied ob zwischen dem Soll-Etat und dem Effektiv-Etat. Nach jenem zählt die Flotte 84 Kriegsfahrzeuge, nach diesem nur 36; nach jenem zählt sie 48 Segelschiffe, nach diesem nur 18; nach jenem 36 Dampfschiffe, nach diesem nur die Hälfte. Also kurz: unter dem effektiv vorhandenen 18 Segelschiffen befinden sich 7 Linienschiffe (2 von 116 und 5 von 104 Kanonen), 6 Fregatten und Corvetten (von 62 Kanonen und darunter) und 5 Cutterbriggs (von 26 Kanonen jede). Unter den 18 Kriegs-Dampfschiffen befindet sich 1 Schraubendampffregatte von 64 Kanonen, und die übrigen führen zum Theile 15, die kleinsten nur 5 Kanonen. Die Dampfschiffe sind sammt und sonders in England und Nordamerika gebaut und von der türkischen Regierung angekauft.

Obwohl die türkische Regierung zur Instruktion und Vervollkommnung der Flotte englische Seeoffiziere angestellt hat, und die Kriegsschiffe allerdings auch vollständig ausgerüstet und bemannt sind, so liegen sie doch Jahr aus Jahr ein fast immer auf demselben Flecke bei Constantinopel. Nachdem sie Winterrast im dortigen inneren Hafen gehalten haben, segeln sie mit dem Beginne des Sommers freilich von dort ab: aber wohin? — nach dem äußeren Hafen! Auch segelt einmal im Jahre ein Kriegsschiff nach dem Archipel, um die Steuern einzutreiben; und von dieser Fahrt berichtet das Journal de Constantinople jedesmal wie von einem Staatsereignisse! Der Mannschaft ist übrigens an einer Ausfahrt nichts gelegen; denn ihr werden, sobald das Schiff den Hafen verlassen hat, die reglementsmäßig sehr reichlichen Fleisch- und Brodportionen gekürzt, woraus die Offiziere und Marinebeamten einen erklecklichen Gewinn ziehen, den sie unter sich theilen. Auch die Baumeister und Arbeiter auf den Kriegsschiffswerften zu Constantinopel sind Engländer. Das Admiralschiff Mahmudije ist, da es im Grunde nur zur Parade dient, mit großer Pracht eingerichtet. In dem auf demselben befindlichen Schiffslazarethe sieht man rosa-seidene Bettdecken, kostbare Matratzen und schön bemalte Porzellan-Vasen mit lieblich duftenden Blumen darin. Indeß darf man nicht glauben, daß in diesem Lazareth je ein erkrankter Matrose untergebracht worden wäre. Auch ist die kompendiöse und zierliche Schiffsapotheke mit ihren geschliffenen Glasflaschen und silbernen Kapseln noch ganz in demselben Zustande, wie vor zehn Jahren, als sie von London hierher gebracht ward.

Nachdem wir im Vorstehenden die Beschaffenheit der türkischen Land- und Seemacht kennen gelernt haben, dürfte es, da Rußland der Türkei gegenüber und indirekt auch mit Beziehung auf andere europäische Mächte und deren Interessen, in der orientalischen Angelegenheit die Hauptrolle spielt, jedenfalls vom größten Interesse sein, zuverlässige und genaue Aufschlüsse über die russische Kriegsmacht zu erhalten. An solchen zuverlässigen und genauen Nachrichten darüber hat es bisher sehr gefehlt, da Rußland ruhig seinen Entwickelungsgang fortgeht, ohne sich berufen zu fühlen, aller

Welt amtlich zu erzählen, wie viel Truppen es auf den Beinen habe und wie stark seine Kriegsflotte sei.

Erst in neuester Zeit sind dieselben gegeben in dem 1852 bei B. Behr in Berlin erschienenen dritten Bande der so höchst interessanten Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und die ländlichen Einrichtungen Rußlands, von August Freiherrn von Haxthausen. Der Verfasser spricht sich darüber in dem dazu besonders geschriebenen Vorworte folgendermaßen aus:

„Die hier folgende Darstellung der Kriegsmacht Rußlands ist aus Notizen und Materialien, die ich gesammelt, von einem jüngeren Freunde, einem eben so tüchtigen als gelehrten nicht-preußischen Militär, zusammengestellt worden. Daß die offiziellen wie nicht-offiziellen Quellen dabei mit der nöthigen Vorsicht und Kritik benützt sind, kann nicht blos versichert werden; die Arbeit selbst wird dies bezeugen und darthun."

Wir geben im Nachstehenden das Wesentliche aus der ganzen Darstellung.

Die russische Landmacht besteht der Hauptmasse nach aus regulären Truppen, und außerdem allerdings auch aus irregulären Truppen, von denen jetzt manche Corps der äußeren Form nach regularisirt sind, so daß ihr Gebrauch demjenigen der regelmäßigen manchmal sehr nahe kommen wird, die aber in ihrer Zusammensetzung und ihren Dienstverhältnissen sich doch noch immer scharf von den eigentlich regulären Truppen unterscheiden. Unter irregulären Truppen sind in Rußland die meistens als leichte Reiterei dienenden, feudalartigen Milizen der Kosacken und ähnlicher Völkerschaften zu verstehen.

Wir haben es hier zunächst vorzugsweise mit den **regulären Truppen** zu thun.

Während andere Landmächte ihre Truppen wohl nach den Distrikten, in denen sie rekrutiren, eintheilen, haben die russischen regulären Truppenkörper mit sehr wenigen Ausnahmen keine bestimmte Rekrutirungsbezirke. Dagegen findet eine Eintheilung nach der eigenthümlichen Bestimmung der Truppen und nach dem besonderen strategischen Gebrauche, den man von ihnen zu machen beabsichtigt, in höherem Maaße Statt, als sonst wo. Von allen Einrichtungen der russischen Armee ist diese Eintheilung vielleicht diejenige, welche für das Ausland die wichtigste ist; und sie ist um so interessanter, da der jetzige Kaiser sie zu einem früher nie geahneten Grade ausgebildet hat.

Rußlands eigenthümliche politisch-geographische Lage bringt es mit sich, daß es großer Operationen vorzugsweise gegen seine westlichen Nachbarn bedürfen wird. (Daß ein Krieg gegen die Türkei mit in den Kreis dieser Berechnungen gezogen ist, bedarf wohl kaum einer ausdrücklichen Erwähnung.) Durch die scharfe Eintheilung, die der Kaiser Nikolaus der Armee gegeben, ist nun im Voraus genau bestimmt, welche Truppen von Haus aus zu großen Operationen an der Westgrenze gebraucht werden sollen, welche den Ersatz und die Nachschübe bilden, die zunächst den inneren Dienst und den an solchen Grenzen versehen sollen, wo Rußland zwar fast unaufhörlich den kleinen Krieg zu führen hat, aber nach denen große Operationen schwerlich dringen werden.

Die **reguläre** russische Armee zerfällt demnach in zwei Gruppen; nämlich in:

a) Die große Operationsarmee, oder die Armee für die großen europäischen Operationen, welche von der Regierung, ohne Rücksicht auf lokale

Fesseln, stets nach einem beliebigen Punkte des Reiches dirigirt werden kann, und deren Dislokation wesentlich mit Rücksicht auf einen europäischen Krieg beschafft ist; und

b) die reguläre Armee zu besonderen lokalen Zwecken, welcher der Krieg am Kaukasus, die Bewachung gewisser unruhiger Grenzen, der Garnisondienst in Festungen und Städten, der Dienst der Administration — sowohl bürgerlicher, als militärischer —, der Werkstätten rc. rc. obliegt.

Die große Operationsarmee zählt 699,000 Mann mit 1468 Geschützen, und die reguläre Armee zu besonderen lokalen Zwecken zählt 315,000 Mann mit 192 Geschützen.

Es ergibt sich also, daß die Militäreinrichtungen Rußlands darauf berechnet sind, über eine Million regulärer Truppen aufstellen zu können. In der That berechnet auch ein über die russische Armee sehr gut unterrichteter preußischer Offizier, daß mit dem, was von den Kosacken mit Leichtigkeit mobil gemacht werden kann, nach der vom Kaiser Nikolaus gegebenen Organisation eine Million Combattanten mit 1800 bespannten Feldgeschützen von Rußland auf die Beine gebracht werden würden, im Falle ein europäischer Krieg ausbräche.

Wir geben nunmehr nach Hrn. von Haxthausen die Einzelnheiten zuvörderst in Betreff der großen Operationsarmee. Diese steht auch im tiefen Frieden im westlichen Theile des Reiches; der Haupttheil ist vorgeschoben in russisch Polen unter Fürst Paskiewitsch, andere Theile stehen weiter zurück in Reserve. Die Truppen dieser Armee haben eine doppelte Eintheilung: einmal eine taktische nach Armeecorps rc., im Style der großen Armee Napoleon's; dann eine organische innerhalb der Regimenter, welche die unmittelbar verfügbaren Truppen von den zu Nachschüben, Ersatz rc. bestimmten trennt und die ersteren unter dem Namen aktive, die letzteren unter dem Namen Reservetruppen begreift. Außerdem sind den großen taktischen Corps noch manche Truppen organisch attachirt, welche zu den Lokaltruppen gehören oder von den irregulären Milizen gegeben werden.

Die Armeecorps der großen Operationsarmee sind vollständig organisirt, mit Stäben, Ingenieurtruppen, Train-Equipagen, Artillerieparks u. dgl. m. versehen und bis auf die Bespannungen hinab in einer nahe an vollständige Kriegsbereitschaft grenzenden Verfassung, der ganze Friedensbetrieb der großen Maschine dem Kriegszustande entsprechend.

In keiner Armee der Welt kommen im Frieden die Truppen dem wirklichen Kriegsfuße gegenwärtig so nahe, wie die Armeecorps der großen russischen Armee. Der Mehrbedarf an Pferden für den Kriegsfall ist nicht allein unendlich geringer als anderswo, sondern auch hier viel leichter zu befriedigen.

Uebrigens sind diese Armeecorps etwas anders benannt, als sonst gebräuchlich. Es sind, außer dem die ganze kaiserliche Garde in sich begreifenden Garde-Corps, 1 Grenadier-, 6 Infanterie- und 3 Reserve-Cavallerie-Corps. Ein Infanteriecorps bedeutet ungefähr dasselbe, was zu Napoleon's Zeiten ein Armeecorps bedeutete; nämlich ein Corps von allen Waffen, nur daß darin die Infanterie die Hauptmasse bildet. Die Reserve-Cavallerie-Corps gleichen den Cavalleriecorps Napoleon's; sie bestehen aus Cavallerie und reitender Artillerie; das 3., welches aus Dragonern besteht, ist eine der russischen Armee ganz eigenthümliche Dragoner-Reserve. Der Kaiser Nikolaus hat nämlich die ältere Idee, wonach Dragoner zugleich als Cavallerie und Infanterie fechten sollen, wieder aufgenommen und das eben genannte Dragonercorps dazu bestimmt, einerseits ein Reservecorps von allen Waffen mit der Beweglichkeit der Cavallerie zu bilden, und

andererseits zugleich als bloßes Cavalleriecorps agiren zu können. So kann denn dieses Corps 16 Bataillone von 600 Mann mit 32 Geschützen (natürlich noch weit mehr, wenn es durch seine Reserven verstärkt wird) auf eine rapide Weise auf einen entfernten Punkt werfen.

Faßt man das Ganze zusammen, so scheinen die einzelnen Corps der zu großen Operationen zu verwendenden Armee bestimmt:

1) die 6 Infanteriecorps (wie gesagt, aus allen Waffengattungen bestehend), das Gros der Armee zu bilden, welche Rußland operiren lassen will; und
2) das Garde- und Grenadiercorps, sowie die Reserve-Cavalleriecorps scheinen bestimmt, die großen Armeereserven zu bilden, wobei indeß die übrigen Corps wohl noch zu den großen Artilleriereserven abgeben.

So sind denn in Rußland die Pläne zur Formation der großen Truppenkörper, die anderwärts im Frieden meistens nur auf dem Papiere stehen — wenn sie überhaupt schon gemacht werden konnten — und deren Ausführung bei Ausbruche eines Krieges gewöhnlich so viel Mühe und hemmende Friktionen herbeiführt — so sind also die Pläne in Rußland bereits im vollen Frieden bis beinahe in's Detail ausgeführt.

Die Stärke der 11 genannten Corps der großen Operationsarmee nach aktiven und mobilen Truppenabtheilungen ist die folgende:

1) Das Corps der Garde zählt 37 Bataillone Infanterie, 1 Bataillon Sappeurs, 77½ Schwadronen Cavallerie, nebst einer reitenden Division Ingenieurs, und 116 Geschütze (56 schwere und 60 leichte).

2) Das Grenadiercorps zählt 37 Bataillone Infanterie, 1 Sappeurbataillon, 32 Schwadronen reg. Cavallerie und 112 Geschütze (48 schwere und 64 leichte).

3) Von den 6 Infanteriecorps zählt jedes 49 Bataillone Infanterie, nebst 1 Sappeurbataillon, 32 Schwadronen Uhlanen und Husaren und 112 Geschütze (32 schwere und 80 leichte). Die 6 Infanteriecorps zusammen zählen also 294 Bataillone Infanterie, 6 Bataillone Sappeurs, 192 Schwadronen Cavallerie und 672 Geschütze (192 schwere und 480 leichte).

4) Von den 3 Cavalleriecorps zählen das erste und das zweite jedes 48 Schwadronen Cavallerie und 32 Geschütze, und das Dragonercorps zählt 80 Schwadronen reg. Cavallerie, 2 Schwadronen Ingenieur-Truppen, und ebenfalls 32 Geschütze (8 schwere und 24 leichte). Die 3 Cavalleriecorps zusammen zählen demnach 176 Schwadronen reg. Cavallerie, 2 Schwadronen Ingenieur-Truppen und 96 Geschütze (24 schwere und 72 leichte).

Die in der großen Operationsarmee enthaltenen aktiven Truppentheile bilden demnach zusammen 368 Bataillone Infanterie, 477½ Schwadronen Cavallerie, 8 Bataillone und 4 Schwadronen Ingenieurtruppen, und haben 996 Geschütze (320 schwere und 676 leichte).

Was nun die Zahl der Truppen betrifft, so sind von den 368 Infanterie-Bataillons 360, bei denen jedes etwa 1050 Mann, und 8 Schützenbataillons, bei denen jedes 700 Mann stark ist; folglich beträgt die Gesammtzahl der Combattanten der Infanterie 363,600 Mann auf vollem Kriegsfuße. Bei der Cavallerie ist jede Schwadron 190 Mann stark, so daß sie im Ganzen 90,700 Mann stark ist. Hiezu 15,000 Mann auf die Artillerie rc. gerechnet, beträgt der Effektivbestand der kriegsbereiten Truppen der großen Operationsarmee etwas über 489,000 Mann mit 996 Geschützen, jedoch ohne die für diese Armee bestimmten Reservetruppen, von denen das erste Aufgebot 98,000 Mann mit 192 Geschützen, und das zweite 115,000 Mann mit 280 Geschützen stark ist.

Die Gesammtzahl der zunächst zu großen europäischen Operatio-

nen bestimmten regulären Truppen Rußlands also beträgt auf dem vollständigen Kriegsfuße 702,000 Mann mit 1468 Geschützen. Dazu kommen noch Ingenieurtruppen, Train und die zahlreichen Formationen irregulärer leichter Reiterei.

Was sodann zweitens die reguläre Armee zu besonderen lokalen Zwecken (s. oben) anbelangt, so bilden die aktiven Truppen derselben 190 Bataillone Infanterie und 10 Schwadronen Cavallerie mit 192 Geschützen — zusammen ungefähr 198,000 Mann. (Hiervon bilden 55 Bataillone und 10 Schwadronen mit 180 Geschützen und 48 Linienbataillone das abgesonderte Corps oder die Armee des Kaukasus; etwa 50 Bataillone werden für die innere Wache verwendet; 12 Linienbataillone stehen in Finnland, 10 im Gouvernement Orenburg und 15 Bat. mit 12 Geschützen in Sibirien. Die Reserven derselben sind im Ganzen etwa 170,000 Mann stark. Folglich ist die Gesammtstärke der regulären Armee zu besonderen lokalen Zwecken 315,000 Mann mit 192 Geschützen. Zu großen Operationen in Europa wird zwar zunächst wenig oder gar nicht auf sie gerechnet; jedoch dürfte auf den Fall eines großen Krieges ein Theil derselben vielleicht noch eher mobil gemacht werden können, als die Truppen des zweiten Aufgebotes.

Sonach kann Rußland, wie schon oben bemerkt, allein an regulären Truppen über eine Million aufstellen.

Die irregulären Truppen (s. oben) bestehen hauptsächlich aus Kosacken, und diese liefern hierzu im Ganzen eine Streitmacht von etwa 126,000 Mann, nämlich 93,200 M. Cavallerie und 33,000 M. Infanterie, die Artillerie ungerechnet. Hiervon könnten in einem europäischen Kriege ungefähr 50,000 Mann Cavallerie mit 110 Geschützen reitender Artillerie verwendet werden, wenn Rußland am Kaukasus den Krieg, wie bisher, fortführen will; oder 60,000 Mann Cavallerie mit jenen Geschützen, wenn Rußland am Kaukasus auf eine strenge Defensive sich beschränken will. In beiden Fällen würden dann noch von Sibirien und durch neue Formationen an 20 bis 30,000 Mann zu Pferde nach und nach auf den Kriegsschauplatz gezogen werden können. Sodann gehören zu den irregulären Truppen die kosackenartigen Formationen aus nichtrussischen Völkerschaften (d. h. solchen Völkerschaften, die zwar im russischen Reiche wohnen, aber nicht dem russischen Volksstamme angehören), als: Baschkiren und Meschtschiriaken (die bis zu 10 Regimenter zu Pferde stellen können), Kaukasier (für Kriege außerhalb ihrer Heimath könnte man von ihnen zahlreiche Reiter durch freiwillige Werbung erhalten), Tataren der Krimm (sie stellen jetzt nur 1 Schwadron zur kaiserlichen Garde), Buriäten und Tungusen (gehören zu den Kosacken der chinesischen Grenze und bilden 5 Regimenter zu Pferde).

Die Seemacht Rußlands besteht (außer den Flotillen im Weißen und Kaspischen Meere) aus der Flotte des Baltischen und der Flotte des Schwarzen Meeres.

Beide Flotten zusammen bilden 5 Divisionen großer Schiffe (also die Kanonenböte ꝛc. ungerechnet), davon 3 im baltischen Meere oder in der Ostsee und 2 im Schwarzen Meere sind. Die Divisionen führen, wie die englische, die weiße, blaue und rothe Flagge, d. h. die unterscheidenden Farben füllen das große Grundfeld der Flagge aus. Uebrigens hat in Rußland die Rangordnung der Admiräle mit der Farbe der Flagge nichts gemein.

Jede Flottendivision besteht planmäßig aus 9 Linienschiffen (darunter 2

von 84, die übrigen mit mehr Kanonen), 5 Fregatten, 1 Corvette und 4 Cutterbriggs als Segelfahrzeugen und aus einer entsprechenden Anzahl Dampf-Linienschiffe, Dampffregatten und anderer Dampfschiffe.

Darnach würde die baltische Flotte 27 Linienschiffe, 18 Fregatten, 3 Corvetten und 12 Cutterbriggs zählen, ungerechnet die Kriegsdampfschiffe und die Kanonier-Flotille, welche letztere über 500 Kanonenböte ꝛc. begreift.

Nach dem nämlichen planmäßigen Etat müßte dagegen die 2 Divisionen starke Flotte des Schwarzen Meeres nur 18 Linienschiffe, 12 Fregatten, 2 Corvetten und 8 Cutterbriggs, außer den Kriegsdampfern und der Kanonier-Flotille, zählen. Allein sie ist in neuester Zeit außerordentlich verstärkt worden, so daß sie in der Zahl der Schiffe der baltischen Flotte wenig nachgibt. Unter ihren Linienschiffen von 120 Kanonen befinden sich namentlich die 12 Apostel, die 3 Heiligen und der Warschau als Segelschiffe, und der Constantin (erst 1852 vom Stapel gelaufen) und der Paris (eines der schönsten russischen Kriegsschiffe) als Kriegs-Dampfschiffe. — Die höchst interessante Befestigung von Sebastopol (dem Hauptkriegshafen Rußlands am Schwarzen Meere) besteht hauptsächlich aus 3 großen Forts, zwei am Eingange des Hafens und eines am Hafen selbst. Diese Forts sind vielleicht, nächst der Befestigung von Paris, das sowohl technisch, wie strategisch interessanteste und wichtigste Werk, welches die Kriegsbaukunst seit 1830 errichtet hat.

Die Seeleute der Flotte werden in Rußland zwar auch, wie in Frankreich, durch die gewöhnliche Rekrutirung ausgehoben; doch wird so viel wie möglich daneben geworben, und namentlich ist die Flottenbemannung, welche Finnland stellt, ganz durch freiwillige Werbung gewonnen; und die Finnländer, sowie nicht minder die Großrussen aus Archangelsk sind eben so tüchtige, wie kühne Seeleute. Andererseits sind an den Küsten des Schwarzen Meeres von jeher treffliche Seeleute geboren, und die verwandten Griechen treten gern in die russische Flotte.

Ueberhaupt genießt die Flotte des Schwarzen Meeres, nach ihren inneren Eigenschaften, bei europäischen Seeleuten eines höheren Rufes, als die des baltischen. Zudem hat sie den Vortheil, daß hier das Eis nicht die Häfen verstopft; und durch diese starke Flotte und die großen Häfen in der Krimm hat sich die strategische Lage Rußlands zu dessen Gunsten unendlich verändert gegen früher, bei einem Kriege gegen die Türkei.

Was über Rußlands Seemacht überhaupt noch zu sagen ist, versparen wir auf das Schlußkapitel dieses Werkes.

Elftes Kapitel.

Die türkische Staatsverfassung und die türkische Staatsverwaltung in der Theorie und in der Wirklichkeit. — Der praktische Werth der türkischen Reformen und der großherrlichen Firmans. — Der praktische Werth der von der Pforte vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen.

Die türkische Staatsverfassung ist, dem Prinzipe nach, wie im Ganzen auch faktisch, unumschränkt despotisch; und der Padischah (im übrigen Europa gewöhnlich Sultan, Großsultan, oder eben so häufig

Großherr, auch wohl türkischer Kaiser genannt) ist in der Ausübung seiner Gewalt nur an den Koran und in einigen Beziehungen an den Kanun Name oder das Gesetzbuch Soliman's II. gebunden. Er ist Herr über Leben und Tod aller Rajah (s. S. 163) und darf nur die Osmanlis nicht ohne Rechtsspruch tödten lassen. (Wenn der jetzige Sultan Abdul Meschid von dem ihm gesetzlich zustehenden Rechte bisher keinen Gebrauch gemacht hatte, so liegt das an seiner Persönlichkeit, nicht am Prinzipe, welches ebensowohl noch fortbesteht, wie unter seinem Vater, Mahmud II., über dessen Verfahren S. 150 — 155 nachzusehen ist.) Daß der verstorbene Sultan Mahmud II. 1828 eine Art berathender Reichsstände oder Notabeln einberufen, und dieses Schaugepränge seitdem mehrmals erneuert worden ist, und der vielbesprochene, im November 1839 auf Reschid Pascha's Betreiben erlassene Hattischerif von Gülhanie dem türkischen Reiche eine Art Grundgesetz zu verleihen bestimmt war und, damit man nicht daran zweifeln möchte, durch Firman vom März 1846 wiederholt eingeschärft wurde, ändert an diesem Allen nicht das Mindeste. Denn wenn auch der Sultan, oder vielmehr sein Rathgeber, der von den europäischen Revolutionsmännern so hoch gefeierte Reschid Pascha, dem türkischen Reiche eine förmliche moderne Konstitution verliehe, so würde es dennoch beim Alten bleiben, wie bisher. Das Erlassen eines Firmans ist eine sehr leichte Sache; aber die Ausführung desselben steht weder in der Macht des Sultans, noch seiner Rathgeber; denn die Pascha's in den Provinzen kehren sich an keine Firmans, sondern verfahren eben so despotisch und willkürlich, wie je zuvor.

Gerade, weil die Pforte dies weiß, aber natürlich es vor dem Auslande zu verbergen sucht, hat sie sich so entschieden geweigert, Rußland gegenüber eine förmliche und traktatmäßige Verpflichtung mit Beziehung auf die griechischen Christen in der Türkei einzugehen. Man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man den Gang der Verhandlungen zwischen dem russischen Bevollmächtigten, Fürsten Mentschikoff, und der Pforte näher verfolgt.

Die erste Note des Fürsten Mentschikoff, vom 16. März 1853, lautete ihrem Hauptinhalte nach also: Der Sultan habe dem Kaiser von Rußland am 10. Februar 1852 die endliche Lösung der auf die heiligen Orte bezüglichen Frage angekündigt; diese formelle Erklärung habe auch ihre Bestättigung durch einen großherrlichen Hattischerif und einen Firman erhalten; indeß seien die Minister des Sultans diesen Verpflichtungen nie nachgekommen, ja es seien ihnen zuwiderlaufende Entscheidungen getroffen worden. Dies sei eine Verletzung der religiösen Ueberzeugungen des Kaisers und verstoße gegen die der Person desselben gebührenden Rücksichten. Der Fürst habe daher den Auftrag, nicht nur die Beseitigung solcher Rechtsverstöße, sondern auch den Abschluß eines dauerhaften Uebereinkommens zu verlangen, durch welches die Unzufriedenheit der

griechischen Christen in der Türkei beschwichtigt, und ihnen für die Zukunft eine sichere und unverletzliche Garantie gegeben werde. — Formulirung dieses Vorschlages, als Entwurf einer Convention zwischen Rußland und der Türkei, am 22. März.

Wir werden sogleich sehen, daß der von Fürst Mentschikoff den türkischen Ministern gemachte Vorwurf, die Befehle des Sultans nicht vollzogen, ja ihnen sogar entgegengehandelt zu haben, von der Pforte keineswegs für unbegründet erklärt wurde, was doch sicher geschehen wäre, wenn sie irgend eine Entschuldigung vorzubringen gewußt hätte. Sie überging ihn lieber mit Stillschweigen, was freilich, da sie nichts darauf zu erwidern wußte, das Klügste war. Wenn nun also sogar die Minister des Sultans seine Befehle nicht vollziehen, wie soll man da erwarten können, daß sie von Beamten in mehr oder minder entlegenen Provinzen vollzogen werden? Welche Garantieen kann unter solchen Umständen die Pforte bieten?

Am 19. April richtete Fürst Mentschikoff an den türkischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine zweite Note, des Inhaltes: Der Kaiser habe das Recht, feste Bürgschaften für die Zukunft zu verlangen; er verlange dieselben in einer Weise, durch welche die Unverletzlichkeit des Cultus, zu dem er sich mit der Mehrzahl seiner und der christlichen Unterthanen des Sultans bekenne, gesichert erscheine. Der Kaiser könne diese Garantieen nur in einer Akte von der Kraft eines Vertrages und von solcher Natur finden, daß sie unter den Auslegungen übelwollender oder wenig gewissenhafter Beamten nicht leiden könne.

Wie würde ein mit den Formen diplomatischer Courtoisie so vertrauter und überhaupt so gewiegter und besonnener Diplomat, wie Fürst Mentschikoff, es gewagt haben, in einer an eine fremde Macht gerichteten amtlichen Note von übelwollenden oder wenig gewissenhaften Beamten dieser Macht zu reden, wenn er die Wahrheit einer solchen Behauptung zu beweisen nicht im Stande gewesen, oder wenn sie durch offenkundige Thatsachen nicht dargethan worden wäre? Aber er durfte sich noch stärkerer Ausdrücke bedienen, — Ausdrücke, welche nur eine schuldbewußte, alles Ehr- und Rechtlichkeitsgefühles entbehrende Regierung ruhig hinnehmen konnte.

In welcher Weise nun erfüllte diese Regierung die gerechten Forderungen Rußlands, welches doch im Wesentlichen nichts weiter verlangte, als daß der Sultan sein Wort halte? Sie stellte am 5. Mai dem Fürsten Mentschikoff die Abschriften zweier Firmane zu, die der Sultan wegen Wiederaufrichtung der Kuppel der heiligen Grabeskapelle und wegen Beseitigung der Streitigkeiten zwischen Griechen und Lateinern über gewisse Heiligthümer Jerusalem's soeben erlassen hatte! In der That, eine seltsame Erledigung der russischen Forderungen! Wegen dieser nämlichen Angelegenheit war ja schon früher ein Hattischerif und ein Firman erlassen worden (s. oben), und

daß nun abermals Firmane dieserhalb erlassen wurden, war eben der deutlichste Beweis, daß die ersten Befehle des Sultans nicht vollzogen waren. Wenn aber die ersten unberücksichtigt blieben, so war nichts einfacher als die Voraussetzung, daß die zweiten ebenfalls unvollzogen bleiben würden.

Mit Recht deutete denn auch Fürst Mentschikoff hierauf hin in seiner Antwortsnote, worin er Folgendes bemerkte: Der Inhalt der beiden Firmane entspreche nur dem einen Theile der russischen Forderungen; die Garantie aber der Privilegien des griechisch-katholischen Cultus durch einen Vertrag, wodurch jene Zugeständnisse für unwiderruflich erklärt und gegen die Laune oder das Uebelwollen der osmanischen Regierung geschützt würden, sei mit Stillschweigen übergangen; dieses sei jedoch das Wichtigste, und eine unverzügliche Entscheidung der Frage nöthig. Die Grundzüge seien im Wesentlichen stets dieselben, und der Antwort der Pforte werde daher bis zum 10. Mai entgegengesehen. — Der Note lag in sechs Artikeln der Entwurf des vorgeschlagenen Vertrages (Sened) bei. Der erste und zugleich wichtigste Artikel desselben lautete: „Der orthodoxe orientalische Cultus, seine Geistlichkeit, seine Kirchen und seine Besitzungen, wie seine religiösen Anstalten, werden in Zukunft, ohne jeglichen Eingriff, unter dem Schutze Sr. Maj. des Sultans die Privilegien und Immunitäten genießen, welche ihnen von Alters her zugesichert, oder die ihnen zu wiederholten Malen durch die kaiserliche Gunst zugestanden worden sind; und dieselben werden nach dem Grundsatze hoher Billigkeit Theil nehmen an den Zugeständnissen, welche den anderen christlichen Confessionen, ebenso wie den fremden Gesandtschaften, die bei der hohen Pforte accreditirt, durch Vertrag oder besondere Verfügung gewährt worden sind."

Nun fragen wir jeden Unbefangenen, ob hierin irgend etwas Verfängliches oder die Ehre und Unabhängigkeit der Pforte Verletzendes enthalten war? Schwerlich wird man so etwas darin finden können.

Und dennoch behauptete dies die Pforte. Es würde eine Aufopferung ihrer Souveränitätsrechte sein, meinte sie, wenn sie wegen einer inneren Verwaltungsmaßregel einen Vertrag mit einer fremden Macht abschlösse. Wenn der Sultan die Privilegien und Freiheiten der christlichen, und namentlich der griechisch-christlichen, Kirche in seinen Staaten aufrecht zu erhalten verspreche, so geschehe diese Erklärung aus freiem Antriebe und als ein Gnadenakt, wozu er sich durch keinen Vertrag verbindlich machen, also auch den von russischer Seite vorgeschlagenen nicht abschließen könne.

Wenn nicht die oben erwähnte eigentliche Ursache der Zurückweisung des von Rußland an die Pforte gestellten billigen und gerechten Verlangens bekannt wäre, so würde man sich gar nicht erklären können, wie die Pforte eine Behauptung aufstellen konnte, die mit früheren Vorgängen und geschichtlichen Thatsachen geradezu im Widerspruche stand. Die Pforte hat in Betreff

innerer Verwaltungsangelegenheiten der Verträge in Menge mit fremden Mächten abgeschlossen. Man braucht nur auf diejenigen hinzuweisen, welche Soliman II. 1535, Achmed I. 1604, Mahomed IV. 1673, und Mahmud I. 1740 mit Frankreich abschlossen und darin den in der Türkei wohnenden Franzosen die Exterritorialität bewilligten. Solche Verträge sind mit allen übrigen christlichen Mächten abgeschlossen und bestehen bis auf den heutigen Tag in voller Kraft, ohne daß die Pforte eine Aufopferung ihrer Souveränitätsrechte darin erblickt hätte. Und doch hat in der Gewährung der Exterritorialität die Pforte allerdings einen Theil ihrer Souveränitätsrechte aufgeopfert. In dem am 7. Mai 1830 zwischen der Pforte und den Vereinigten Staaten Nordamerika's abgeschlossenen Vertrage ist im Art. 4 Folgendes stipulirt: „Bürger der Vereinigten Staaten, welche ruhig ihrem Handel nachgehen und keines Verbrechens oder Vergehens überwiesen oder angeklagt sind, sollen (in der Türkei) nicht behelligt werden; und, selbst wenn sie ein Verbrechen begangen hätten, sollen sie nicht von den (türkischen) Lokalbehörden verhaftet und in's Gefängniß geführt werden, sondern sie sollen von ihrem (dem nordamerikanischen) Gesandten oder Consul gerichtet und nach ihrem Vergehen bestraft werden; in dieser Beziehung dem Brauche folgend, welcher gegen andere Franken beobachtet wird." Welche christlich-europäische Macht würde einer fremden Macht derartige Zugeständnisse, wie diese, machen und sich auch nur im Geringsten beschränken lassen wollen in ihrer Territorialhoheit, welche insbesondere auch das ausschließliche Jurisdictionsrecht über alle Landesbewohner, Einheimische, wie Fremde, dauernd Angesiedelte oder Durchreisende, in sich begreift? Aber gleichviel, die Pforte hat es gethan, hat sich in Verträgen mit fremden Mächten eines Theiles ihrer Souveränitätsrechte freiwillig begeben; und Angesichts dieser schlagenden Thatsache behauptet sie dennoch Rußland gegenüber, sie könne mit einer fremden Macht keinen Vertrag wegen einer inneren Verwaltungsmaßregel abschließen, weil das eine Aufopferung ihrer Souveränitätsrechte sein würde!!! Obendrein handelte es sich hierbei gar nicht einmal um die Gewährung einer Gunst, sondern eines Rechtes, welches Rußland mit vollem Fug beanspruchte. Rußland stützt seine Forderungen in Betreff der Aufrechthaltung der Rechte, Privilegien und Immunitäten der griechischen Kirche in der Türkei wesentlich auf den Traktat von Kutschuk-Kainardschi (s. S. 145), dessen Stipulationen hinsichtlich des damals von der Pforte der russischen Regierung eingeräumten Schutzrechtes über die zum griechischen Cultus sich bekennenden türkischen Unterthanen in dem 1829 zu Adrianopel abgeschlossenen Friedensvertrage ausdrücklich bestätigt wurden. Wenn nun die Pforte dieses zweimalige vertragsmäßige Versprechen nicht gehalten hätte, und Rußland jetzt von ihr verlangte, sie solle sich auf's Neue vertragmäßig verbindlich machen, es zu

halten, so lag an sich durchaus kein haltbarer Grund vor, etwas zu thun, was sie schon zweimal gethan hatte.

Aber freilich über den eigentlichen Grund, weßhalb sie es nicht that, beobachtete sie wohlweislich das tiefste Schweigen, um nicht das jämmerliche Türkenregiment vor den Augen von ganz Europa bloszustellen und das Ausland einen klaren Blick in die dem Zusammensturze nahen inneren Zustände des Reiches thun zu lassen. Sie wußte, wie gesagt, sehr wohl, daß besonders in den Provinzen türkische Beamte und türkische Privatpersonen sich die ärgsten Willkürlichkeiten und Gewaltthaten gegen die Christen erlauben, und daß die Centralregierung in Constantinopel nicht die Macht besitzt, diesem Unwesen zu steuern. Machte sie sich nun durch einen Vertrag mit Rußland verbindlich, die Rechte und Freiheiten der griechischen Christen im Lande streng aufrecht zu erhalten, so gerieth sie, wenn diese Christen dessenungeachtet in ihren Rechten gekränkt oder gar mißhandelt wurden, in die größte Verlegenheit, denn Rußland hatte nunmehr das vertragmäßige Recht, bei der Pforte Beschwerde zu führen, und eine Beschwerdeführung von Seiten einer solchen Nachbarmacht hatte ein ganz anderes Gewicht und eine ganz andere Tragweite, als ein einfacher Notenwechsel.

Schlau stellte sie also das Prinzip auf, daß die griechischen und andere christliche Unterthanen ihre Rechte und Freiheiten lediglich der Gnade der osmanischen Sultane verdankten, und daß daher auch der jetzige Sultan nur aus freiem Antriebe und im Wege eines Gnadenaktes erkläre, daß er die Privilegien und Freiheiten der christlichen Kirche in seinen Staaten, und namentlich jene der Griechen, aufrecht erhalten werde. Auf diese Weise war sie aller Verlegenheit enthoben und hatte stets Ausflüchte gegen Rußlands Beschwerden zur Hand. Denn was der Sultan nur aus freiem Antriebe und im Wege der Gnade bewilligt, darüber ist er keiner fremden Macht Rechenschaft zu geben schuldig; und wenn Rußland sich auf die ihm durch die Verträge von Kutschuk-Kainardschi und Adrianopel eingeräumten Rechte beruft, so beruft sich die Pforte auf die freie Gnade der osmanischen Sultane und auf das Recht der Pforte, hinsichtlich der inneren Verwaltung des Reiches nach eigenem Ermessen zu verfahren.

Also, um zum Schlußresultate des bisher Gesagten zu kommen: in der Theorie nimmt sich die türkische Staatsverfassung und die türkische Staatsverwaltung, aus der Ferne betrachtet, ungefähr eben so aus, wie die Verfassung und Verwaltung in den christlich-europäischen Staaten, d. h. mit einer ähnlichen Organisation, mit Centralbehörden, Mittelbehörden, Bezirks- und Lokalbehörden u. dergl. m.; aber in der Wirklichkeit, und in unmittelbarer Nähe betrachtet, findet man ganz noch das alte Türkenregiment, blos mit anderen Namen und hin und wieder mit modern-liberalen Flittern aufgestutzt. Sehr bezeichnend drückte sich darüber ein Correspondent der

Allgemeinen Zeitung, in einem Schreiben aus Constantinopel von Ende Juli 1853 in folgender Weise aus:

„Es gibt eine Anzahl unwissender Leute, welche zur Beurtheilung der Lage der Türkei nichts Anderes mitbringen, als einfachen Menschenverstand und langjährige an Ort und Stelle gewonnene Erfahrung. Diese sahen seit der Reform (vergl. S. 164) den Mörtel aus dem Bau der türkischen Einrichtungen fallen, die Verwaltung sich verwirren, die Einnahmen sich verringern, die Ausgaben sich vermehren, kostspieligen Schein die mittelmäßige aber ausreichende Wesenheit verdrängen, die natürliche Wehrkraft durch Neuerungen auf ein Minimum gebracht werden, das Gewicht der türkischen Elemente mit jedem Tage abnehmen und das der Rajah mit jedem Tage steigen, den Glauben in die Regierung, das Verständniß derselben sich verlieren und die Unabhängigkeit des Sultans zu einem blosen Worte werden. Sie hörten diesen Entwickelungsgang durch ganz Europa preisen, verstanden nichts davon, hörten aber die nicht in Europa erzogenen Leute im Oriente sich sagen: „„Die Franken haben den Untergang der Türkei beschlossen, in ihren Kabineten sitzen kluge Leute, und es ist unmöglich, anzunehmen, daß diese nicht wissen, was sie thun."" Als nun die Zeit gekommen war, und die Saat in Aehren schoß, da klang es plötzlich durch Europa: „„Die Türkei ist bankerott, die Türkei geht zu Grunde."" Es hatten aber seit Jahren schon nur Fremde im Rathe gesessen, und alle die Maßregeln, die sie nun Verderben nannten, hatten sie selbst erstrebt und beantragt. Constantinopel und Smyrna waren durch sie nach und nach zu Faktoreien der Londoner Propaganda ausgebildet worden, die Pforte wurde unter ihrer Leitung liberal, arbeitete in Zeitungsartikeln, setzte das Fes seitwärts auf's Ohr, schimpfte auf Oesterreich, ergab sich dem Fortschritte und machte Schulden. Ein englischer Legationscommis oder ein französischer Unteroffizier konnten ihre Freude daran haben. Das hinderte aber nicht, daß, sowie Rußland an die Thür klopfte, die ganze Gesellschaft zusammenschreckte. Da schüttelte der alte Geist den Bann der Fremden von sich, und ohne Grimm gegen die eingeborenen Zerstörer dachte er nur an Glauben und Vaterland. Er würde den Kampf gegen den Erbfeind aufgenommen haben, freilich nicht unter den parfümirten Fahnen der Reform, sondern mit den Roßschweifen von einst, und wäre das Reich erlegen, so würde es ehrlich zu Grabe gegangen sein. Da kamen aber die Freunde (England und Frankreich) mit ihren großen Worten und kleinen Thaten und rissen die Leitung wieder an sich. Was nun geschehen wird (dieses Schreiben war, wie gesagt, von Ende Juli 1853 datirt), das weiß in Constantinopel und St. Petersburg Jeder, in Paris und London vielleicht Niemand. Der alte Muselmann aber sitzt trauernd unter den Cypressen von Skutari und weint über den ehrlosen Untergang des Reiches des Eroberers Mohamed."

Den Verfall und nahen Untergang des türkischen Reiches leitet der Verfasser dieses Schreibens, wie man sieht, hauptsächlich davon her, daß die Pforte, statt die eigenthümlich türkischen Zustände und Einrichtungen zu verbessern und die in diesen Eigenthümlichkeiten immer noch vorhandene, wenn auch jetzt nur geringe Lebenskraft zu größerer Entwickelung zu bringen zu suchen, fremdartige und für sie völlig unpassende Elemente hineingebracht und damit die letzte Lebenskraft getödtet hat. Man vergleiche damit, was wir S. 147 und 148 über die Reformen Selim's III. bemerkt

haben, und was beinahe ganz und gar auch auf die unter dem jetzigen Sultan in der Türkei vorgenommenen Reformen seine Anwendung findet.

Die schlimmen Folgen davon würden aber vielleicht immer noch wieder gut zu machen gewesen sein, hätten sich die Reformen blos auf einzelne Verwaltungszweige beschränkt; denn dann wären sie doch eine innere Angelegenheit geblieben, die das Ausland wenig oder gar nicht berührte. Allein die türkischen Reformmänner sind weit darüber hinausgegangen und haben auf Englands Betrieb entschieden feindselige Tendenzen gegen Rußland und Oesterreich damit verbunden, wodurch sie das Uebel unheilbar gemacht und nicht nur über sich selbst, sondern auch über die ganze Türkei einen Sturm heraufbeschworen haben, den sie wieder zu beschwichtigen wahrlich nicht im Stande sein werden. Im nächsten Kapitel werden wir darauf zurückkommen und uns näher darüber aussprechen.

Der praktische Werth der türkischen Reformen ist, soweit sie mit einzelnen Verwaltungszweigen vorgenommen worden sind, aus den Mittheilungen in diesem und den vorigen Kapiteln ersichtlich und genugsam nachgewiesen; das Nämliche gilt von dem praktischen Werthe der von der Pforte vertragmäßig übernommenen Verpflichtungen.

Wir wollen nunmehr zum Schlusse noch einige Beispiele anführen, um den Werth, den die großherrlichen Hattischerifs, Firmans u. dgl. m. in der Wirklichkeit, oder mit Rücksicht auf ihre Vollziehung haben, zu veranschaulichen.

Der bereits S. 164 und oben in der Einleitung dieses Kapitels erwähnte Hattischerif von Gülhanie sicherte den Unterthanen Schutz ihres Lebens, ihrer Ehre und ihres Vermögens, sodann eine geregelte und wohlgeordnete Rechtspflege, völlige Gleichheit in der Vertheilung der Steuern und Auflagen, nebst Aufhebung des Charadsch (s. S. 163), überhaupt völlige Gleichheit der Rechte allen Unterthanen ohne Unterschied der Religion zu, schaffte ausdrücklich den Aemterverkauf und die Verpachtung der Zölle ab und enthielt dergleichen Bestimmungen mehr, die mit den übrigen in der That recht schön lauteten und denn auch nicht verfehlten, dem Sultan und seinem Rathgeber und Minister, nämlich dem „freisinnigen Fortschrittsmann" Reschid Pascha, die größten Lobsprüche von Seiten europäischer Zeitungsschreiber, Publicisten und sogar neuerer Geschichtschreiber zuzuwenden. Nur Schade, daß es bei den Bestimmungen auf dem Papiere blieb; denn keine einzige derselben wurde ausgeführt, und sie alle sind auch bis auf den heutigen Tag unausgeführt geblieben, wie schon aus den S. 164—168 erzählten Vorfällen hat entnommen werden können. Reschid Pascha selbst erkannte es öffentlich an, dadurch, daß er im März 1846 den Sultan einen Firman unterzeichnen ließ, der die Vollziehung der Bestimmungen des Hattischerif's von Gülhanie befahl. Wahrscheinlich

würde er seitdem noch einen oder zwei Firmans ähnlichen Inhaltes, oder den Befehl enthaltend, den Hattischerif zu vollziehen, haben nachfolgen lassen, wenn nicht die politischen Ereignisse von 1848 dazwischen gekommen wären und dem türkischen Minister volle Gelegenheit geboten hätten, seine „Freisinnigkeit" an den ungarischen Rebellen und anderen politischen Flüchtlingen auf das Unzweideutigste zu beweisen. Dies interessirte ihn natürlich weit mehr als die Wiederaufwärmung eines Aktenstückes, welches ohnehin schon die beabsichtigte Wirkung auf die s. g. öffentliche Meinung in Europa gethan hatte. Kam nun die herzliche Bewillkommnung und Aufnahme jener Rebellen hinzu, so war die Türkei vollends liberal in den Augen Lord Palmerston's und seiner Gesinnungsgenossen, und nach einem solchen Triumph hatte Reschid Pascha längst sich gesehnt. Daß der Hattischerif von Gülhanie nie zur Ausführung kommen würde, wußte ein so genauer Kenner der türkischen Zustände, wie Reschid Pascha, gleich Anfangs; allein um die Ausführung oder Vollziehung war es ihm auch gar nicht zu thun, sondern er bezweckte blos, dem christlichen Europa Sand in die Augen zu streuen und die liberale oder, richtiger gesagt, die revolutionäre Partei in Europa für sich zu gewinnen. Denn da er diese Partei für die stärkere hielt und die feste Ueberzeugung hegte, sie würde früher oder später über die conservative Partei den Sieg davon tragen, so glaubte er sich bei Zeiten um ihre Freundschaft und Zuneigung bewerben zu müssen, um nachmals den Sieg mitfeiern und dessen Früchte mitgenießen zu können. Kurz, er handelte ganz ähnlich, wie sein Freund Palmerston, den er sich in allen Stücken zum Muster genommen hatte und dessen unverwüstlichen Glauben an den bevorstehenden vollständigen Sieg der Revolution in Europa er denn auch theilte und wahrscheinlich noch theilt. Der Seherblick dieser beiden Staatsmänner läßt sie zugleich die freudige Zuversicht hegen, daß die künftigen Sieger nur das christlich-europäische Festland zum Schauplatze ihres Triumphes machen, dagegen England und die Türkei nicht nur unangetastet lassen, sondern diesen beiden Ländern auch einen reichlichen Antheil an der Beute zukommen lassen werden.

Es leidet keinen Zweifel, daß außer der Furcht, die innere Schwäche der Türkei vor Aller Augen aufzudecken, hauptsächlich diese, in Reschid Pascha's Kopfe spukende fixe Idee von einem baldigen vollständigen Siege der Revolutionspartei ihn selbst und mit ihm die Pforte zu der desperaten Handlungsweise in der Differenz mit Rußland verleitet und getrieben hat.

Doch wieder auf die großherrlichen Firmane zurückzukommen, so wurde auch Rußland zuletzt noch mit einem solchen abgespeist, und zwar sollte dieser dritte Firman (zwei andere wurden, wie wir oben gesehen haben, dem Fürsten Mentschikoff schon gleich Anfangs zugestellt) nichts Geringeres sein, als die von Rußland verlangte Garantie für die Unverletzlichkeit des griechischen Cultus in der Türkei! Als nämlich das russische Cabinet unterm 31. Mai 1853

der Pforte noch eine letzte achttägige Frist stellte und nach Ablauf derselben die Moldau und Walachei militärisch besetzen zu lassen drohte, sofern es bis dahin keine Sicherheit von der Pforte für die Erfüllung seiner Forderungen erhalten haben würde, erschien am 6. Juni, folglich allerdings noch vor Ablauf der Frist, ein großherrlicher Firman, gerichtet an die geistlichen Oberhäupter aller christlich-kirchlichen Genossenschaften, und im Wesentlichen Folgendes enthaltend:

Zunächst ward in Erinnerung gebracht, wie der Sultan, seit er zur Regierung des Reiches und zum Khalifate gelangt sei, stets auf eine großherzige Weise thätige Sorgfalt angewendet, auch seine kaiserliche Regierung stets darüber gewacht habe, daß alle Klassen der Unterthanen vollkommenen Schutz genießen, besonders aber, wie dies von Anfang an geschehen, ohne Ausnahme vollkommener Sicherheit in der Ausübung ihres Gottesdienstes und in ihren geistlichen Angelegenheiten sich zu erfreuen haben, nach seinem (des Sultans) besten Wissen und nach seinen aufrichtigen und wohlwollenden Absichten. „Da die guten Wirkungen und ersprießlichen Folgen dieser Anordnungen und Maßregeln", heißt es weiter, „augenfällig und anerkannt sind, so geht mein kaiserlicher Wille dahin, gewisse Mißbräuche, welche allmählig, sei es durch Nachlässigkeit, sei es durch Trägheit, stattfinden konnten, auf solche Weise zu entfernen und vollkommen zu vernichten, daß sie sich niemals mehr erneuern können." (Man wird begierig sein, zu erfahren, wie es gemacht werden soll, daß sich die „gewissen Mißbräuche" niemals wieder erneuern können: Man höre:) „Zu diesem Ende will ich und halte darauf, daß immer unverletzt bleiben sollen die geistlichen Privilegien der Kirchen und Klöster, die in meinen kaiserlichen Staaten bestehen; die Privilegien und ähnlichen Concessionen aufgeschrieben und enthalten in den Berats, welche die alten Verhältnisse der Patriarchen und ihrer Bevollmächtigten betreffen, ebenso die Privilegien, Immunitäten und Concessionen der christlichen Genossenschaften, die ich kraft meines hohen kaiserlichen Willens von Neuem bestätige durch dieses entscheidende und Gerechtigkeit athmende Irade; so daß, wer sich nicht darnach richtet oder ihm entgegen handelt, sich meinem kaiserlichen Zorne aussetzt" u. s. w.

Als Omer Pascha im Frühjahr 1853 gegen die bosnischen Christen sich die größten Gewaltthätigkeiten erlaubte, beriefen sie sich auf ihre Rechte und Immunitäten und wiesen zugleich die darüber sprechenden großherrlichen Firmane, Irades, Hattischerifs und selbst ein Exemplar des Hattischerifs von Gülhanie vor. Verächtlich blickte er sie an und bemerkte spöttisch: „Kocht euch dabei Erbsen!"

Diese charakteristische Aeußerung bezeichnet besser, als es die weitläufigsten Auseinandersetzungen vermöchten, den praktischen Werth der großherrlichen Firmane und überhaupt aller mit der Unterschrift des Sultans versehenen Befehle.

In der bekannten Wiener Konferenznote vom Aug. 1853 wurde insbesondere auch auf den obigen Firman vom 6. Juni hingewiesen und hinzugefügt, daß derselbe jede Sicherheit gewähre. Natürlich sollte das so viel heißen, als: der Firman gewähre damit auch die von Rußland verlangte Sicherheit.

Die Pforte änderte die Konferenznote in den wesentlichsten Punkten ab, nur diese, den großherrlichen Firman betreffende Stelle ließ sie unverändert stehen.

Also ein Wisch, den türkische Beamte für werth erachten, damit ein Küchenfeuer anzuzünden, um daran ein Erbsengericht zu kochen, sollte Rußland als Garantie für die vollständige Erfüllung seiner Forderungen geboten werden!!!

Der Hattischerif von Gülhanie sicherte, wie wir gesehen haben, allen türkischen Unterthanen ohne Unterschied der Religion völlige Gleichheit der Rechte und, was in der Türkei keine Kleinigkeit ist, zugleich auch Schutz ihres Lebens und ihres Eigenthums zu; — und das Gerechtigkeit athmende Irade oder der kaiserliche Firman vom 6. Juni 1853 stellte „gewisse Mißbräuche", die sich nach und nach eingeschlichen, dermaßen ab, daß sie sich niemals wieder erneuern können, mit der hinzugefügten Drohung, daß Jeder, der sich nach diesem Irade nicht richte oder ihm entgegenhandle, sich dem Zorne des Sultans aussetze.

Wenn der großherrliche Firman vom 6. Juni 1853 im Monat Oktober 1853 noch in Kraft bestand, so hat sich ganz gewiß der Mustaibeg Kullenovitsch in der Kraina (s. S. 11) dem Zorne des Sultans ausgesetzt, jedenfalls aber die Bestimmungen des Hattischerifs von Gülhanie übertreten. Auch der Spahia Assanbeg Kullenovitsch in Bakup (ebenfalls in der Kraina) verdient den großherrlichen Zorn, denn er hat nicht minder gegen den Willen und wider die Befehle des Sultans gehandelt. Die darauf bezüglichen Vorfälle sind zwar nur als Kleinigkeiten zu betrachten gegen die Masse anderer Gräuelthaten; indeß mögen sie doch, zumal sie der allerneuesten Zeit angehören, im Zusammenhange hier kurz erzählt werden.

Mustaibeg, ein Mahomedaner, hatte auf seinen Besitzungen einen christlichen Unterthan, Namens Jovo Pecanetsch, der ein Erbzinsgut inne hatte und schon seit langer Zeit bewirthschaftete. Der Grundherr hatte durchaus kein Recht, ihn aus dem Besitze dieses Gutes zu vertreiben; dennoch befahl er ihm ohne Weiteres, sich fortzubegeben. Der Erbzinspächter führte hierauf Klage bei dem Kaimakan in Bihacz (s. Kap. 8, unter Bosnien), und es erging demgemäß an den Grundherrn ein, den Kläger in seinem Besitze schützender Gerichtsbefehl. Tags darauf erschien um die Mittagszeit Mustaibeg zu Pferde vor dem Hause des Jovo Pecanetsch, rief ihn heraus, befahl ihm, augenblicklich das Haus zu verlassen, und als er sich dessen weigerte, zog er eine Pistole hervor und schoß ihn nieder. Der Unglückliche gab indeß noch einige Lebenszeichen von sich, daher erhielt er einen zweiten Schuß, und nun war er völlig todt. Mustaibeg ritt dann heim und erzählte zu Hause seinem Vater Mehmedbeg in aller Ruhe, was er gethan. Der Vater mochte denn doch nachtheilige Folge fürchten, begab sich daher nach des Ermordeten Hause und wußte die hinterlassene Familie durch Drohungen und Geld dahin zu bringen, daß sie gegen Alle, die sich nach der Ursache des plötzlichen Todes des Mannes erkundigen würden, vorzugeben ver-

sprach, er sei von unbekannten Menschen ermordet worden. Freilich kam der wahre Hergang der Sache dennoch bald zur öffentlichen Kunde, aber dem türkischen Richter fällt es nicht ein, wegen der Ermordung eines Christen gegen den Mörder eine gerichtliche Untersuchung einzuleiten, vollends wenn dieser ein Mahomedaner ist. — Der zweite Fall kam in Bakup (s. oben) vor. Ein Christ, Namens Milius, wohnte einem Gespräche bei, welches ein Spahia, Assanbeg Kullenovitsch, mit mehreren Anderen führte und wobei denn auch die Rede auf den bevorstehenden Krieg mit Rußland kam. Der Spahia äußerte, daß, sofern in diesem Kriege die Rajah (s. S. 163) nicht gemeinschaftliche Sache mit den Türken machen sollte, sie von Letzteren gänzlich vertilgt werden würde. Jener Milius entgegnete darauf, so etwas sei um so weniger zu besorgen, da die Rajah unter dem mächtigen Schutze Oesterreichs stehe. Der Spahia wurde wüthend über diese Bemerkung, that sich aber für den Augenblick Gewalt an und verschob seine Rache bis zur Nacht, wo er mit seinem Bruder und einem Türken in das Haus eines gewissen Merdja drang, bei welchem Milius übernachtete, diesen im Schlafe überfiel und mit Säbelhieben tödtete. Am folgenden Morgen ward dem Mudir oder türkischen Untergouverneur von Uskup gemeldet, Milius sei vor dem Hause des Merdja ermordet gefunden! — Beide Mordthaten geschahen, wie gesagt, im Monate Oktober 1853.

Die „Oesterreichische Correspondenz" (bekanntlich ein in Wien erscheinendes ministerielles Blatt) äußerte am 23. Sept., also zu einer Zeit, als die Hoffnungen auf eine friedliche Ausgleichung der russisch-türkischen Differenz noch einigermaßen blühten, Folgendes: „Die Augsburger Allgemeine Zeitung enthält in den letzten hier eingetroffenen Nummern Correspondenznachrichten über zahlreiche Mißhandlungen und Gräuelthaten, welche gegen friedliche christliche Unterthanen der Türkei verübt worden seien. Es muß auffallen, daß die bei der k. k. Regierung eingelaufenen Consularberichte hiervon durchaus nichts erwähnen, und es dürfte somit anzunehmen sein, daß die erwähnten Correspondenzberichte jedenfalls übertrieben sind. Es scheint bei deren Aufnahme nicht diejenige wünschenswerthe Kritik über die innere Glaubhaftigkeit der Angaben obgewaltet zu haben, welche man bei einem in vielen Beziehungen ausgezeichneten Blatte zu erwarten berechtigt ist, und dürften vielleicht die erwähnten Artikel von einer Partei herrühren, welche sich bemüht, Unruhe und Aufregung für ihre Zwecke zu verbreiten und dadurch die Bemühungen sämmtlicher Höfe, zur Erhaltung des Friedens Europa's, zu untergraben und zunichte zu machen."

So die Oesterreichische Correspondenz in ihrem Blatte vom 23. Septbr. 1853. Abgesehen davon, daß sie darin die Unwahrheit der Nachrichten der Allgemeinen Zeitung über Mißhandlungen der Christen in der Türkei weder direkt noch positiv nachweist, scheint sie ganz vergessen zu haben, daß sie selbst in dem nämlichen Jahre, und zwar am 18. Febr. 1853, vollkommen ähnlich lautende Nachrichten aus der Türkei mittheilte und folgendermaßen besprach:

„Den neuerlich eingelaufenen Nachrichten zufolge sind die türkischen Trup-

pen an den Grenzen von Montenegro aus ihrer bisherigen passiven Haltung herausgetreten und haben die Feindseligkeiten neuerdings eröffnet. Uebereinstimmende Nachrichten melden fernerhin, daß von den türkischen Truppen insbesondere die irregulären und die sogenannten bosnischen (mahomedanischen) Freiwilligen sich arge und barbarische Mißhandlungen an Weibern, Kindern und Greisen ihrer Gegner zu Schulden kommen lassen. Wir bedauern, daß es nicht in der Absicht des türkischen Feldherrn zu liegen scheint, solchen Unmenschlichkeiten zu steuern. Nach den früheren Vorgängen in Bosnien und den dort an Christen verübten Unmenschlichkeiten scheint es fast, daß dieser vom Christenthum abgefallene Mann seine ehemaligen Glaubensgenossen zu einem besonderen Gegenstande des Hasses auserkoren habe, und daß er das sonst bei den Türken stets sehr zweifelhafte Ansehen eines Renegaten durch Schaustellung eines wilden Fanatismus zu erhöhen beabsichtige. (Die Oesterr. Correspondenz räumt also mit ziemlich deutlichen Worten ein, daß Mißhandlungen der Christen in der Türkei der beste Weg sind, sich Ansehen zu verschaffen.) Wir vermögen, fährt die Oesterr. Corresp. fort, das Gefühl der tiefsten Entrüstung nicht zu bemeistern, wenn es nicht in seinem Willen läge, dies zu thun. Die gemeldeten Thatsachen sind so empörend und ganz geeignet, das Mitgefühl der gesammten europäischen Christenheit aufzuregen. Das Band des gleichen Glaubens, welches die überwiegende Mehrzahl der Bewohner der europäischen Türkei und des christlichen Europa's umschlingt, ist ein inniges, bedeutsames und durch die Geschichte geheiligtes. Deshalb haben auch alle christliche Mächte bei dem Abschlusse von Friedensverträgen mit der Türkei jederzeit besonderen Nachdruck auf die Schonung und Achtung des Christenglaubens und seiner Bekenner von Seite der Pforte und der Muselmänner gelegt. Leider ist nur zu bekannt, wie unvollständig und unredlich diese menschenfreundlichen Stipulationen erfüllt worden sind. (Die Oest. Corresp. sagt also hier ganz das Nämliche, was Rußland durch den Fürsten Mentschikoff gesagt und worüber es sich ja eben beschwert hat.) In diesem Jahrhunderte ereigneten sich jene unerhörten Gräuelszenen (vergl. S. 150 — 155), welche zu dem russischen Feldzuge von 1828 und 1829 Veranlassung boten. Die Zahl der einzelnen aus Glaubenshaß entsprungenen Mißhandlungsfälle ist Legion. Insbesondere in neuester Zeit scheint eine fanatische Partei den alten Haß mit aller Gewalt wieder heraufzubeschwören und ihn als Hebel für die Förderung politischer Zwecke ausbeuten zu wollen. Der Brand zu Mostar (in der Nacht vom 5. auf den 6. Januar), wo türkische Söldlinge (die zugleich die Brandstifter waren, wie hier erläuternd hinzugesetzt werden muß) die unglücklichen Christen am Löschen hinderten, damit die Beraubung der brennenden Häuser und Magazine desto bequemer vollendet werden konnte, bildet ein trauriges Wahrzeichen in dieser Hinsicht mehr. Die eingeäscherten Kirchen und Kapellen in der Zernagora sind traurige Trophäen, und so sehen wir auch dort hinter politischen Vorwänden den alten muselmännischen Fanatismus rücksichtslos hervortreten. Welches fühlende, christliche Herz muß nicht aufrichtig wünschen, daß einem solchen barbarischen Treiben endlich Einhalt gethan und der Glaube, die persönliche Sicherheit und das Eigenthum der Christen in jenen Gegenden vor brutalen Angriffen und Zerstörungen, wie sie jetzt dort zu den alltäglichen Dingen gehören, möglichst sicher gestellt werden?"

Ja, gewiß wünscht jedes fühlende christliche Herz, daß dem barbarischen Treiben der Türken überhaupt endlich, und zwar für immer, Einhalt gethan

wird; und daß der Glaube, die persönliche Sicherheit und das Eigenthum der Christen in der Türkei vor brutalen Angriffen und Zerstörungen möglichst sicher gestellt werden, — dies, und nichts weiter als dies ist es ja eben, was Rußland in seinen, durch Fürst Mentschikoff an die Pforte gestellten Forderungen verlangt hat.

Höchst merkwürdig ist, daß, nachdem obiger Artikel des ministeriellen österreichischen Blattes geschrieben worden war, wenige Stunden nachher das meuchelmörderische Attentat an dem Kaiser von Oesterreich verübt wurde, durch einen Banditen, der dazu angeregt, aufgehetzt und gedungen worden war (gleichviel ob letzteres direkt oder indirekt geschah) von einem der entschiedensten Türkenfreunde, dem berüchtigten Kossuth: gleichsam als hätte die Vorsehung einen deutlichen Fingerzeig geben wollen, von welcher Seite der österreichischen Monarchie die Hauptgefahr drohe! Denn da die Türkei — wie wir im nächsten Kapitel zeigen werden — von den europäischen Revolutionärs zum Hauptschauplatze ihres geheimen Wirkens gegen Oesterreich und Rußland (welche beiden letzten Bollwerke des monarchischen Prinzips sie ja natürlich erst aus dem Wege räumen müssen, bevor sie daran denken können, einen vollständigen Triumph zu feiern) ausersehen ist, so drohen offenbar auch von der Türkei her der österreichischen Monarchie die größten und meisten Gefahren. Hierzu kommt noch, daß England, oder doch wenigstens Lord Palmerston als Beförderer der Revolution auf dem europäischen Festlande, sich der Türkei lediglich zu dem Zwecke bedient hat, um ebensowohl gegen Oesterreich, wie gegen Rußland, feindselig zu wirken, und daß sein Freund Reschid Pascha stets genau in diesem Sinne handelte, wie bereits oben erwähnt worden. Reschid Pascha glaubte und that Alles, was ihm der brittische Minister durch Lord Stratford sagen ließ, verfehlte auch nicht, in englischen und französischen Blättern sich fleißig loben zu lassen, rieb sich die Hände, wenn aus Oesterreich ungünstige Nachrichten einliefen, und konnte über die in den Jahren 1848 — 50 dort herrschende Gährung kaum seine Freude unterdrücken.

Oesterreich hat dieses schändliche Verfahren nicht nur mit unendlicher Langmuth ertragen, sondern auch insbesondere in der jetzigen türkisch-russischen Angelegenheit aufrichtige Großmuth und Freundschaft gegen die Pforte bewiesen. Daß daher das ministerielle österreichische Blatt in seinen Aeußerungen über die türkischen Zustände stets große Vorsicht beobachtet hat, begreift sich unter diesen Umständen von selbst. Aber die türkischen Zustände sind der Art, daß sie sich beim besten Willen nicht mehr beschönigen lassen; und wenn ihre ganze schauderhafte Wirklichkeit sich dem Gemüthe des unbefangenen Zuschauers mit solcher Gewalt aufdrängt, daß selbst ein Blatt, wie die Oesterreichische Correspondenz, nicht mehr dazu schweigen kann, sondern der Wahrheit die Ehre zu geben sich genöthigt sieht; — wenn dieses

Blatt geradezu erklärt, daß die Zahl der Fälle, wo Christen von den Türken aus Glaubenshaß mißhandelt werden, Legion sei, und daß die von der Pforte zu Gunsten der christlichen Unterthanen gegebenen Versprechungen nicht gehalten werden, so kann man sicher glauben, daß es sich in Wirklichkeit so verhält, und es bedarf keiner weiteren Belege mehr zu dem Beweise der völligen Werthlosigkeit der von der Pforte gegebenen feierlichen Versprechungen, — von der Werthlosigkeit der großherrlichen Hattischerifs, Firmans und wie des Sultans Befehle sonst noch heißen mögen. Diejenigen, an welche diese Befehle gerichtet sind, handeln und verfahren, wie es ihnen in den Sinn kommt oder ihrem persönlichen Vortheile am angemessensten erscheint; und ob ihnen Befehle des Großherrn zugesendet werden oder nicht, ist ihnen gleichgültig. Vollends wissen sie, was sie von dem jetzigen Sulan zu halten haben, der in der That politisch eine so völlige Null ist, daß es wahrhaft komisch erscheint, wenn in öffentlichen Blättern und auch Aktenstücken von seinen Entschlüssen, seinen Verfügungen, seinen Befehlen geredet wird. Während seiner mehr als vierzehnjährigen Regierung hat er noch nie einen selbstständigen Entschluß gefaßt oder selbstständigen Willen gehabt, sondern hat beschlossen, verfügt und unterschrieben, was die gefügigen Werkzeuge Englands unter seinen Ministern ihm angerathen oder zur Unterschrift vorgelegt haben. (Wenn der Beschluß des Divans, an Rußland den Krieg zu erklären, gegen Englands Wunsch und Willen ausfiel, so ändert das in der Sache nichts; genug, der jetzige Sultan thut nur das, was ihm von seinen Ministern angerathen, und unterschreibt ohne Widerrede, was von ihnen zur Unterschrift ihm vorgelegt wird.) Früher als noch die seidene Schnur im Gebrauche war, bewirkte wenigstens die Scheu vor ihr, daß sich die Pascha's nach großherrlichen Befehlen im Ganzen genommen richteten; aber was hätten sie wohl jetzt zu fürchten? Wie sollten sie Werth auf die ihnen zugeschickten großherrlichen Firmane legen, wenn sie sehen, daß selbst die Minister die Befehle des Sultans nicht vollziehen oder wohl gar das Gegentheil davon thun? Die Minister thun, was sie wollen, die Statthalter und Befehlshaber in den Provinzen thun, was sie wollen; so thun denn natürlich auch die unteren Beamten, was ihnen beliebt. Von einem Lande aber, wo es so zugeht und Niemand weiß, wer Koch oder Kellner ist, kann man unmöglich sagen, daß es ein geordneter Staat sei, sondern kann füglich sagen, daß es der Tummelplatz echter Türkenwirthschaft sei.

Zwölftes Kapitel.

Die wahre tiefere Bedeutung des Kampfes zwischen der Türkei und Rußland. — Um was ist es Rußland der Türkei gegenüber hauptsächlich zu thun? — Welches Hauptinteresse hat England bei der Aufrechthaltung der Türkei? — Welches Hauptinteresse hat Oesterreich, welches Frankreich, welches Preußen bei dem einstweiligen Fortbestehen oder dem gänzlichen Untergange der Türkei? — Aussichten in die Zukunft.

Und hat einen großen Zorn, dieweil er weiß, daß er nur noch wenig Zeit hat.
Offenb. Joh. 12, 12.

Daß das Zerwürfniß zwischen der Türkei und Rußland eine weit tiefere Bedeutung, eine unendlich größere Tragweite hat, als etwa die Annahme oder Nichtannahme der Wiener Vermittlungsnote, oder als die Auffindung einer geeigneten Formel, um für Rußland die türkischen Modificationen dieser Note weniger unschmackhaft zu machen, zeigt schon die ungeheuere Aufregung, welche diese Angelegenheit nicht blos in Europa, sondern auch in den übrigen Welttheilen bewirkt, zeigt die außerordentliche Leidenschaftlichkeit und Gereiztheit, welche sie in Kreisen hervorgerufen hat, die sich bis dahin äußerlich ganz still und ruhig verhalten und die Miene angenommen hatten, als lägen ihnen die Welthändel fern oder als beschäftigten sie sich lediglich mit ihren Privatangelegenheiten, — zeigt der plötzliche Ausbruch unzähliger Geschwüre an Stellen, die man bisher für ganz gesund oder als im Normalzustande befindlich gehalten hatte, — zeigt die babylonische Sprachverwirrung in den öffentlichen Parteiblättern und Parteischriften, auf den Fondsbörsen, in den englischen Meetings, in den französischen Salons und den deutschen Bierhäusern.

Die türkisch-russische Angelegenheit hat, wie man zu sagen pflegt, den Fuchs zum Loche herausgejagt und sehr Vielen, selbst unter den schlauesten und gewandtesten Männern, unversehens die Maske abgerissen. Sie hat den ganzen Schwarm unverhüllter und verkappter Revolutionsmänner, entschiedener Christushasser und scheinheiliger Namenchristen, geschworener Feinde des monarchischen Prinzips und heuchlerischer Conservativer aufgestöbert und in eine namenlose Wuth versetzt dadurch, daß sie den von ihnen in den letzten vierzig Jahren des faulen Friedens mit so vieler Ausdauer und Geschicklichkeit aufgerichteten künstlichen Bau urplötzlich zu zerstören und damit ihre letzten und schönsten Hoffnungen zu vernichten droht. Manche scheinen dadurch sogar um ihren Verstand gekommen zu sein, wie z. B. ein Berliner Zeitungscorrespondent, der die Abgeneigtheit der Neuen Preußischen Zeitung, mit den türkenfreundlichen Fanatikern in Ein Horn zu blasen, einen *politischen Selbstmord* nannte!!!

Die nämlichen Menschen, welche die *Zerstückelung Dänemarks* und die Lostrennung der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg

aus dem dänischen Staatsverbande auf das Eifrigste betrieben; — die nämlichen Menschen, die sich vor Freude wie närrisch geberdeten bei dem Gedanken an die Möglichkeit einer Auflösung der österreichischen Monarchie, daher dem abenteuerlichen Vorhaben des sardinischen Königs Carl Albert, die italienischen Besitzungen Oesterreichs an sich zu reißen, lauten Beifall klatschten und die ungarische Revolution mit unbeschreiblichem Jubel begrüßten, — großentheils sogar die nämlichen Menschen, welche nicht blos mit heißen Wünschen und mit Rathschlägen, sondern auch mit Geld und durch persönliche Theilnahme am Kampfe den (damals gar säuberlich den griechischen Freiheitskampf genannten) Aufstand der Griechen gegen die Türkenherrschaft auf das Lebhafteste unterstützten, Lobgedichte auf die Griechen, Spottgedichte und Karikaturen auf die Türken machten, die Engländer als türkenfreundliche Krämer brandmarkten und den Kaiser Nikolaus beim Ausbruche des Krieges von 1828 als den nordischen Aar bewillkommneten, durch dessen Siegesflug der Halbmond gestürzt werden, und unter dessen Fittigen das Kreuz wieder erstehen werde auf der Kuppel der heiligen Sophia: — diese nämlichen Menschen finden jetzt es ganz in der Ordnung, daß England und Frankreich ihre Diplomaten, Federn und Kriegsgeschwader in Bewegung setzen, um die Integrität der Pforte und die Türkenherrschaft auf der Balkanhalbinsel aufrecht zu erhalten, und würden Zeter und Wehe schreien, wenn die Türkei auch nur ein Dorf, auch nur eine einzige christliche Gemeinde an Rußland abtreten müßte, — sie, die es ganz in der Ordnung fanden, daß der Pabst 1849 von den Revolutionsmännern des ganzen Kirchenstaates für verlustig erklärt ward, sie würden den Sultan auf's Tiefste bemitleiden und bedauern, wenn derselbe durch den jetzigen Lauf der Dinge auch nur um eine einzige seiner täglichen Erholungen und Belustigungen gebracht würde oder gar um seinen Harem käme.

Alle diese auffallenden Erscheinungen wären allerdings unerklärlich, wenn es sich in der türkisch-russischen Angelegenheit lediglich um das Schirm- oder Beaufsichtigungsrecht Rußlands in den kirchlichen Angelegenheiten der griechisch-christlichen Unterthanen der Pforte handelte. Denn dann müßte man Diejenigen, die sich um einer solchen Ursache willen wie toll geberden könnten, in Wahrheit für toll oder wahnsinnig halten.

Allein, wie gesagt, das Zerwürfniß zwischen der Türkei und Rußland hat eine bei weitem tiefere Bedeutung und sich, aus Ursachen, die bereits im vorigen Kapitel angedeutet worden sind, zu einem Kampfe gestaltet, bei dem nicht blos die politische Existenz der Türkei auf dem Spiele steht, sondern an den sich auch die höchsten und wichtigsten allgemeinen Interessen knüpfen.

Denn, kurz gesagt, es gilt hier einen Kampf auf Tod und Leben, einen

Kampf zwischen Licht und Finsterniß, einen Kampf zwischen Christenthum und Antichristenthum, einen Kampf zwischen dem monarchischen und revolutionären Prinzipe. Ein letzter entscheidender Kampf ist es, dessen Ausgang das Schicksal Europa's und damit aller anderen Erdtheile für immer wesentlich feststellt.

Folgende Auseinandersetzungen werden dies verdeutlichen.

Die in der älteren Geschichte beispiellosen Ereignisse der letzten sechzig Jahre und die zuvor ganz unerhörten Dinge, von denen die Welt seit dem Ausbruche der ersten französischen Revolution bis auf den heutigen Tag hat Zeuge sein müssen, sind die letzten Ausgeburten des uralten Kampfes der Finsterniß wider das Licht, der um so ärger wüthet und eine um so größere und allgemeinere Verstandes-Verfinsterung verursacht, je mehr er seinem Ende sich naht. Die Anzeichen seines herannahenden Endes und einer bei der Menschheit dann eintretenden durchgreifenden moralischen Veränderung traten im vorigen Jahrhunderte zum ersten Male deutlich und unverkennbar hervor. Wenn man Das, was über die Menschheit Geschichtliches und Thatsächliches vorliegt, genau ins Auge faßt und erwägt, so wird man bei unbefangenem Nachdenken leicht erkennen, daß das bisherige Thun und Treiben der Menschheit im Allgemeinen unmöglich die ihr von Gott gestellte Aufgabe sein und eben so unmöglich die Bestimmung haben kann, ewig fortzudauern. Denn mögen noch so viele Entdeckungen und Erfindungen, mögen noch so große Fortschritte auf dem Gebiete der Wissenschaften und in der Civilisation gemacht sein und ferner gemacht werden, so ist und wird doch damit an dem verderbten moralischen Zustande des gefallenen Menschengeschlechtes nichts oder doch wesentlich nichts geändert; und anzunehmen, daß dieser, so unzählige Unvollkommenheiten und Gebrechen der verschiedensten Art mit sich führende Zustand ewig dauern werde, widerspricht geradezu der gesunden Vernunft. Die göttliche Offenbarung aber, die wir in der heiligen Schrift haben, sagt mit klaren Worten, daß dieser Zustand ein Ende nehmen und dann das Christenthum in seiner lebendigen Auffassung und praktischen Wirksamkeit einen weit allgemeineren Eingang als je zuvor finden und auf diese Weise die Menschheit schon hier auf Erden ihrem Ziele wesentlich näher führen werde. Unter den vorher verkündeten Anzeichen der Nähe dieser Veränderung steht der Abfall von Gott und Christo und das Empören und Auflehnen wider göttliches und menschliches Recht obenan und eben diese Anzeichen sind es vornehmlich, die während des vorigen Jahrhunderts deutlicher als je hervorgetreten sind in unserem, den geistigen Centralpunkt der Menschheit in sich fassenden Welttheile. Nachdem rohe Gewalt und Aberglaube das Christenthum in seinen Grundfesten zu erschüttern nicht vermocht hatten, trat der Unglaube gegen dasselbe in die Schranken, um mit seinen, scheinbar allerdings mächtigen Waffen es nunmehr auf Tod und Leben zu bekämpfen.

Dieser noch fortdauernde Kampf nun ist es, der alle die Erscheinungen ins Dasein gerufen hat, die seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Kirche und Staat sich kundgegeben haben. Wie in so vielen anderen Fällen ging auch hierin Frankreich mit dem Beispiele voran, und ein tolles Gewirr hohler Redensarten, welches man Philosophie nannte, eröffnete den Kampf zunächst gegen alles Positive im Christenthum. In einer Zeit äußerer Drangsale würde diese s. g. Philosophie wenig Gehör gefunden haben, oder vielmehr, die Afterphilosophen hätten sich damit lächerlich gemacht. Allein es war damals gerade eine Zeit äußerer Ruhe, zum Theil sogar behaglicher Ruhe,

welche die meisten Menschen übermüthig und so denn auch für alles pikante Neue, selbst für das Unerhörteste, sofern nur sie selbst dabei ungefährdet bleiben, empfänglich zu machen pflegt. Sobald der Unglaube in Frankreich Mode zu werden anfing, war es natürlich, daß er, außer in anderen europäischen Ländern, vornehmlich in dem nachäffenden Deutschland, ebenfalls Mode ward: Anfangs zwar nur in wenigen Kreisen, deren Mittelpunkt und Tonangeber Friedrich II. von Preußen war; dann bei der Genossenschaft der Nicolaischen Bibliothek, dann auf den Universitäten, dann bei den Stadtpredigern, hierauf bei den Dorfpastoren und endlich bei Crethi und Plethi.

Vom religiösen Unglauben zum politischen Revolutionismus ist nur ein Schritt. Denn wer die göttliche Autorität verwirft, achtet die menschliche vollends gering, und wer gegen jene sich auflehnt, trägt am allerwenigsten Bedenken, auch gegen diese in vorkommenden Fällen sich aufzulehnen.

Daß selbst gewiegte Staatsmänner diese Folgerichtigkeit übersehen haben, rührt von ihrem eigenen Unglauben her; und daß andererseits entschieden gläubige Christen häufig keinen Anstand nehmen, politisch-revolutionären Bestrebungen mehr oder minder ihren Beifall zu schenken, rührt von ihrer Unwissenheit in politischen Dingen her. Jene wie diese können nur durch eigene herbe Erfahrungen oder handgreifliche Enttäuschungen zur Besinnung gebracht werden. So z. B. begrüßte Klopstock, der Sänger der Messiade, nachdem das atheistisch-politische Revolutionsfieber 1789 in Frankreich zum Ausbruche gekommen war, dasselbe mit Lobgesängen, und verstummte erst, als er Hunderttausende meist ganz unschuldiger Menschen fixen Ideen zu Liebe abgeschlachtet werden sah; und mehrere deutsche Fürsten und Staatsmänner, welche die Gotteslängnungs-Mode in aller Behaglichkeit mitgemacht hatten, erkannten mit Schrecken, daß die dadurch in Bewegung gesetzten Sturmwellen nunmehr auch ihre eigene Gewalt zu erschüttern anfingen. Auch wurden, sobald es sich nur irgend thun ließ, drastische Mittel gegen das Revolutionsfieber angewendet, und diese drängten es allerdings auf eine Zeitlang in enge Schranken. Allein während der seit 1815 eingetretenen Afterfriedenszeit ward es durch verkehrte Behandlung und falsche Rathgeber wieder hervorgerufen, und nach seinen Paroxysmen in den Jahren 1830 und 1848 hat es den höchsten Grad der Intensität erreicht.

Die Revolution ist grade jetzt, wo sie, nach den Vorgängen in Frankreich seit dem 2. Dec. 1851, äußerlich sich nicht stark mehr rühren darf, im Geheimen um so geschäftiger und wirksamer und arbeitet mit der eisernsten Consequenz dahin, eine Katastrophe herbeizuführen, um dann mit Europa quitte à double zu spielen, alle Throne umzustürzen und auf deren Trümmern die sociale Republik, d. h. die auf den Communismus basirte rothe Republik aufzurichten.

Durch welche Mittel es der Revolution gelungen ist, dermaßen zu erstarken und feste Anhaltspunkte zu gewinnen, um die Hoffnung oder auch nur den Wahn hegen zu dürfen, einen ganzen Welttheil unter ihr Joch zwängen zu können, stellt sich deutlich heraus, wenn man theils ihr eigenes, theils das zu ihrer Bekämpfung beobachtete Verfahren näher untersucht und geschichtlich verfolgt.

In dem Maaße, wie der oben erwähnte Kampf gegen alles Positive im Christenthum fortschritt, richtete er ganz folgerecht auch gegen alles Historische in den Staatseinrichtungen seine Waffen, und das Endziel hierbei war die Aufrichtung einer allgemeinen Republik. Nach Entfesselung aller Begierden und Leidenschaften ist eigentlich gar keine Staatseinrichtung mehr denkbar; aber eine Form mußte denn doch immer beibehalten werden, um nicht gar zu sehr gegen alte Gewohnheiten zu verstoßen und so Gefahr zu laufen,

für den Plan des Umsturzes aller Fürstenthrone nicht überall den erforderlichen Anklang zu finden. Freilich ist auch die Republik an sich naturwidrig und voll innerer Widersprüche; aber da sie dem Wesen nach auf dem Grundsatze einer allgemeinen Selbstregierung beruht, so sagt sie dem entfesselten wilden Unabhängigkeitstriebe als Staatsform am meisten zu, und ist daher auch am geeignetsten, bei Revolutionen der zu bethörenden Menge als Lockspeise vorgehalten zu werden. Man könnte freilich die Frage aufwerfen, wie denn die französischen Encyklopädisten und deren Helfershelfer, die doch meist den höheren Ständen angehörten, auf republikanische Gleichheit hinarbeiten, also ihrem eigenen persönlichen Interesse schnurstracks zuwider handeln konnten? Auffallend ist dies allerdings, aber nichtsdestoweniger leicht zu erklären. Von ihnen galt so recht, was der Apostel sagt: „da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren worden.“ Durch ihre Ausschäumungen wider das Christenthum geriethen sie nach und nach in einen Zustand der Monomanie, der sie zwar nicht verhinderte, schlaue Mittel zur Verfolgung ihres Zweckes zu ersinnen, aber sie den Abgrund übersehen ließ, dem sie zueilten und in den auch alle diejenigen stürzten, die zur Zeit der Revolution von ihnen noch am Leben waren. Fälle solcher Monomanie hat die Erfahrungs-Seelenkunde eine Menge aufzuweisen. Außerdem arbeitete ihnen sogar Ludwig XVI., freilich absichtslos, in die Hände und gab Veranlassung, daß sie sich mit der Idee der Aufrichtung einer Republik immer mehr befreundeten. Diesem unglücklichen Monarchen fehlten bei allen seinen sonstigen trefflichen Eigenschaften leider! zwei Hauptregententugenden, Energie und Consequenz; ebenso fehlte ihm ein umsichtiger politischer Blick und ein richtiges Auffassen dessen, was um ihn her vorging. Während er in den diplomatischen Verhandlungen mit fremden Mächten den westphälischen Frieden und die Integrität der Türkei (diese abgedroschene Frage war der damaligen Zopfzeit vollends geläufig) zur Basis gelegt wissen wollte, unterzeichnete er ein Schutzbündniß mit den brittisch-nordamerikanischen Colonien, die gegen ihr Mutterland sich empört hatten: gleichsam als wollte er den damals in Frankreich schon so zahlreichen Revolutionssüchtigen mit dem praktischen Beispiele vorangehen. Denn eben durch die Theilnahme an dem nordamerikanischen Kriege wurden die in Frankreich von den Afterphilosophen angeregten revolutionären Grundsätze nicht nur genährt, sondern ihnen auch der Weg von der Theorie zur praktischen Anwendung zuerst gebahnt.

Während die Verbreiter, Beförderer und Anhänger jener Grundsätze immer mehr Terrain gewannen, bildete sich in Deutschland der in ihrem Sinne wirkende geheime Orden der Illuminaten, dessen Mitglieder, nebst den Mitarbeitern an der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, das System der französischen Afterphilosophen mit deutscher Gründlichkeit und solchem Erfolge studirten und weiter ausbildeten, daß die Meister zuletzt noch von den Schülern lernten.

Im J. 1787 setzten sich die deutschen Illuminaten mit einigen, von ihren französischen Freunden bereits bearbeiteten Pariser Freimaurer-Logen durch eigens abgeschickte Deputirte in Verbindung und brachten ihnen illuminatische Grundsätze bei, die dann zwar in ein französisches Gewand gekleidet, aber in der Hauptsache, nebst mehreren Einrichtungen in der Organisation des Illuminaten-Ordens, angenommen und mittelst der eingesetzten Comités secrets, regulateurs und politiques über alle Freimaurerlogen in Frankreich verbreitet wurden. Diese also illuminirten Logen, deren Großmeister der Herzog von Orleans, Vater des verstorbenen Louis Philipp, war, hatten auf die ersten Explosionen der französischen Revolution und namentlich auf die Begebenheiten vom 14. Juli 1789, sowie auf die Errichtung der zahllosen politischen Clubbs einen entscheidenden

Einfluß, wodurch denn auch die plötzliche und fast allgemeine Anpreisung der Revolution in anderen Ländern erklärlich ist.

Seitdem hat sich das System, durch geheime Vereine für Revolutionszwecke zu wirken, bei weitem vollständiger entwickelt und eine so meisterhafte Organisation erhalten, daß nicht nur über ganz Europa ein Netz solcher geheimer Vereine ausgebreitet ist, sondern auch ihre Mitglieder in den höchsten Kreisen frank und frei sich bewegen und ihren verderblichen Einfluß ausüben unter so täuschenden Masken, daß ein geübtes Auge dazu gehört, um den Wolf im Schafpelze zu erkennen. Sie sind es denn auch gewesen, welche in die deutsche Bundesakte zwei Paragraphen einzuschwärzen gewußt haben, die für Deutschland die Quelle aller der seit 1830 und 1848 erlebten Drangsale gewesen sind und die Revolution daselbst ihrem Ziele um zwei große Schritte näher brachten. Wären die deutschen Fürsten durch die damaligen verhängnißvollen Zeitumstände (denn die Bundesakte wurde zehn Tage vor der Schlacht bei Waterloo unterzeichnet) nicht verhindert worden, die Sache näher zu prüfen, so würden sie wahrscheinlich lieber die Napoleonische Gewaltherrschaft zurückgewünscht, oder eher alles Andere gethan, als jene Paragraphen genehmigt haben. Der eine Paragraph verhieß Preßfreiheit, der andere Repräsentativ-Verfassungen. Die Preßfreiheit könnte allerdings viel Gutes stiften, sofern von ihr stets ein redlicher Gebrauch gemacht würde und alle Druckschriften eine gemeinnützige oder das allgemeine Wohl im weiteren und engeren Sinne fördernde Tendenz hätten. Aber wer weiß denn nicht, daß die Tendenz der meisten Druckschriften eine hiervon total abweichende ist? Wer weiß nicht, daß in England und Nordamerika — diesen gelobten Ländern der Preßfreiheit — dieselbe fast ausschließlich zur Förderung von Parteizwecken benutzt wird? Wer weiß nicht, daß sie in Ländern des europäischen Continents lediglich der Revolutionspartei als Hauptbethörungs- und Aufreizungsmittel gedient hat? Wenn dem nicht so wäre, so würde ein so genauer Kenner der französischen Zustände, wie der jetzige Kaiser der Franzosen, der französischen Presse keinen Zügel angelegt haben; „denn," sagte er, „sie hat in Frankreich drei Revolutionen ins Dasein gerufen, so soll sie wenigstens keine vierte zu Stande bringen." Repräsentativ-Verfassungen könnten ebenfalls viel Gutes bewirken, wenn die Volksrepräsentanten stets und immerdar nur darauf bedacht wären, die wahren und wirklichen Wünsche und Bedürfnisse des **Volkes**, d. h. der effektiven Mehrheit der Landesbevölkerung, zur Kenntniß des Monarchen zu bringen und die Befriedigung dieser Wünsche und Bedürfnisse nach Möglichkeit zu erzielen sich bemühten. In der That, dann wären sie wahre Wohlthäter des Landes und die treuesten Rathgeber ihres Fürsten, und man müßte den Augenblick segnen, wo eine Repräsentativ-Verfassung ins Dasein gerufen worden. Allein leider! haben die Repräsentativ-Verfassungen oder modernen Constitutionen zu ganz anderen Zwecken dienen müssen. Sind Portugal, Spanien und Griechenland glückliche und gesegnete Länder durch die bei ihnen eingeführten Constitutionen geworden? Haben die Bourbons älterer und jüngerer Linie mit der Charte constitutionnelle, welche unter Anderem die Person des Monarchen für heilig und unantastbar erklärte, auf dem französischen Throne sich zu erhalten vermocht? Was es mit derartigen Constitutionen eigentlich auf sich hat, haben die 1848 von Robert Blum in der Wiener Aula gehaltenen Reden, die 1849 in Italien geschehene Umwandelung des Großherzogthums Toskana und des Kirchenstaates in Republiken und die ebenfalls 1849 in Deutschland stattgehabten republikanischen Aufstände einem Jeden, der bis dahin etwa noch darüber im Unklaren gewesen war, genugsam verdeutlicht. Der Plan, ganz Deutschland in eine Republik umzuwandeln, ward schon in den Jahren 1816 und

1817 alles Ernstes besprochen, aber damals von den Besonneneren des geheimen Bundes als zu frühzeitig erkannt und die Ausführung daher verschoben. Dagegen waren die eben erwähnten republikanischen Aufstände nichts Anderes als Versuche, den ursprünglichen Hauptplan (den man seit der Verbindung mit den französischen Jakobinern nie aufgegeben hatte) nun endlich zu verwirklichen.

Die vierzigjährige Afterfriedenszeit seit dem Sturze Napoleon's (mit dem in Empörungssachen nicht zu spaßen war) ist von den Revolutionsmännern zur Förderung ihrer Zwecke im vollsten Maaße benutzt und ausgebeutet worden. Sie hat ihnen reichlich Gelegenheit geboten, ihre Grundsätze nach allen Richtungen hin auszubreiten, Schaaren neuer Anhänger anzuwerben, bald in diesem, bald in jenem Lande eine Revolution zu Stande zu bringen und auf diese Weise immer geübter und erfahrener in ihrem Fache zu werden. Die Planmäßigkeit und Consequenz, womit sie während der Zeit des faulen Friedens zu Werke gegangen sind, ist in der That bewundernswerth.

Durch die geheimen Vereine ward Einheit in den Operationsplanen bewirkt; und wenn die Preßfreiheit und die Repräsentativ-Verfassungen als Förderungsmittel dieser Plane haben dienen müssen, so ist sogar auch die akademische Lehrfreiheit in diesem Sinne mißbraucht worden; und der Umstand, daß in mehreren deutschen Staaten die Aburtheilung über Staats- und Majestätsverbrecher den Geschwornengerichten in neuester Zeit entzogen worden ist, zeigt genugsam, welche Hoffnungen die Revolutionsmänner auf dieses Institut gesetzt hatten.

Nachdem der Kriegssturm vorüber und äußere Ruhe wieder eingetreten war, mochten manche deutsche Fürsten ihre Uebereilung bei Gutheißung jener zwei Paragraphen der Bundesakte wohl einsehen. Allein die beiden Paragraphen waren mit der Bundesakte selbst nun einmal promulgirt und dadurch den Volksaufhetzern Gelegenheit gegeben worden, die Fürsten, welche die übereilt gemachten Versprechungen zu erfüllen Bedenken trugen, der Wortbrüchigkeit zu beschuldigen und so in den Augen des Volkes herabzusetzen. Hätten sie sie doch nur immerhin schwatzen lassen: das Volk würde dadurch allein in seiner Treue gegen die angestammten Fürsten nicht wankend gemacht worden sein. Denn das deutsche Volk hatte die Zusicherungen von Preßfreiheit und Repräsentativsystem nicht verlangt, an dergleichen nicht einmal gedacht, folglich waren sie auch dem Volke selbst nicht gemacht, sondern zu ganz anderen Zwecken in die Bundesakte eingeschmuggelt worden. Die Liebe namentlich des preußischen Volkes zu seinem Könige war so ganz und gar uneigennützig, so innig, ihr Haß gegen die Fremdherrschaft so allgemein, daß durchaus nichts weiter als der Ruf: „Jetzt ist es Zeit, die Franzosen zum Lande hinauszutreiben" erforderlich war, um es die Waffen ergreifen zu lassen: — und wofür? Etwa für Erringung einer constitutionellen Verfassung? O nein, ein solches Comödienspiel kannte man zum Glück für Deutschland damals dort noch nicht. Oder für Preßfreiheit? Eben so wenig, nein, sondern die Waffen wurden ergriffen, um die tiefgewurzelte Liebe und Treue zu dem angestammten alten Landesfürsten durch die That zu bewähren, ihm als innig befreundete treue Unterthanen in den Stunden der Noth kräftig beizustehen, und, im Vertrauen auf Gott, dem Vaterlande die frühere Selbstständigkeit und gesellschaftliche Ruhe wieder zu erringen.

Diese Ruhe hätte damals dem ganzen deutschen Vaterlande dauernd erhalten, und Deutschland wenigstens vor der Ansteckung durch französische Conspiranten bewahrt bleiben können, wenn die deutschen Fürsten sich ermannt, jene beiden Paragraphen ohne Weiteres zurückgenommen und falschen Rathschlägen

ihr Ohr verschlossen hätten. Denn wahrlich! wir wiederholen es, dem deutschen Volke lag an jenen Paragraphen durchaus nichts; es kannte sie kaum oder wußte nicht einmal, um was es sich dabei handelte, und hatte sein Augenmerk auf ganz andere Dinge gerichtet, als auf Preßfreiheit und Constitutionen, nämlich auf die Hauptaufgabe im Staatsleben, auf alle jene Gewerbe und Thätigkeiten, welche dem rechtlich vorwärts strebenden Staatsgenossen die Mittel zur Befriedigung seiner leiblichen und geistigen Bedürfnisse darbieten. Einige Fürsten beherzigten allerdings diese Wahrheit und verfolgten demgemäß auch eine ganz richtige Bahn, wie z. B. der Herzog Peter von Oldenburg, der Kurfürst Wilhelm I. von Hessen und der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin; allein sie vermochten ihre Ansichten auf dem Bundestage nicht geltend zu machen, und bei den meisten übrigen Fürsten gewann das unglückseligste, verderblichste aller Systeme, das der Zugeständnisse gegen den s.g. Zeitgeist, die Oberhand.

Zeitgeist ist eben so wohl ein Unding, wie das, was die Revolutionsfabrikanten „öffentliche Meinung" nennen. Ein Zeitgeist existirt nirgend in der Wirklichkeit, sondern spukt nur in den Köpfen Derjenigen, welche mit dem Geschwätz darüber Andere entweder bethören wollen, oder davon selbst bethört sind. Eine öffentliche Meinung kann nach dem Wortverstande offenbar nur die einhellige Meinung oder Ansicht des gesammten Volkes, oder doch wenigstens der großen Mehrzahl desselben bedeuten; wie man denn allerdings wohl behaupten mag, daß die Kampfbegierde der Griechen wider die Perser zur Zeit des Miltiades und Themistokles, oder der Haß der Sicilianer gegen die Franzosen zur Zeit der sicilianischen Vesper aus einer öffentlichen Meinung hervorging. Allein das Verlangen nach Dingen, für die man im Volke kein effektives Bedürfniß, von denen man nicht einmal einen irgend deutlichen Begriff hat, kann doch wahrlich nicht als der Ausdruck einer öffentlichen Meinung gelten, sondern nur als das Verlangen Einzelner, welche bei der Erfüllung desselben ein geheimes wesentliches Interesse haben.

Also waren Zugeständnisse gegen den s. g. Zeitgeist oder die öffentliche Meinung nichts Anderes, als Zugeständnisse gegen die Revolution. Und daß die Revolution die ihr gemachten Zugeständnisse nur als Abschlagszahlungen betrachtet und eben so wenig je zufrieden zu stellen ist, wie der Wolf Fenris in der nordischen Mythologie, der so lange gefüttert wird, bis er zur Sprengung der Fessel erstarkt ist und eben die verschlingt, die ihn gefüttert hatten, — diese schon bei der ersten französischen Revolution auf's Ueberzeugendste an's Licht gestellte Wahrheit war doch in der That handgreiflich genug, als daß sie hätte verkannt werden können. Aber theils wollte man sie nicht erkennen, theils verhinderten es Verblendung, Bethörung und die unglückselige Geneigtheit, Alles im Rosenlichte zu erblicken. Unter den Rathgebern der letzteren Kathegorie befanden sich namentlich auch solche Männer, wie z. B. der verstorbene preußische Minister Ancillon, über dessen wahrhaft christliche, edle Gesinnungen und vielseitige, gründliche und feine Geistesbildung freilich nicht der geringste Zweifel obwalten kann. Aber von einer Befangenheit wegen der geeignetsten Mittel zur Bekämpfung der Revolution konnte er sich nicht losmachen; und als ein eifriger Verfechter der famösen europäischen Gleichgewichtstheorie, bei der sogar heutigen Tages noch die Türkei als Hauptfaktor figurirt, wendete er diese Theorie gar auch auf die Erscheinungen der Revolution an. Denn er war in den neunziger Jahren in Frankreich gewesen, und hatte von dort die scharfsinnige Idee mit nach Hause gebracht, die Revolution lasse sich nicht mit Gewalt bändigen, sondern könne nur auf dem friedlichen Wege des Entgegenwirkens durch Prinzipien der gesetzlichen Ordnung neutralisirt werden.

„Wohlgesprochen!“ ruft der Revolutionsgeist, „nichts ist vernünftiger und billiger, als auf solchem Wege mich zur Ruhe zu bringen.“ Die Revolutionsmänner haben das gegen sie angewendete Neutralisirungs-Experiment und Entgenwirken auf friedlichem Wege eben so freudig willkommen geheißen, wie die gleichzeitig dem s. g. Zeitgeiste und der „öffentlichen Meinung“ gemachten Zugeständnisse, und haben auf diesem „friedlichen Wege“ Gelegenheit gehabt, dermaßen sich einzunisten und durch offene und geheime Anhänger sich zu verstärken, daß nur noch ein einziger Sturm wie der von 1848 zu kommen braucht, um die Aufrichtung der rothen Republik in Deutschland zu verwirklichen. Der bekannte E. M. Arndt sprach schon 1849, kurz nach der Unterdrückung des republikanischen Aufstandes in Baden, in einem öffentlichen Blatte den schlecht verdeckten Wunsch aus, das deutsche Volk durch ein Blutmeer waten zu sehen, damit es zu politischer Einheit gelange! „Selbst die rothe Republik, äußerte er, könnte, wenn politischer Unsinn und Unverstand siegte, mit Untergang aller deutschen Herrschergeschlechter und vieler anderer geschichtlicher Denkmäler und Herrlichkeiten, dazu ein gewaltiger Durchbruch werden. Die Besseren haben diesen möglichen, ja von Vielen gewollten Durchgang und Durchbruch durch's rothe Meer verabscheut; sie haben aus deutscher Ehre und Treue keine Fabel machen lassen wollen. Aber, aber . . . .“ Wenn nun ein Mann in solcher Stellung, wie Arndt, Professor ordinarius an einer königlich preußischen Universität, Ritter des rothen Adlerordens und des Civil-Verdienstordens der bayerischen Krone, keinen Anstand nimmt, seinen Schmerz über das Mißlingen der republikanischen Aufstände in Sachsen und Baden laut werden zu lassen und den unverkennbaren Wunsch nach Aufrichtung der rothen Republik und Untergang aller deutschen Herrschergeschlechter öffentlich zu erkennen zu geben: wie tief muß da ein solcher Wunsch in Deutschland überhaupt schon Wurzel geschlagen haben; und wie weit muß es mit der allgemeinen Seelen- und Verstandesverfinsterung schon gekommen sein, wenn dieser nämliche Mann „ein frommer Mann von altem Kern“ genannt wird, wie es im „Amerikanischen Botschafter“, einer zu Newyork erscheinenden und von einem ehemaligen evangelischen Prediger aus Westphalen redigirten christlichen Zeitschrift, geschehen ist! Glaubte doch selbst der verstorbene August Neander — dieser berühmte Kirchenhistoriker und dabei zugleich keineswegs ein Heuchler oder Namenchrist, sondern in Wirklichkeit dem Christenthum aufrichtig zugethan, — glaubte doch dieser sogar, nebenher dem politischen Liberalismus huldigen zu können, und ließ darüber außer Acht den Ausspruch Pauli, daß Christus nicht mit Belial stimmt und der Gläubige keinen Theil mit den Ungläubigen hat. Manche seiner Schüler (unter ihnen der eben gedachte Redakteur des amerikanischen Botschafters), wenn man ihnen die Sprüche Röm. 13, 1.—5., Tit. 3, 1. und 1 Petr. 2, 13. 14., wo die Unterthanentreue wiederholt eingeschärft wird, vorhält, entgegnen: das passe nur auf die damalige, nicht auf die jetzige Zeit!

Unter solchen Umständen kann es denn freilich nicht Wunder nehmen, daß die Revolution in alle Schichten der Gesellschaft gedrungen ist und ihr Gift schon dermaßen gewirkt hat, daß es für kein Gift mehr, sondern für ein Heil- und Genesungsmittel gehalten wird, also, mit anderen Worten, die von ihm Angesteckten verrückt gemacht hat. Wie ließe es sich sonst erklären, daß Menschen mit anscheinend nüchternem, klarem Bewußtsein sich mit Grundsätzen befreunden und zu Handlungen sich fortreißen lassen können, von denen das geringste Nachdenken ihnen sagen muß, daß sie dadurch in's Verderben gerathen, — daß Begüterte, obwohl sie wissen, daß der nächsten Revolution zugleich die Absicht consequenter Durchführung des Communismus zum

Grunde liegt, Geldbeiträge zu schneller Förderung des Ausbruches dieser Revolution liefern, gleichsam als könnten sie kaum die Zeit abwarten bis zu vollständiger Theilung ihres Vermögens mit den Communisten, — ja, daß Viele, die sonst eben nicht revolutionssüchtig sind, von selbst und gewissermaßen schon im Voraus den Kopf herhalten, um ihn sich von den rothen Republikanern abschlagen zu lassen!

So wie hier angedeutet worden, sieht es bis auf Rußland in fast allen Ländern Europa's aus. Hätte man die von Napoleon niedergehaltene, aber nach seinem Sturze unverzüglich wiederaufgetauchte Revolution mit jenes Mannes Consequenz und Energie stets und überall bekämpft und jede aufsprossende Revolutionspflanze sofort im Keime erstickt oder mit der Wurzel ausgerissen, so hätten die letzten vierzig Jahre wirklich eine Friedenszeit, und zwar eine segensreiche Friedenszeit für Europa und damit auch für andere Völker des Erdkreises sein können; so aber sind sie Jahre eines faulen Friedens gewesen, und die meisten europäischen Nationen sitzen jetzt wie auf einer Pulvermine, von der man jeden Augenblick gewärtig sein muß, daß sie explodirt.

Hätte Ludwig XVIII., als er den Thron seiner Väter wieder bestieg, nicht den unglückseligen Gedanken gefaßt und ausgeführt, Frankreich mit einer Copie der brittischen Verfassung zu begaben, wodurch er den französischen Revolutionsmännern ja geradezu Waffen gegen sich selbst und seinen Thron in die Hände gab; sondern sich eben so consequent bei Aufrechterhaltung des monarchischen Prinzips, wie bei Zählung seiner Regierungsjahre (die er von 1795, dem Todesjahre des Dauphins Ludwig oder Ludwig's XVII., an rechnete) bewiesen, so würde es höchst wahrscheinlich keine neue Revolution in Frankreich mehr gegeben haben und damit wäre denn auch das übrige Europa vor der Ansteckung von der Revolutionsseuche bewahrt geblieben. Wenn nun auch das französische Volk durch seine Vota im Dezbr. 1851 und im Novbr. 1852 auf das Unzweideutigste zu erkennen gegeben hat, daß es von der Revolution, von der es mehr als sechzig Jahre hindurch gequält worden, durchaus nichts mehr wissen, sondern eine, durch constitutionellen Firlefanz oder republikanischen Faktionsgeist nicht mehr behinderte, starke und feste Regierung will, um unter deren Schutze endlich einmal frei aufathmen und ungestört den täglichen Berufsgeschäften nachgehen zu können: so ist doch damit die innere Ruhe Frankreichs noch keineswegs positiv und dauernd gesichert. Denn die Revolution lebt, wenn auch jetzt etwas mehr in der Verborgenheit, doch nach wie vor in voller Frische; ihr eigenes Ermatten ist, vermöge ihres dämonischen Lebenselementes, eine völlige Unmöglichkeit, und sie wird und kann, vermöge dieses nämlichen dämonischen Prinzipes, nicht eher ruhen und rasten, ihr Endziel zu erreichen, als bis sie total vernichtet ist. Da sie zugleich ihre Anhänger in dem Grade fanatisirt hat, daß dieselben einen Mord, sofern ihm nur irgend eine politische Färbung gegeben werden kann, nicht als einen Mord gelten lassen, sondern als eine Heroenthat betrachten, und dabei unablässig darauf bedacht sind, den jetzigen Kaiser der Franzosen, als ein Haupthinderniß bei der Ausführung ihrer auf Frankreich und dessen Nachbarländer gerichteten Pläne, aus dem Wege zu räumen, so kann ein kräftiger Dolchstoß oder ein wohlgezielter Schuß plötzlich einen sehr verhängnißvollen Umschlag der Dinge herbeiführen.

Sodann entwickelt die Revolution, wenn sie auch für jetzt ihren Hauptsitz in Frankreich nicht mehr hat, darum keine geringere Thätigkeit als zuvor. Denn, was sie in Frankreich verloren, hat sie in **England** reichlich wieder gewonnen, seitdem die Parlamentsreform von 1832 dort ihre Früchte zu tragen angefangen hat. Die brittische Staatsverfassung, wiewohl eine zwitterhaft-republikanische, und höchst verderblich geworden den monarchischen Staaten des europäischen

Festlandes dadurch, daß sie zunächst in Frankreich copirt und auf diese Weise nicht nur die Veranlassung zu den heillosen Copien der französischen Copie in anderen europäischen Monarchien, sondern auch der direkte Weg zu den verschiedenen Revolutionen von 1789 bis 1849 herab geworden ist, trug allerdings bis zur Reform von 1832 manche gesunde Elemente in sich, und der Monarch konnte immer noch, wenigstens indirekt, Manches ausrichten, wenn er Energie besaß und von seinen verfassungsmäßigen Rechten gehörig Gebrauch zu machen verstand, wie solches Georg II. und Georg IV. gezeigt haben. Allein durch die unselige und in ihren verderblichen Folgen unabsehbare Parlamentsreform von 1832 ist in die brittische Verfassung ein, ihr bis dahin völlig fremd gebliebenes demokratisches Element eingeschwärzt, welches sich (was von einsichtsvollen Britten gleich Anfangs vorhergesagt wurde) nach und nach zu einem entschieden revolutionären ausgebildet hat; so daß nunmehr das Vollgewicht der Gesetzgebung allein im Hause der Gemeinen, oder besser gesagt, in den, dieses Haus beherrschenden Clubbs, Volksversammlungen und Tagblättern sich konzentrirt hat, die beiden anderen höchsten Zweige der Gesetzgebung sich dem fügen müssen, und das Land überhaupt förmlich und vollständig in die Revolution eingetreten ist.

Hierdurch erklärt es sich denn auch, wie es möglich geworden ist, daß das hochmüthige England nach und nach bis zu der allertiefsten Stufe einer Winkelherberge hat herabsinken können, — wie es möglich geworden ist, daß das sonst so verständige und auf Tugend und Moralität Gewicht legende brittische Volk notorischen Mördern und Banditen eine sichere Freistätte bereiten und einen Schlupfwinkel, um von da aus mit Sicherheit und Straflosigkeit ihre ferneren Mord- und Raubanschläge zu verfolgen und zu leiten, gewähren kann, — wie es möglich geworden ist, daß Mitglieder des so stolzen brittischen Parlaments, wie z. B. ein Lord Dudley Stuart, ein Lord Palmerston u. a. m., sich dieses Auswurfes der Menschheit mit der zartesten Fürsorge annehmen und dessen Aufnahme und Beherbergung eine gegen Unglückliche und Verfolgte geübte Gastfreundschaft nennen können. Erklärlich aber ist dies alles, wie gesagt, dennoch. Das Revolutionsgift wirkt schnell und hat, wie wir oben an mehreren Beispielen gesehen haben, zugleich die Eigenschaft, den Verstand zu verwirren und vernünftige Menschen in Verrückte umzuwandeln. Wundern darf man sich denn also auch nicht mehr über die unerhörten Dinge, welche Lord Palmerston gegen die kontinentalen Mächte sich herausgenommen hat, und über seine Verblendung, auf der einen Seite mit der Absicht umzugehen, das ganze europäische Festland der Revolution als Beute zuzuführen — in dem tollen Wahn, daß dann England im Trüben fischen und reichen Gewinn sich zuwenden könne, — und auf der anderen Seite der Hoffnung Raum zu geben, die Revolution werde nach dem Umsturze der kontinentalen Throne sich hiermit begnügen und England mit der socialen rothen Republik verschonen. Er ist durch sein unablässiges Wirken für die Revolution in einen Zustand der Monomanie gerathen, dessen wir oben erwähnten; so daß er zwar schlaue Mittel zur Verfolgung seines Zweckes hat ersinnen können, aber den Abgrund übersieht, in den sein eigenes Vaterland, bei fernerem Festhalten am Revolutionsprinzip, mit ihm selbst unfehlbar stürzen wird. Ihm kann es doch wahrlich nicht unbekannt sein, daß die Revolutionsmänner von 1848 nichts so sehr bereuen, als daß sie es bei dem Umsturze mehr oder minder wesentlich monarchischer Staatsformen haben bewenden und nicht zugleich auch das Robespierre'sche Schreckenssystem dabei walten lassen, und daß sie daher fest entschlossen sind, das nächste Mal diesen Fehler wieder gut zu

machen und nicht blos Fürsten und Aristokraten, sondern auch „verholzte Spießbürger" (darunter verstehen sie alle ordnungsliebende und rechtlich vorwärts strebende Gewerbtreibende und Geschäftsleute) und „Verdächtige" aus allen Ständen abzuschlachten. Genug, sie wollen das nächste Mal reine Bahn machen, wie sie sich ausdrücken.

Da nun die Revolution nach dem Grundsatze handelt: alles Gethane für nichts zu achten, so lange noch etwas zu thun übrig ist, und sodann noch hinzukommt, daß kein Land der Erde den Communisten ein so reiches Plünderungsfeld wie England darbietet, so ist so gewiß wie Sonnenaufgang am Morgen und Sonnenuntergang am Abend, daß die Revolution nach ihrem vollständigen Siege England unbedingt zu ihrem Tummelplatze machen wird.

Es ist eine Lächerlichkeit, von einem bei den Britten vorherrschenden Sinn für Gesetzlichkeit zu reden und darauf die Vermuthung oder gar den Beweis zu gründen, daß bei ihnen eine Revolution ähnlich der ersten französischen nicht ausbrechen könne. Thörichter Glaube! Da, wo die Revolution einmal Eingang gefunden hat, ist es mit dem Sinne für Gesetzlichkeit und mit dem streng gesetzlichen Verfahren bald vorbei. Anfangs geschieht freilich Alles im Namen des Gesetzes, und die Vorschriften des Gesetzes werden auch wohl noch so ziemlich genau beobachtet. In dem Maße aber, wie die Revolution weiter fortschreitet und um sich greift, verliert die von ihr formell eingesetzte gesetzgebende Körperschaft an Ansehen, und einzelne Revolutionsvereine, wie zur Zeit der ersten französischen Revolution die Jakobinerklubbs, legen sich manche wesentliche Rechte derselben bei. Von geschlossenen Vereinen geht dieses Verfahren auf Einzelne aus dem untersten Pöbel über, und nun wird „im Namen des souveränen Volkes" gehandelt. Man vergesse hierbei nicht, daß mittlerweile die alten Gewohnheiten und Erinnerungen mehr und mehr beseitigt oder in den Hintergrund gedrängt werden, und gleichzeitig die große Masse an Dinge sich gewöhnt, mit denen sie sich früher nie befreundet haben würde. Nimmt man nun hinzu, daß die Revolution den politischen Mord nicht als Mord und die gewaltsame communistische Gütertheilung nicht als Raub und Plünderung anerkennt, demnach Das, was von jeher zu Recht bestanden hat, umstößt, so können auch für ihre Anhänger überhaupt keine Schranken mehr bindend sein und sie dürfen auf der Bahn der Gesetzlosigkeit dreist weiter gehen. Wenn einmal das Unerhörteste als Grundsatz aufgestellt wird, ist es ganz gleich, ob es im Namen des Gesetzes oder des souveränen Volkes, oder ob es im Namen der ganzen Menschheit oder gar im Namen der Natur verübt wird. Denn für die eine Anmaßung lassen sich eben so viele Scheingründe und Trugschlüsse anführen, wie für die andere. Und grade auf dergleichen Spitzfindigkeiten stützt sich z. B. der Communismus. Ob der Communist Vermögenstheilung verlangt, oder in einen Geldwechslerladen geht und zum Bankier sagt: „im Namen der Menschheit nehme ich dir diesen Beutel mit Geld", ist im Grunde einerlei. Er hat auf die Vermögenshälfte des Begüterten eben so wenig ein Recht, wie auf den Geldbeutel des Bankiers. Aber freilich, sobald der Staat aus allen seinen Fugen getrieben ist, und mit jedem positiven Rechte nach Gutdünken verfahren wird, läßt die Sophistik des Communisten ihn unbedenklich zugreifen, wo es ihm am besten zusagt. So kann denn auch Lord Palmerston, wenn die von ihm gestreute Saat reif ist, ähnliche dreiste Communistengriffe in seinen eigenen Geldkasten erleben, sofern er nicht dann schon seinen Kopf hat hergeben müssen. Denn ist die Revolution in England einmal zum thätigen Handeln gekommen und dort die sociale rothe Republik aufgerichtet, so ist Lord Palmerston sowohl wie Lord Dudley Stuart und jeder andere revolutionsfreund-

liche Lord dem Nordtheile verfallen, aus dem einfachen Grunde, weil sie geborene „Aristokraten" sind, welche sammt und sonders auszurotten die Revolution für das nächste Mal sich vorbehalten hat. Ueber's Meer braucht die Revolution nicht erst nach England zu kommen, denn sie ist schon da, sie hat im Lande selbst sich eingenistet und den Brandstoff so geschickt zu legen gewußt, daß zum Emporlodern der Flamme irgend ein namhafter Revolutionssieg, sei es im Parlamente oder auf dem europäischen Festlande, genügt. Dann wird der vielgerühmte „Sinn für Gesetzlichkeit" die Flamme wahrlich nicht zu löschen vermögen.

Doch da, wie gesagt, das Revolutionsgift den Verstand verwirrt, ohne daß der Angesteckte selbst es merkt, so wird der Revolutionsbrand auf dem europäischen Continente von England aus unablässig vorbereitet, genährt und geschürt, in der vollen Ueberzeugung, davon reichen Gewinn zu ernten und im eigenen Lande davor bewahrt zu bleiben.

In England also hat die Revolution nunmehr ihr Hauptquartier aufgeschlagen, und hier hat sie auch ihren Generalstab, der die Operationsplane entwirft und die Operation für ganz Europa leitet und überwacht. In der Schweiz und in Piemont oder auf dem sardinischen Festlande hat sie ihre Stützpunkte und operirt von hier aus hauptsächlich gegen die österreichisch-italienischen Länder. Um aber gegen Oesterreich, zu dessen Verwundung bis in's Herz, von Osten her zu wirken, und gleichzeitig auch gegen Rußland, dazu dient ihr die Türkei.

Der Hauptwirkungskreis der Revolution auf dem europäischen Festlande selbst ist demnach **die Türkei**. Daß die Türkei von europäischen Revolutionärs oder politischen Flüchtlingen wimmelt, weiß jeder Zeitungsleser und überhaupt Jeder, der die Ereignisse der letzten sechs Jahre nur einigermaßen kennt. Wenn die Pforte, auf Reschid Pascha's Betrieb, die ärgsten Feinde des mit ihr eng befreundeten österreichischen Nachbarstaates, die ungarischen Rebellen, nicht nur mit offenen Armen aufnimmt, sondern ihnen auch noch obendrein Geldunterstützungen bewilligt; — wenn die Pforte nach ihrer entschiedenen Weigerung, die Rebellen an Oesterreich auszuliefern (wozu sie vertragsmäßig verpflichtet war, namentlich nach Art. 18 des Belgrader Friedenstraktats vom 18. September 1739), endlich positiv sich anheischig macht, den Rebellenhäuptling Kossuth zu interniren, nichtsdestoweniger aber ihn in Freiheit läßt, damit er besser in die Lage gesetzt werde, seine Revolutionsplane gegen Oesterreich mit Nachdruck zu betreiben; — wenn Kossuth in dem von seinem sicheren Schlupfwinkel aus an die Ungarn gerichteten Aufrufe sie auffordert, für die Türken, **ihre Freunde**, in den Kampf gegen Rußland zu ziehen; — wenn der ungarische Revolutionär Koßta aus den Vereinigten Staaten zurückkehrt, um Pläne, deren Ausführung er dort wegen der Weite der Entfernung nicht betreiben konnte, in der Türkei zu verfolgen und auszuführen; — wenn Koßta's Verhaftung in Smyrna sofort die dortige europäische Revolutionsbande ihre Dolche ergreifen und zum Morde schreiten läßt; — wenn die politischen Flüchtlinge in der Türkei sich dort nicht nur förmlich organisiren und einen geschlossenen Verein bilden, sondern auch eine Art Vehmgericht unter sich aufrichten, welches Jeden, der sich von dem Verbande wieder lossagen möchte oder selbst auch nur einer besseren Gesinnung verdächtig ist, dem Tode weiht, und wenn dieses Mördertribunal auch wirklich zur That schreitet und seine Todesurtheile namentlich an der Fürstin Belgiojoso und einem von der Wiener Revolution her bekannten Padovani durch zwei Banditen, gewissermaßen unmittelbar unter den Augen der Pforte, vollstrecken läßt; — wenn alle diese und ähnliche andere Dinge geschehen sind und zum Theil noch vorkommen; — wenn endlich die Pforte Schaaren politi-

scher Flüchtlinge gemeinschaftlich mit ihren eigenen muselmännischen Truppen in den Kampf gegen Rußland führt, — so muß es, zumal im Hinblick auf die bereits mehrfach besprochene genaue Uebereinstimmung zwischen England und der Pforte, in der gegen Oesterreich und Rußland beobachteten Politik und Handlungsweise, auch dem Unbefangensten einleuchten, daß die Pforte ganz eben so wie England mit der Revolution in engem Bunde steht, und daß daher, wenn die Revolution in England ihr Hauptquartier oder ihren Centralpunkt hat, sie dagegen auf dem Festlande in der Türkei ihren aktiven Hauptwirkungskreis hat.

Schon im vorigen Kapitel haben wir darauf hingewiesen, daß die Hauptanstrengungen der Revolution gegenwärtig gegen **Rußland und Oesterreich** gerichtet sind, weil, so lange diese letzten Bollwerke des monarchischen Prinzips aufrecht stehen, sie außer Stande ist, einen vollständigen Triumph in Europa zu feiern, — und daß sie zu diesem Ende die Türkei zum Hauptschauplatze ihres geheimen Wirkens gegen jene beiden Monarchien erkoren hat. Nicht als ob die Türkei ihr aktiv wesentliche Dienste leisten könnte, sondern weil sie dies um so mehr negativ oder indirekt vermag, schon dadurch, daß sie die Revolutionsmänner bei sich frei schalten und walten läßt, und weil sie unmittelbar an die genannten Staaten grenzt, denen an einer anderen Stelle theils gar nicht, theils nur sehr schwer beizukommen ist. Wir haben sodann (im vorigen Kap.) hinzugefügt, daß Lord Palmerston hauptsächlich in seiner Eigenschaft als Verfechter der revolutionären Grundsätze sich der Türkei lediglich zu dem Zwecke bedient hat, um eben sowohl gegen Oesterreich, wie gegen Rußland feindselig zu wirken. Bei dem oben näher bezeichneten Stande der Dinge in England kann freilich auch ein Personenwechsel hinsichtlich der, nun einmal schon auf das Revolutionsprinzip basirten auswärtigen Politik des brittischen Cabinets keinen wesentlichen Unterschied bewirken. Die aktiven Revolutionsmänner haben, wie gesagt, ihre Sammel-, Stütz- und Operationspunkte in England, der Schweiz, Piemont und der Türkei. Die Schweiz und Piemont sind die Mittelstationen, England und die Türkei die Centralpunkte. Zwischen allen besteht die genaueste Verbindung, und ein eben so genauer Zusammenhang zwischen den Unternehmungen der politischen Flüchtlinge im Westen und denen der in der Türkei hausenden Revolutionsmänner. Um so erklärlicher wird hierdurch auch der Einklang in dem Verfahren Lord Palmerston's und Reschid Pascha's hinsichtlich der Flüchtlingsfrage. Omer Pascha handelte wiederum ganz im Einklange mit Reschid Pascha, als er, gleich im Beginne des mehrerwähnten Feldzuges gegen Montenegro, alle Renegaten und Flüchtlinge aus dem letzten Revolutionsjahren um sich versammelte. Am Bord der türkischen Schiffe, welche bestimmt waren, zu den Landoperationen gegen Montenegro von der Seeseite mitzuwirken, befand sich namentlich ein Theil der Marineverräther aus Venedig, und gleichzeitig mit der scheinbar türkischen Schilderhebung sollte die Revolution in der Lombardei und in Ungarn von Neuem ausbrechen. Die Einleitung dazu machten in der Lombardei die Mailänder Meuchelmorde vom 6. Februar 1853 und in Ungarn Räuberbanden, welche auf diesem Wege zu Guerillas, als dem Kern der künftigen Insurgententruppen, sich ausbilden sollten; Belehrungen hierzu und Anführer wurden aus der Türkei eingeschmuggelt. Schon im Februar 1853 stellte die österreichische Regierung durch den Grafen von Leiningen an die Pforte unter anderen Forderungen auch die, daß die beim türkischen Heere befindlichen politischen Flüchtlinge sofort entfernt und nach passenden Oertlichkeiten internirt würden; und die Pforte versprach, daß dieser Forderung ohne weiteren Aufschub Folge geleistet werden sollte.

Allein bis auf diese Stunde hat sie ihr Versprechen unerfüllt gelassen, trotz der wiederholten Vorstellungen von Seiten Oesterreichs. Im Adrianopeler Frieden bedang sich Rußland von der Pforte die Ausweisung von Flüchtlingen und Verbrechern, die es bezeichnen würde, aus; aber als Rußland 1849, nach Besiegung der ungarischen Rebellen und deren Flucht nach der Türkei, auf die Vollziehung der von der Pforte vertragsmäßig eingegangenen Verpflichtung drang, bediente sich Reschid Pascha zur Ausflucht eines Rabulisten-Kunstgriffes, behauptete jene Vertragstelle beziehe sich nur auf gemeine Verbrecher, nicht auf politische (man sieht, was dieser Mann von der Revolution schon alles gelernt hatte) und wies die Forderung zurück. Rußland schwieg damals zu dieser Beleidigung, um nicht dem eben gedämpften Revolutionsbrande frische Nahrung zu geben und dadurch Oesterreich neue Verlegenheiten zu bereiten; aber es hätte nicht Rußland sein müssen, um sie vergessen zu können, zumal einem solchen Beleidiger gegenüber.

Nach diesen, auf notorische Thatsachen sich stützenden Auseinandersetzungen des Zustandes der Dinge in Europa wird hoffentlich die wahre tiefere Bedeutung des Kampfes zwischen der Türkei und Rußland leicht begriffen werden können, und unsere im Eingange dieses Kapitels gemachte Bemerkung, daß es ein Kampf zwischen der Revolution und der Monarchie, ein letzter entscheidender Kampf sei, dessen Ausgang das Schicksal Europa's für immer wesentlich feststellen werde, gerechtfertigt erscheinen.

Gelingt es den Machinationen der Gegner Rußlands und den Bemühungen der Türkenfreunde, die Fristung des politischen Daseins der Türkei beim nächsten Friedensschlusse zu erwirken, so gewinnt durch diesen Sieg die Revolution neue Kräfte; das alte Spiel, wie wir es oben ausführlich geschildert haben, geht wieder von vorn an, und die Revolution wird dann sicher und gewiß, früher oder später, sei es durch einen plötzlichen Umschlag der Dinge in Frankreich oder auf andere Weise, ihr Ziel erreichen, die letzten Bollwerke der Monarchie einreißen, die europäischen Throne umstürzen und auf deren Trümmern die sociale rothe Republik aufrichten.

Gewinnt aber Rußland vollständig und in allen Stücken den Sieg, so ist der in der Türkei steckende alte Krebsschaden, an welchem Europa vier Jahrhunderte lang gelitten hat, auf einmal geheilt, England für immer gedemüthigt und der Revolution auf dem europäischen Festlande ein für allemal ein Ende gemacht. Denn eins folgt aus dem anderen. Ist England gedemüthigt, so verliert es auch alle Lust und Kraft zur Fortsetzung der Revolutionsexperimente auf dem Continente, und die Revolution sieht sich nunmehr ihrer Hauptstütze beraubt. Hat die Revolution keinen Rückhalt mehr an England und ist sie obendrein aus ihrer Drachenhöhle in der Türkei herausgejagt, so verliert sie auch ihre Stütz- und Operationspunkte in der Schweiz und Piemont; mit dem direkten Hinarbeiten auf Revolutionsausbrüche ist es dann vorbei, und die geschwächte und

entmuthigte Partei sieht sich nun auf ihr indirektes Wirken, auf ihre geheimen Wühlereien beschränkt. Aber in demselben Grade, wie die Revolution entmuthigt und geschwächt wird, ermuthigt und kräftigt sich die Monarchie, und diese wird, durch eine vierzigjährige Erfahrung belehrt, nicht eher ruhen, als bis sie die Revolution in den geheimsten Schlupfwinkeln aufgespürt und herausgetrieben und ihr alle und jede Mittel, ferner zu schaden, genommen hat.

Da man nun unbedingt annehmen kann, daß Rußland über diese Alternative vollkommen im Klaren ist, so läßt sich auch eben so bestimmt voraussetzen, daß es sich durch die Machinationen seiner Gegner und die Vorstellungen der Türkenfreunde nicht beirren lassen, sondern so handeln wird, wie es sich unter den obwaltenden Umständen von selbst versteht.

Aber Rußland hat außerdem noch ein besonderes Interesse. Wer Rußlands Geschichte seit Peter I. kennt und daher weiß, daß diese Macht nicht eher geruht hat und auch, ihrer wesentlichen materiellen Interessen wegen, nicht eher hat ruhen können, als bis sie dem ungeheuren Reiche den natürlichsten Ausgangskanal im Westen, die Ostsee, geöffnet hat, der wird auch leicht begreifen, daß Rußland eben so wenig im Süden eher ruhen kann, als bis es hier die politischen Schranken des Bosporus und der Dardanellen durchbrochen und sich die unbedingt freie Passage nach dem Mittelländischen Meere geöffnet hat. Welcher unparteiische Staatsmann möchte dieses Streben Rußland zum Vorwurfe machen wollen? An sich liegt ja diesem Streben nichts weiter als ein staatsökonomisches Interesse zum Grunde oder der ganz natürliche Wunsch, dem russischen Seehandel und der russischen Schifffahrt diejenige Ausdehnung und Erweiterung zu verschaffen, die mit der starken Vermehrung der inländischen Erzeugnisse und den riesenhaften Fortschritten, welche das Reich in seinem Innern auf dem Culturwege gemacht hat, in angemessenem Verhältnisse steht. Findet man es doch sogar ganz in der Ordnung, daß die Nordamerikaner den Wunsch hegen, Cuba sich zuzueignen und dadurch den Schlüssel zum mexikanischen Meerbusen in ihre Hände zu bekommen; und bei Rußland wollte man einen Wunsch entgegengesetzter Art, nämlich den, mit seiner Schifffahrt im Süden nicht länger im Schwarzen Meere eingesperrt zu bleiben, tadeln? Würden, da wir gerade der Nordamerikaner gedacht haben, würden, fragen wir, die Nordamerikaner an Rußlands Stelle sich eine solche Ein- oder Absperrung geduldig gefallen lassen? Würden sie nicht schon längst die im Wege stehende politische Schranke durchbrochen und den Weg nach dem freien, offenen Meere sich gebahnt haben?

Erweiterten sich plötzlich durch irgend ein Naturereigniß der Bosporus und die Dardanellen bis zur Breite der Meerenge von Calais, so könnte

von einer politischen Schranke für die russische Schifffahrt aus dem Schwarzen Meere nicht mehr die Rede sein; und von dem nämlichen Augenblicke an würde höchst wahrscheinlich auch der türkisch-russische Streit mit leichter Mühe zu allseitiger Zufriedenheit beizulegen sein. Allein jene beiden Wasserstraßen sind nun einmal so schmal, wie wir sie im 8. Kap. beschrieben haben, und die Türkei ist im Besitz der wohlbefestigten Gestade. Also bildet die Türkei die politische Schranke; und sie zu durchbrechen gibt es nur zwei denkbare Wege, einen friedlichen und einen gewaltsamen. Der friedliche Weg wäre allerdings wohl möglich gewesen, wenn die Pforte auf dem Standpunkte sich befände, um Vernunftgründen und billigen Vorschlägen Gehör geben zu können. Denn dann würde ein Schutz- und Trutzbündniß mit Rußland auf friedlichem und zugleich für die Türkei gefahrlosem Wege das Nämliche bewirkt haben, was jetzt durch Waffengewalt und mit dem Untergange des politischen Daseins der Türkei erzwungen werden muß.

Vor dem Kriege von 1828—29 waren sogar den russischen Handelsschiffen die Dardanellen und der Bosporus verschlossen, und erst im Adrianopeler Friedenstraktat (Art. 7) bewilligte die Pforte freie Schifffahrt vom Mittelländischen ins Schwarze und vom Schwarzen ins Mittelländische Meer für russische Handelsfahrzeuge. In dieser Hinsicht wäre also, wenigstens formell und für Friedenszeiten, die politische Schranke aus dem Wege geräumt.

Aber Rußland ist zunächst schon durch seine ganze jetzige Weltstellung, sodann durch die jetzige ungeheure Ausdehnung des Seehandels und der Schifffahrt im Allgemeinen und endlich durch den in neuerer Zeit noch hinzugetretenen Umstand, daß die, den Umsturz aller europäischen Fürstenthrone im Schilde führende Revolution mächtige Flotten zu ihrer Verfügung hat, absolut und positiv auf die Aufstellung einer imposanten Seemacht hingewiesen; und da eben ist es die Türkei, welche der vollständigen Ausbildung, Entwickelung und Entfaltung einer derartigen russischen Seemacht hindernd im Wege steht.

Allerdings ist die russische Flotte schon jetzt sehr ansehnlich, wie wir im 10. Kap. gesehen haben; allein sie kann doch höchst wahrscheinlich immer noch nicht mit der englischen und kaum auch wohl mit der französischen und nordamerikanischen sich messen, theils wegen der geringeren Stärke in der Zahl der Kriegsschiffe, theils weil die anderen Staaten, vermöge ihrer geographischen Lage und der damit verknüpften großen Vortheile für die Ausbildung des Seewesens schon seit langer Zeit einen Vorsprung in dieser Beziehung gewonnen haben.

Nun aber hat England nur zu oft schon sein Uebergewicht zur See auf das Rücksichtsloseste und Empörendste mißbraucht (ohne unzähliger anderer Fälle dieser Art zu gedenken, braucht man nur an Englands Handlungs-

weise gegen Dänemark im Jahre 1807, an sein brutales Benehmen gegen Neapel in der Schwefelfrage und bei anderen Gelegenheiten, an die Pacifico-Geschichte mit Griechenland u. dgl. m. zu erinnern) und bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich auch gegen Rußland in dieser Weise mittelbare Angriffe und höhnende Herausforderungen gerichtet. Aehnliches haben Frankreich und selbst die Vereinigten Staaten, wenn auch seltener und indirekter, gethan.

Und das mächtige Rußland, welches bei einem europäischen Kriege eine Million wohlgerüsteter Krieger schlagfertig in's Feld rücken lassen kann, in Europa mehr als die Hälfte, in Asien beinahe ein Dritttheil des Flächenraumes einnimmt, und in Amerika ein Gebiet, doppelt so groß wie die europäische Türkei, besitzt, — Rußland, welches sich seiner Macht und Stärke vollkommen bewußt ist und seiner Würde nicht das Mindeste vergibt: dieser Riese sollte sich dergleichen Beleidigungen und Verhöhnungen auf die Dauer gefallen lassen? sollte, während die Kriegsschiffe jener Staaten beliebig alle Meere durchstreichen, und bald hier, bald dort anmaßend sich eindrängen und das große Wort führen, seine eigenen Kriegsschiffe eingesperrt halten lassen und bei einem so unerhörten Treiben, wie z. B. dem der frechen nordamerikanischen Demokraten in der Koßta-Angelegenheit zu Smyrna, immer den geduldigen Zuschauer spielen? sollte durch türkenfreundliche, auf nicht das geringste positive Recht basirte Flotten-Demonstrationen sich einschüchtern lassen? Daß Rußland weit entfernt hiervon ist, hat es wohl noch ganz neuerlich gezeigt, als England und Frankreich es in Wirklichkeit einschüchtern zu können vermeinten durch Aufstellung ihrer Flotten in der Besikabai und später im Marmorameere und Bosporus. Es hat von dieser Demonstration kaum Notiz genommen.

Also ist für Rußland der Besitz einer imposanten Kriegsflotte, mit der es jenen Seestaaten die Spitze zu bieten vermag, eine innere und äußere Nothwendigkeit geworden. Ohne eine Flotte, die namentlich der brittischen imponirt und ihr das Gleichgewicht hält, kann Rußland allerdings wohl indirekt, aber nie direkt überall und in allen politischen äußeren Verhältnissen so entschieden und mit dem Nachdrucke auftreten, wie es seiner sonstigen kolossalen Größe angemessen ist. Den Kern zu dieser Seekriegsmacht bildet die Flotte des Schwarzen Meeres (vergl. Kap. 10), die nicht, wie die Ostseeflotte, mit klimatischen und anderen Naturhindernissen zu kämpfen und zugleich alle Elemente zu einer raschen Entwickelung unmittelbar zur Hand hat. Nur bedarf sie, um ganz das zu werden, wozu sie bestimmt ist, durchaus und unter allen Umständen des freien und ungehinderten Verkehres nach und in dem Mittelländischen Meere. Hier kann sie sich weit vollständiger, als je im Schwarzen Meere, mit trefflichen, erfahrenen Seeleuten bemannen und hat zugleich überreichlich Gelegenheit zu praktischen Uebungen, bis Rußland zur See eben das geworden sein wird, was es jetzt zu Lande ist, oder, mit anderen Worten, bis die russische Seemacht mit der russischen Landmacht in Einklang gebracht worden ist. Rußlands ungeheure Hülfsmittel reichen

aus, um eine Marine von mehr als 100 Linienschiffen und einer entsprechenden Anzahl Fregatten, Corvetten 2c. nicht nur zu errichten, sondern auch auf die Dauer zu unterhalten; und gestützt auf eine mächtige Marine kann es den russischen Seehandel zu einer nie geahnten Höhe emporbringen, seinen asiatischen und amerikanischen Besitzungen am Stillen Meere eine unermeßliche Wichtigkeit und überhaupt seinen reichen inneren Hülfsquellen eine unberechenbare Entwickelung verschaffen. Das alles weiß und ahnt England sehr wohl, und weiß eben so gut, daß, wenn Rußland seinen Zweck erreicht hat, es mit der brittischen Seeherrschaft früher oder später vorbei ist. Daher sucht es die, in dem politischen Dasein der Türkei ruhende letzte äußere Schranke auf alle erdenkliche Weise noch aufrecht zu erhalten und zu diesem Ende dem türkischen Kadaver durch Galvanisiren und andere Experimente wieder Leben einzuhauchen. Thörichter Wahn! Das tollste unter den angewendeten Mitteln ist ohne Zweifel der moderne Liberalismus, den die türkische Regierung auf Englands Rath und ganz besonders auf Lord Palmerston's Anstiften zur Schau trägt und sogar auch den Landesinstitutionen und dem ganzen Türkenthume einzupfropfen gesucht hat. Dadurch ist das Türkenregiment vollends zu einem ekelhaften Zerrbilde geworden. Wie es mit dem Türkenregimente überhaupt und in Wirklichkeit aussieht, ist im vorigen Kapitel, so wie im 7. und 9. Kap., genügend dargethan; und durch das wahnsinnige Bündniß mit der Revolution hat sich die Pforte mit eigener Hand den Todesstoß gegeben. England bevormundet nicht nur die Pforte, sondern hat auch vollständig Besitz von ihr genommen; so daß, gleichwie aus einem Besessenen nicht sein eigenes Ich, sondern der in ihm wohnende Dämon spricht, so auch Das, was die Pforte gegen Rußland oder Oesterreich spricht und thut, nicht sie selbst, sondern der in sie gefahrene brittische Dämon spricht und thut. Wenn sonach England die Pforte und damit faktisch auch die Türkei beherrscht, und zwar ohne das geringste Recht dazu zu haben, also lediglich im Wege der Anmaßung: woher mag doch da wohl England noch den Muth nehmen, Rußland einer Beeinträchtigung der Unabhängigkeit der Pforte zu bezüchtigen, weil dasselbe auf die Verwirklichung der ihm vertragsmäßig zustehenden Rechte dringt? Wie kann überhaupt noch von einer Unabhängigkeit der Pforte die Rede sein, wenn England, wie es der Fall ist, die Pforte beherrscht?

England ist allerdings in nicht geringer Verlegenheit, um seine Beherrschung der Pforte einem gewiegten Gegner gegenüber zu bemänteln oder gar zu rechtfertigen. Denn es kann offenbar nicht den wahren Grund unverhohlen kund geben und etwa sagen: „es geschieht deßhalb, damit Rußland im Schwarzen Meere eingesperrt bleibe und nicht durch sein Heraustreten nach dem Mittelländischen Meere mir meine Seeherrschaft streitig mache“; sondern es muß, so gut wie es gehen will, zu Scheingründen seine Zuflucht nehmen. Daher die ewigen Phrasen von „Unabhängigkeit der Pforte“, „Integrität des osmanischen Reiches“, „europäisches Gleichgewicht“ und dergleichen abgedroschenen Redensarten mehr.

Von einer Integrität des osmanischen Reiches zu reden, ist eben so absurd, wie das Geschwätz von der Unabhängigkeit der Pforte. Die Integrität des osmanischen Reiches oder der Türkei braucht Rußland nicht erst zu gefährden, sie ist in sich selbst, in ihrem eigenen Inneren schon genugsam gefährdet, oder vielmehr sie ist faktisch längst nicht mehr vorhanden, und die formelle Integrität ist der Art, daß sie auch ohne den jetzigen Krieg wahrscheinlich schon im nächsten Jahre mitten in der unheimlichen Stille eines scheinbar äußerlichen Friedens einer völligen Auflösung Platz machen würde. Wir

brauchen im Uebrigen nur auf die im vorigen und in anderen Kapiteln gegebenen Data und Facta hinzuweisen.

Und von einem solchen morschen Staatsgebäude, welches unter allen Umständen über Nacht zusammenbricht, will man gar erwarten, daß es das europäische Gleichgewicht aufrecht zu erhalten vermöchte? Bekanntlich machte sich das ganze vorige Jahrhundert hindurch die zuerst von Wilhelm III. von Oranien auf's Tapet gebrachte Idee oder Theorie eines s. g. europäischen Gleichgewichts geltend, nach welcher man in die eine Wagschale Westeuropa, in die andere Osteuropa legte. Hierbei wurde nun in der osteuropäischen Wagschale das türkische Reich für eine so wesentliche Gewichtsmasse gehalten, daß die christlichen Mächte sich die unerhörtesten Demüthigungen von der Pforte geduldig gefallen ließen, damit nur ja die Türkei konservirt und das vermeintliche Gleichgewicht nicht gestört würde. Der Zopfzeit des vorigen Jahrhunderts war eine solche Idee freilich ganz entsprechend; aber wie es möglich ist, daß man im Wesentlichen auch jetzt noch daran festhalten kann, ist unbegreiflich. Erhielt etwa die Türkei das europäische Gleichgewicht aufrecht bei den verhängnißvollen politischen Ereignissen, die auf die erste französische Revolution folgten? Erhielt sie es aufrecht während der Eroberungszüge Napoleon's?

Wenn man von einer Störung des europäischen Gleichgewichtes reden will, so ist es nicht etwa Rußland in seiner Stellung zur Türkei, sondern lediglich und allein England, welches durch seine übermächtige Flotte dieses Gleichgewicht längst gestört und sein Uebergewicht zur See nur zu oft schon auf die rücksichtsloseste und empörendste Weise geltend gemacht hat. Und jetzt sollten Continentalmächte, wie etwa Oesterreich, welches die unerhörtesten Beleidigungen von England erfahren hat, diesem nämlichen England dem im Einstürzen begriffenen türkischen Staatsgebäude noch Stützen unterstellen helfen, damit das monarchische Rußland nur ja keine imposante Seemacht zu schaffen und dem brittischen Uebermuthe und Revolutionirungsgelüste mit Nachdruck und Erfolg entgegen zu treten im Stande sei?

Gegenwärtig handelt es sich wahrlich um ganz andere Dinge, als längst verbrauchte Ideen aus bestaubten Akten alter Archive hervorholen. Es handelt sich, so zu sagen, um die Beschützung von Haus und Hof, es handelt sich um die Erhaltung der continentalen Fürstenthrone, es handelt sich um die Erhaltung der christlichen Kirchen und Altäre, es handelt sich um das ganze zeitige Wohl von Millionen, es handelt sich um die Erhaltung des Lebens von Hunderttausenden getreuer Unterthanen: denn alle diese höchsten, heiligsten und wichtigsten Interessen stehen auf dem Spiele, sind bedroht, sehr ernstlich und in Wirklichkeit bedroht von der, in den letzten vierzig Jahren des faulen Friedens zu einer Riesengröße herangewachsenen Revolution, wie wir ausführlich gezeigt haben. Hier ist keine andere Rettung, als daß die continentalen Mächte Englands hinterlistigen Plan vereiteln und das in der Türkei steckende Krebsgeschwür exstirpiren.

Daß auf diese Weise der Revolution ein Todesstoß gegeben oder ihr wenigstens auf dem europäischen Festlande ein für allemal ein Ende gemacht wird, davon auf das Vollständigste sich zu überzeugen, gibt es ein sicheres und untrügliches Mittel, welches obendrein sehr einfach ist. Man braucht nämlich nur in ganz und halb revolutionäre, radikale, demokratische, constitutionelle oder gemäßigt-liberale, Gothaparteiliche und ostensible conservative Tagblätter zu blicken, und man wird finden, daß alle diese Kinder, Enkel, Geschwisterkinder, nahe und ferne Anverwandte der Revolution zwar in manchen Stücken bedeutend und zum Theil sogar wesentlich von einander abweichen, aber in

der türkisch-russischen Angelegenheit treu zusammenhalten und eben so einhellig die Türkei in Schutz nehmen, wie gegen Rußland feindselig sich äußern. Ganz natürlich, denn die Türkei repräsentirt in dieser Angelegenheit die Revolution, und Rußland die Monarchie. Die Revolution hat einen außerordentlich scharfen Geruchssinn und wittert es augenblicklich aus, wenn ihr irgend Gefahr droht. Die nämliche Einhelligkeit, welche die in ihrem Dienste stehenden Tagblätter bei der türkisch-russischen Streitfrage kund geben, haben sie auch bei früheren Gelegenheiten häufig genug bewiesen. Denn sobald es ihrer allerseitigen Großmutter an's Leben geht, ist es wohl ganz natürlich, daß sie für den Augenblick den Parteizwist ruhen lassen, um mit gemeinsamen Kräften den gemeinsamen Feind zu bekämpfen.

Mit Recht also durften wir im Eingange dieses Kapitels sagen, daß die türkisch-russische Angelegenheit den Fuchs zum Loche herausgejagt und sehr Vielen, selbst unter den schlauesten und gewandtesten Männern, unversehens die Maske abgerissen hat, und daß sie den ganzen Schwarm unverhüllter und verkappter Revolutionsmänner, entschiedener Christushasser und scheinheiliger Namenchristen, geschworener Feinde des monarchischen Prinzipes und heuchlerischer Conservativer aufgestöbert und in eine namenlose Wuth versetzt hat dadurch, daß sie den von ihnen in den letzten vierzig Jahren des faulen Friedens mit so vieler Ausdauer und Geschicklichkeit aufgerichteten künstlichen Bau urplötzlich zu zerstören und damit ihre letzten Hoffnungen zu vernichten droht. Mit Recht auch durften wir diese Wuth durch das, dem Kapitel vorangestellte Motto charakterisiren.

Wird mittelst der Theilung der europäischen Türkei das dortige Krebsgeschwür exstirpirt, so hat von allen europäischen Mächten allein nur England Nachtheil davon, obwohl nicht einmal einen positiven, sondern nur negativen Nachtheil, nämlich den, daß es seinen bisherigen politischen Einfluß auf dem Continent großentheils verliert und einen mächtigen Concurrenten in der Herrschaft über das Meer, die es sich angemaßt hat, bekommt. Und daß England wenigstens in dem Grade gedemüthigt wird, daß ihm die Lust, das europäische Festland in Revolutionsbrand zu setzen und dann dabei im Trüben zu fischen, auf immer verleidet ist, davon hat der Continent offenbar nur Gewinn. Uebrigens werden ja Englands wesentliche und materielle Interessen nicht dadurch gefährdet. Das Land, welches den Namen Türkei führt, bleibt in physisch-geographischer Hinsicht ganz so, wie es von jeher war: es bringt die nämlichen Naturprodukte, wie immer, hervor, es bietet die nämlichen Handelsvortheile wie zuvor dar; kurz, mit dem Lande an sich ist auch nach der Theilung keine Veränderung vorgegangen und nur die eingetreten, daß die, die Minderzahl der Bevölkerung bildenden Türken hier dann nicht mehr herrschen, und daß die mahomedanische Regierung nunmehr durch eine christliche ersetzt ist. Bei der Auflösung des türkischen Reiches sind die nächsten Grenznachbarn, Rußland und Oesterreich, unbedingt auch die nächsten Intestaterben; und wenn Rußland von der türkischen Hinterlassenschaft in Europa die östliche und Oesterreich die westliche Hälfte an sich nimmt: was wäre es denn weiter? Würde dadurch das europäische Gleichgewicht gestört werden? Für die mit der Türkei Handel treibenden übrigen Nationen tritt dann offenbar keine andere Veränderung ein, als daß sie von der Zeit an mit Russen und Oesterreichern, statt wie

zuvor mit den Türken verkehren. Auch ist es nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, daß diese beiden Mächte sich nach den also erlangten Vortheilen gern bereit finden lassen werden, nicht nur den bisherigen niedrigen Zolltarif bestehen zu lassen, sondern auch sonstige Handelserleichterungen mit Beziehung auf die zuvor türkischen Provinzen zu gewähren. Die Handelsnationen erlangen ohnehin schon dadurch unermeßliche Vortheile, daß nach Beseitigung des Türkenregimentes sofort Recht und Gerechtigkeit, Gesetz, wirksamer Schutz, Ruhe und Ordnung an die Stelle der heillosen Türkenwirthschaft tritt. Was wollen, was können sie mehr verlangen? Sind dies alles nicht wesentliche Vortheile für den Handel? Bleiben nicht die 15 Millionen Menschen im Lande, die ihnen zuvor ihre Waaren abkauften? Sind die Natur- und Kunsterzeugnisse, die sie von dort holen, nicht ganz in der nämlichen Quantität und Qualität vorhanden, wie zuvor?

Betrachtet man die Theilung der Türkei von dem rein politischen Standpunkte aus, so möchte man doch fragen, welche Gefahren, d. h. welche wirkliche effektive Gefahren daraus für einzelne Continentalmächte hervorgehen könnten? Rußland hat seine Hauptstärke nicht in einem ausgedehnten Länderbesitz, sondern in der compakten Einheit seiner Bevölkerung mit Beziehung auf Stamm und Religionsverhältnisse, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten. Diese compakte Einheit aber würde zerstört und damit Rußlands intensive Stärke geschwächt werden, wenn irgend fremdartige und vom westeuropäischen Revolutionsgifte geschwängerte Elemente hineingebracht würden. Bei der umsichtigen und stets mit Beharrlichkeit und Consequenz verfolgten Politik der russischen Regierung ist also mit Bestimmtheit vorauszusetzen, daß sie nie nach dem Besitze irgend eines westlichen Staates trachten wird, vielmehr ist mit der nämlichen Gewißheit anzunehmen, daß selbst in dem Falle einer nothgedrungenen momentanen Eroberung Rußland auf den dauernden Besitz unbedingt verzichten würde. Denn es hätte von dem dauernden Besitze nur einen unberechenbaren Schaden, nicht aber irgend einen erheblichen Gewinn. Obgleich nun allerdings die große Mehrzahl der Bewohner der europäischen Türkei religions- und selbst größtentheils stammverwandt mit der russischen Nation ist, so würde Rußland auch dennoch nach dem Besitze der, den Bosporus, die Dardanellen und das Aegeische Meer beherrschenden türkischen Provinzen kein Verlangen tragen, wenn es nur irgend ein anderes Mittel gäbe, um die politische Schranke, die der Ausbildung und Entfaltung einer, für Rußland zur positiven Nothwendigkeit gewordenen, imposanten Seemacht hier im Wege steht, zu durchbrechen.

Oesterreich hat demnach von der Theilung der europäischen Türkei nicht nur ganz und gar nichts für seinen Länderbestand zu fürchten; sondern im Gegentheil drohen der österreichischen Monarchie, aus den genugsam entwickelten Gründen die größten und entsetzlichsten Gefahren, wenn das politische Dasein der Türkei noch einstweilen aufrecht erhalten und so der Revolution Zeit gelassen wird, ihren fürchterlichen Umsturz- und Umwälzungsplan auszuführen. Oesterreichs ärgste Feinde sind diejenigen Staaten, die mit der Revolution im Bunde stehen, also namentlich England, die Türkei und die Vereinigten Staaten von Nordamerika; und wäre im Jahre 1853 die Monarchie auf dem Meere in der Art schon vertreten gewesen, wie sie in Zukunft durch das entschieden monarchische Rußland sein wird, so würden sich wahrlich die Nordamerikaner nicht die unerhörte Frechheit gegen Oesterreich erlaubt haben, wie zu Smyrna in der Koßta-Angelegenheit.

Frankreich hat bei dem Fortbestehen oder Nichtfortbestehen der Pforte durchaus kein direktes Interesse, und zudem ja ohnehin seinen Beute-Antheil

in dem 6500 Q.M. großen Algerien längst vorweg bekommen. Daß der jetzige Kaiser der Franzosen in der orientalischen Angelegenheit zur Zeit noch mit England Hand in Hand zu gehen scheint, hat seinen besondern Grund, dessen Auseinandersetzung uns hier zu weit führen würde. Aber daß ein Mann, wie er, der mit kühner, entschlossener Hand den Revolutionsheerd in Frankreich zerstört hat; der die wider ihn selbst, wie gegen das ganze europäische Festland geschmiedeten Revolutionspläne genau kennt und sehr wohl weiß, wo sie geschmiedet werden; der eben so genau die französische Nation und deren Charakter und jetzige Stimmung kennt, und mit wohlbedächtiger Rücksicht auf diese Stimmung ihr die Aufrechterhaltung des Friedens wiederholt zugesagt hat: — daß dieser Mann eine Gelegenheit muthwillig vom Zaune brechen und der Türkei wegen — für welche irgend Sympathieen zu hegen dem französischen Volke auch nicht im Entferntesten eingefallen ist — Frankreich in einen Krieg zu verwickeln und damit seinem kaum erst aufgerichteten Throne den Umsturz bereiten sollte, ist völlig undenkbar.

Selbst England wird sich höchst wahrscheinlich noch besinnen, bevor es der Türkei wegen sich in einen Krieg stürzt, von dem es gewiß ist, daß es einen ungeheuren Schaden davon hat, wogegen die dadurch im günstigsten Falle zu erlangenden Vortheile höchst ungewiß sind. Denn hat England einmal mit Rußland Krieg angefangen, so kann es, wie die Sache steht, damit nicht eher aufhören, als bis einer von beiden Theilen unterliegt. Nun aber kann Rußland bei seinen unermeßlich reichen Hülfsquellen — die ihm überdies alles gewähren, was andere Staaten großentheils vom Auslande beziehen müssen — den Krieg Jahre lang aushalten, ohne zu ermatten, während ein Jahre langer Krieg für England in seinen jetzigen Verhältnissen der vollständigste Ruin wäre. Daher, wie gesagt, wird es sich wohl erst besinnen, und wahrscheinlich lieber mit einer Schadloshaltung (die es z. B. durch die Besitznahme Egyptens in reichem Maaße erhalten würde) sich begnügen, als einen Krieg beginnen, bei dem, wenn auch nicht seine politische Existenz, doch seine wichtigsten und wesentlichsten Interessen auf dem Spiele stehen.

Preußen hat bei der Exstirpation des in der Türkei steckenden alten Krebsschadens ganz das nämliche Interesse, wie Oesterreich. Denn wenn der Revolution nicht die Pulsader abgeschnitten, sondern sie am Leben gelassen wird, so erreicht sie ihren Zweck und stürzt dann den preußischen Thron eben so wohl um, wie die übrigen europäischen Throne.

Uebrigens sei dem Allen, wie ihm wolle: die Türkei, welche allein schon im Mahomedanismus den Todeskeim in sich trägt, laborirt an einem Siechthum, welches zu heilen, auch durch die desperateste Kur, eine völlige Unmöglichkeit ist. Das verfaulte türkische Staatsgebäude bricht unbedingt in sich selbst zusammen. Wir möchten doch den Staatsmann sehen, der den Jedermann einleuchtenden Beweis des Gegentheils zu führen im Stande wäre. Wenn es demnach so wie so mit der Türkenherrschaft auf der Balkanhalbinsel vorbei ist, weßhalb nicht schon bei der jetzigen Gelegenheit zu einer Maßregel schreiten, die doch einmal geschehen muß? Weßhalb immer wieder die alte Geschichte von vorn angehen lassen, wenn obendrein noch bei längerer Zögerung ganz Europa Gefahr läuft, eine Beute der Revolution und damit in den Abgrund gestürzt zu werden?

So können denn also alle Diejenigen, die von dem Revolutionsgifte nicht angesteckt sind, dem jetzt begonnenen Kampfe für die dauernde Ruhe, Ordnung und Wohlfahrt Europa's nur den vollständigsten Erfolg wünschen.

Und was Menschenkräfte nicht vermögen, vermag Der, „der da herrschet mit seiner Gewalt ewiglich und dessen Augen schauen auf die Völker, sie zu richten mit seiner Wahrheit und den Erdboden mit Gerechtigkeit.“ Das dann zu hoffende und mit der weiter oben erwähnten moralischen Veränderung bei der Menschheit im genauesten Zusammenhange stehende Friedensreich wird nicht auf einem Afterfrieden in der bisherigen Art, noch auf dem nicht viel besseren eines Elihu Burritt, sondern auf jenem Frieden beruhen, von dem in heiliger Begeisterung und himmlischen Tönen gesungen ward bei der Geburt des Welterlösers.

Register.



Druckberichtigungen.

Seite 3 Zeile 3 von oben statt 18° lies 48°.
" 7 " 10 v. o. statt 14 l. 24.
" 9 " 3 v. o. " Samothraen l. Samothrace.
" 21 " 2 v. u. " Islenje l. Islemje.
" 28 " 19u.20 v. o. " Moritza l. Maritza.
" 28 " 18 v. u. fehlt entspringt.
" 31 " 9 v. o. statt sonst l. auch.
" 37 " 8 v. o. " Atigne l. Cetinje.
" 39 " 14 v. u. " gestattet l. gestattete.
" 40 " 13 v. o. " ermittelt l. vermittelt.
" 40 " 4 v. u. " wann l. wenn.
" 57 " 17 v. u. " Kortsch l. Kertsch.
" 62 " 11 v. u. " hätte l. hatte.
" 98 " 4 v. u. " Antiochien l. Aethiopien.
" 100 " 13 v. u. " kommen l. kamen.
" 104 " 8 v. o. " halten l. hielten.
" 113 " 21 v. o. " nun mehr l. nunmehr.
" 116 " 1 v. o. " Malok l. Malek.
" 124 " 20 v. u. " werden l. weichen.
" 127 " 3 v. o. " weißlichen l. mißlichen.
" 127 " 19 v. o. " Kanals l. Fanals.
" 127 " 21 v. o. " zerschlagen l. geschlagen.
" 130 " 13 v. u. " Türken l. Turban.
" 132 " 21 v. u. " traten l. treten.
" 135 " 17 v. o. " Karomanien l. Karamanien.
" 136 " 14 v. o. " verwarfen l. verwerfen.

Seite 144 „ 19 v. u. statt Pultowa l. Pultawa.
„ 146 „ 9 v. o. „ sich darstellten l. dargestellt wurden.
„ 146 „ 17 v. u. „ vertrauten l. Vertrauten.
„ 148 „ 5 v. u. „ vor l von.
„ 151 „ 7 v. o. „ von den Russen l. vor den Russen
„ 151 „ 14 v. u. „ anderen l. anderer.
„ 156 „ 1 v u. fehlt hinter nach die Schlußklammer.
„ 161 „ 12 v. u. statt säugende l. saugende.
„ 170 „ 16 v. o. fehlt hinter Grundcharakter ein Komma.
„ 172 „ 22 v. o. statt wären l. waren.
„ 174 „ 7 v. o. „ einstöckige l. einstöckig.
„ 188 „ 22 v. o. „ üer l. über.
„ 188 „ 24 v. o. „ mit l. nach.
„ 188 „ 25 v. o. fehlt hinter erfolgten die Schlußklammer.
„ 188 „ 27 v. o. „ Paraved l. Paravedi.
„ 207 „ 15 v o. „ Abuassi l. Abassi.
„ 213 „ 15 v. u. fällt das schon S. 211 erwähnte Bulawaddin mit dem Nachsatze bis Dined weg.
„ 222 „ 15 v. u. statt hat l. begreift.
„ 244 „ 16 v. o. fehlt vor von Erbschaften nur Einziehung.
„ 245 „ 19 v. o. und Z. 8 v. u. statt unbenützten, ungenützt l. unbenutzten, ungenutzt.
„ 250 „ 5 v. o. steht zweimal Rußland statt einmal.
„ 252 „ 18 v. u. statt tatarische l. muselmännische.

